Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Werner Thormann.

Dritter Band.

Werner Thormann.

Ein Roman

von

Ludwig Rosen.

Dritter Band.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1859.

Sechstes Buch.

Der Freund.

Thust Du Gutes dem Freund, so bedenke wohl,
wie der Freund ist:
Doppelt gewinnst Du ihn Dir oder verlierest
ihn ganz.

1. Die Ankunft in Ramburg.

Die Postwagenfahrt dauerte lange, denn noch befand sich diese Beförderungsweise in jenen Gegenden in einem Zustande, der uns jetzt wie ein vorsündfluthlicher erscheint. Erst am Abend des nächsten Tages langte Werner in Ramburg an und ließ sich, da er völlig fremd in der Stadt war, den ersten besten Gasthof zeigen. Er wurde vorläufig in die allgemeine Gaststube geführt und setzte sich dort allein an ein Tischchen, von dem bestellten Weine zuweilen nippend und dann wieder seinen Gedanken Gehör gebend, die chaotisch genug in seinem Geiste wogten. Der wehmüthige Rückblick auf das Verhältniß zu Rosalinde, die düstre Erinnerung an die Demüthigung durch den Freiherrn, die Ungewißheit des zunächst Bevorstehenden: das Alles wirbelte bunt durch einander und darunter tauchten gelegentlich Gestalten auf, wie seine Schwester Elise und Clara, um kaum erschienen, wieder zu verschwinden. Da traf sein Ohr eine Stimme, die ihm bekannt vorkam und er sah nun erst die im Zimmer Anwesenden näher an. Um einen größeren Tisch saß eine Gesellschaft von Männern, die offenbar nicht den flüchtig vorüberziehenden Reisenden angehörten, sondern nach ihrer behäbigen Ruhe und Gemüthlichkeit

Einwohner der Stadt waren, hier in vergnüglicher Muße ihren Schoppen tranken und einen harmlosen Diskurs dabei führten. Aus diesem Kreise erscholl die Stimme, welche Werner so auffiel, doch wandte ihm der Wortführer den Rücken zu. Aber dieser eigenthümlich scharfe und doch schleppende Ton konnte nur Einem auf der Welt angehören, man mußte ihn unter allen andern heraus erkennen: es war die Stimme von Max Spring, dem ehemaligen Bierherzog! So neugierig Werner war, zu erfahren wie Spring hierher gekommen sein könnte, so beschloß er doch, vorerst die sehr laute Rede desselben nicht zu unterbrechen, sondern ruhig anzuhören. Er rückte daher seinen Stuhl unmerklich etwas näher und konnte nun jedes Wort verstehen.

Spring trug seinem aufmerksamen Zuhörerkreis vor, wie der Student Thormann aus dem Gefängniß befreit worden war und er schmückte seine Erzählung dermaßen mit Zügen von seiner eignen Erfindung aus, daß die Begebenheit wirklich ein gewisses abenteuerliches und kriegerisches Interesse darbot. Lassen wir ihn aber den Schluß der Erzählung mit seinen eigenen Worten ausführen. Nachdem er nämlich den „theuren Märtyrer der Sache des heiligen Vaterlandes“ glücklich aus dem Gefängniß und aus der Universitätsstadt hatte gelangen lassen, zog er einige dichte Wolken aus der fast vergeßnen Pfeife und fuhr, das bisherige

Pathos aufgebend, mit natürlicherem Tone fort: „Das dicke Ende kam aber nach, meine Herren, und es war bei allen neun Musen klobig genug. Sobald erst das Militair eingerückt war, ging die Hetzjagd los und es gab ein Citiren, Inhaftiren, Inquiriren, Consiliren, Relegiren, daß die Engel im Himmel sich drüber verwunderten. Es wurde so eifrig Hand an die Burschenschaft gelegt, daß sie bald mit Stumpf und Stiel ausgerottet war und auch nicht ein Würzelchen stecken blieb."

„Kamen Sie denn auch in Untersuchung, Herr Spring?" fragte ein stattlicher Herr, der mit vieler Theilnahme zugehört hatte.

„Ei, das versteht sich, Herr Kommissionsrath; ich war ja mit meinem ganzen herzoglichen Heer, vom höchsten Würdenträger bis herab auf den unbelecktesten Fuchs, erschienen, um an dem glorreichen Feldzug Theil zu nehmen."

„Erzählen Sie uns doch etwas von der Untersuchung! wie erging's Ihnen damit?"

„Das war ganz einfach. Ich wurde vor eine Kommission citirt, die wohl eine sehr gemischte sein mochte, denn es waren allerlei Kerle darin, mit und ohne Brillen, in schwarzen und bunten Uniformen, Schlauköpfe und Dummköpfe — alles durcheinander, nur so ein vortrefflicher Kommissionsrath war nicht dabei, wie hier einer mit am Tisch sitzt."

„Gehorsamer Diener, Herr Spring! Aber vergessen Sie unter dem Erzählen das Trinken nicht.“

„Weit entfernt, ich leere vielmehr dies Glas auf Ihr Wohl. Also da machten sie so diabolisch ernsthafte Gesichter, daß gegen diese Kerle die heilige Vehme nur ein Kinderspiel gewesen sein und die Inquisition zu Venedig nur aus dummen Schulbuben bestanden haben mag. Sie legten mir ihre Fragen vor und an einem Seitentische saßen zwei Dintenkleckser, um meine Antworten zu Papier zu bringen. Na, schreibt ihr nur zu, dacht' ich, es wird sich erbaulich genug ausnehmen. Also der Vorsitzende fragte mich: „Wo sind Sie an dem bewußten Abend gewesen, Herr Spring?“ — Auf dem Markt, Ew. Gnaden. — Die Kommission sah sich mit zufriednem Einverständniß an, der Vorsitzende warf einen forschenden Blick auf die Schreiber, ob sie auch diese wichtige Antwort gehörig protokollirten und fragte dann weiter: „Was fanden Sie auf dem Markt, Herr Spring?“ — Eine große Aufregung Ew. Gnaden. — Die Kommission sah sich wieder mit großer Genugthuung an, die Federn der Schreiber flogen und der Vorsitzende fragte: „Was war die Veranlassung dieser Aufregung, Herr Spring?“ — Das will ich Ihnen des Ausführlicheren mittheilen, Ew. Gnaden. Sehen Sie: es war ein Streit ausgebrochen und darüber hatten sich die Gemüther ansehnlich erhitzt, so daß in der

That ernstliche Thätlichkeiten in Aussicht standen. — „Aber die Veranlassung, die Veranlassung, Herr Spring?“ — Sie wollen die Veranlassung gern erfahren, Ew. Gnaden? Ich werde sofort die Ehre haben, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Also die Veranlassung war folgende: man konnte sich über den Werth einer neuen meteorologischen Erfindung nicht verständigen. Die Erfindung aber besteht in einem hölzernen Brett von beliebigen Dimensionen, welches jedoch vermittelst einer Schnur oder eines dicken Bindfadens aufgehängt werden kann; dieses Brett hängt man an einen außerhalb des Fensters zu diesem Endzweck eingeschlagenen Nagel und kann es dann, so oft man will, zur Beobachtung in das Zimmer holen; ist das Brett feucht, so ist der augenblickliche Zustand der Atmosphäre feucht, ist es wirklich naß, so regnet es, ist es trocken, so ist auch mit großer Sicherheit auf eine trockne Atmosphäre zu schließen.“

Ein Gelächter der Zuhörer unterbrach den Erzähler. Dieser aber fuhr mit gleicher Ernsthaftigkeit fort: „Die Kommission schaute sich mit einigermaßen verblüfften und dümmlichen Gesichtern an wie eine Heerde Schafe, denen der Leithammel abhanden gekommen ist; die Schreiber waren in ihrem Eifer, gleich Schlittschuhläufern, die rasch über's Eis gleiten, schon zu weit im Niederschreiben der meteorologischen Erfindung

gekommen und hielten nun erst auf einmal still, indem sie dumm zum Vorsitzenden aufblickten; dieser fuhr mich gewissermaßen unehrerbietig, ja unhöflich mit den Worten an: „Was bringen Sie da für Unsinn vor, Herr Spring? Die Studenten werden sich auf dem Markte nicht mit solchem abgeschmackten Zeuge beschäftigt haben!" — Halten zu Gnaden, Ew. Gnaden, sagt' ich, es waren keine Studenten, welche diese wissenschaftliche Disputation abhielten, sondern ehrliche Philister der Stadt, wenn Sie den Ausdruck nicht ungütig nehmen wollen. Studenten waren freilich auch auf dem Markte, aber was die anfingen und was für gelehrte Streitfragen die verfochten, darum habe ich mich nicht gekümmert, denn ich war zu aufmerksam auf die meteorologische Disputation, indem Einige behaupteten, eine solche Erfindung gereiche zum Heile der Menschheit, Andre aber, sie sei keinen Schuß Pulver werth oder vielmehr, so zu sagen, rein überflüssig. Weil ich nun immer dachte, es entstände daraus eine Keilerei, so war ich so gespannt auf den Erfolg, daß ich auch nicht eine Spur von dem weiß, was die Studenten mittlerweile vornahmen. — Na, meine Herren, ich wollte, Sie hätten die rothen Köpfe sehen können, welche die hochansehnliche Kommission über meinen Bericht bekam! Ob dieser Bericht ordentlich bis zu Ende in den Protokollen niedergeschrieben wurde, weiß ich nicht zu sagen, denn diese

Protokolle wurden mir nicht vorgelesen, wie's eigentlich in der Ordnung war, sondern ich wurde ersucht, die Versammlung zu verlassen, nachdem mir der Vorsitzende mit unziemlicher Heftigkeit das Wort entzogen hatte, ja die Redensarten bei meiner Entlassung waren so wenig fein und gewählt, daß die Behauptung mit einiger Sicherheit obwohl mit vorsichtiger Behutsamkeit gewagt worden ist, es sei einem Mitglied der Kommission der jedenfalls sehr unanständige Ausdruck entfahren: „gehn Sie zum Teufel!"

Ein schallendes Gelächter unterbrach den Erzähler, der diese Pause benutzte, sein Glas zu leeren und dann mit unerschüttertem Gleichmuth fortfuhr: „Eine ähnliche Aufforderung, obwohl in geziemenderen Ausdrücken doch des gleichen Inhalts, nämlich mich zum Teufel zu scheren, kam nach einigen Tagen schriftlich in meine Hände; so packte ich denn meine Siebensachen in Gottes Namen zusammen und verließ mein Herzogthum und die Universitätsstadt."

„Sie sind doch ein Tausendsappermenter!" schmunzelte der Kommissionsrath, Spring's Glas von neuem füllend.

„Gehorsamer Diener, ich trinke dafür dies Glas auf mein Wohl."

„Aber — begann ein andrer Herr, der schon einige Zeit grübelnd gesessen — ein Umstand ist mir in

Ihrer Erzählung dunkel und ich möchte daher um Aufklärung bitten: warum führten zwei Schreiber das Protokoll, da es doch an einem genügt und solches auch sonst allgemein üblich ist?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Geheim-Sekretär. Wegen der Wichtigkeit der Sache und weil ich der Herzog war, wurden ad majorem rei gloriam zwei Protokollführer genommen. Sie wissen ja: ein türkischer Pascha führt der Regel nach einen Roßschweif, wenn es aber ein Pascha von Auszeichnung, gleichsam ein doppelter Pascha ist, so bekommt er zwei Roßschweife und ich habe mir sagen lassen, daß es sogar Pascha's von drei Roßschweifen geben soll, jedoch erscheint mir die Sache extravagant, wenigstens mich hätte die Ehre, drei Protokollführer zu haben, zu Boden gedrückt."

Der Kommissionsrath fragte: „War denn mein Einmiether, der Assessor Falkenberg, der ja mit Ihnen studirt hat, auch in diese Geschichte verwickelt? Es ist ihm wenigstens Nichts geschehen, so viel ich weiß."

„O ja, verwickelt war er wohl hinein, aber er hat sich glücklich wieder herausgewickelt. Es geht eine Sage von ihm, daß ihm einst Fortuna erschienen sei und ihn aufgefordert habe, sich eine Gnade zu erbitten; da habe er denn blos den anscheinend so höchst bescheidnen Wunsch geäußert, daß er Fortuna's Schleppe tragen dürfe, was

die Göttin, sehr geschmeichelt durch diese demüthige Ergebenheit, gern gewährte. Aber der Schlaukopf wußte wohl, was er that, denn er geht nun immer auf Fortuna's Wegen, er wandelt stets auf Blumenpfaden, er schreitet frei durch alle Pforten, die andern armen Teufeln vor der Nase zugeschlagen werden."

„Was ist denn eigentlich aus dem Thormann geworden, um den es sich bei dem ganzen Spektakel handelte?" fragte einer der Herren.

Spring erwiderte mit affektirtem Pathos: „Weihen wir seinem Andenken eine Thräne! Er ist verschollen und ohne Zweifel diesem irdischen Jammerthal voll Karzer und Verhörstuben, Pedellen und Gensdarmen, enthoben. Aber mag seine irdische Hülle nun verstauben unter dem glühenden Sand Afrika's oder erstarren unter dem Eise des Nordens, sein Andenken lebt in manchem wackern deutschen Herzen fort und ich schlage vor, daß wir ein Glas leeren den Manen des echt deutsch gesinnten hochherzigen Thormann, gebürtig aus irgend einem Orte dieses an großen Männern gesegneten Königreichs!"

Die Tischrunde stieß an und leerte die Gläser auf die Manen Thormann's. Werner mußte lächeln, so ernst er sonst gestimmt war, er rief aber einen eben vorbeigehenden Kellner an und gab ihm leise den Auftrag, Herrn Spring zu bitten, daß er auf ein Paar

Worte zur Seite kommen möge. Er zog sich darauf in den entgegengesetzten Raum des Zimmers zurück, um in möglichster Unbemerktheit die Wiedererkennung vor sich gehn zu lassen und redete Spring, als dieser dorthin folgte, mit halblauter Stimme an: „Herzog, was für kurioses Zeug bringst Du da zum Vorschein?"

Spring brachte sein etwas blödes Gesicht dem Fremden näher und sagte: „Bei Apoll und seiner Sippschaft, wen haben wir da?"

Rasch fiel Werner ein: „Ich heiße jetzt Thor, rede mich daher nicht mit meinem vollen Namen an."

Spring unterdrückte einen Schrei der Verwunderung, zog aber alsbald den Erkannten stürmisch an seine Brust und führte ihn jubelnd an den Tisch. „Hier, meine Herren — sagte er — hab' ich die unerwartete Freude, Ihnen einen Universitätsbruder vorstellen zu können, meinen Freund Thor, der nicht blos ein halber Namensverwandter von jenem Thormann ist, sondern auch ein entschiedner Geistesverwandter, ein gleichsam aus dem zu langen Rocke zu einer Jacke abgestutzter und verkürzter Thormann. Setze Dich zu uns, alter Freund und trink ein Glas des Willkomm's."

Die Herren machten bereitwillig Platz und Werner fand sich mit zuvorkommender Freundlichkeit in den Kreis aufgenommen. Sein feines Aussehn, sein ernstes

aber mildes Wesen, seine verständige Unterhaltung — das Alles gewann ihm leicht die wohlwollende Gunst der gutmüthigen Leute; sie ließen mehr Wein kommen und beschlossen sogar, länger als gewöhnlich zusammen zu bleiben und gemeinschaftlich ein warmes Abendessen zu sich zu nehmen. Besonders der Kommissionsrath Wessels schenkte dem jungen Mann seine volle Gunst und sagte zu ihm beim Abschiede: „Erzeigen Sie mir die Freude und besuchen Sie mich morgen Abend auf ein Stündchen; Sie werden da auch den Assessor Falkenberg treffen, den Sie ja ebenfalls, wie ich höre, von der Universität her kennen."

Werner nahm die freundliche Einladung an. Als er mit Spring allein war, fragte letzrer alsbald: „Nun sage mir doch, wie in aller Welt kommst Du nach Ramburg?"

„Auf sehr einfache Art, lieber Spring. Ich zog mich unter etwas verändertem Namen in die Einsamkeit des Landlebens zurück, indem ich eine Hauslehrerstelle bei einer adeligen Familie annahm, bin aber jetzt hierher gekommen, um zu versuchen, ob ich nicht eine Amnestie jener alten Studentengeschichte erwirken kann und daher genöthigt, einstweilen noch mit dem veränderten Namen aufzutreten."

„Du hast dich außerordentlich verändert, Freund Thormann, und man sieht es Dir an, daß Du Dich unter

den Vornehmen und Reichen dieser Welt herumgetrieben hast, denn es ist etwas von ihrem Puder und Mehlthau auf Dich gefallen, Du hast etwas von ihrer äußern Vergoldung angenommen, aber hoffentlich bist Du innerlich unverändert geblieben."

Werner antwortete mit schwermüthigen Lächeln: „Ich hoffe, daß mein Herz an Gesinnung und Treue das alte geblieben ist. Aber sage Du mir nun, welche Lebenswelle Dich hierher verschlagen hat; Du scheinst hier ja ganz vor Anker zu liegen."

„Ich habe mein Schifflein allerdings in diesen Hafen gelenkt und es gefällt mir bis dahin gut an diesem Platze. Als ich relegirt war, hatte ich keine Lust, eine andre Universität zu besuchen, denn meine Studienjahre waren fast abgelaufen und ich hatte, die Wahrheit zu sagen, blutwenig gelernt, hätte darum unmenschlich arbeiten müssen, wenn ich irgend ein Resultat erzielen wollte. Da traf es sich, daß ein Vetter meiner Mutter starb, der sich erst vor Kurzem hier mit der Erbin dieses Gasthofes verheirathet hatte und es wurde im Familienrath beschlossen, daß ich an seine Stelle treten sollte, wenn es sich so machte. Ich reiste also hierher, führte einstweilen die Bücher und sonstigen Geschäfte, so daß ich mich bald als Minister der in- und auswärtigen Angelegenheiten betrachten konnte und da außerdem sich ein zartes Band der Herzensneigung

zwischen mir und der jungen Wittwe anspann, so kannst Du in Zeit von vier Wochen durch Deine elegante Erscheinung unser Hochzeitsfest verherrlichen; ja Du wohnst jetzo bereits halb und halb in meinem Reich, da ich im Begriff stehe, die Standeserhöhung vom Herzog von Puffendorf zum König von England mit mir vornehmen zu lassen. Denn mein bescheidner Vorschlag, die Firma des Hauses möchte „zum Herzog von Puffendorf" lauten, fand keine Gnade vor meiner Braut und vor dem Familienrath, und so muß ich mich denn zur königlichen Würde bequemen."

Mit Verwunderung aber nicht ohne Bedenklichkeit vernahm Werner diese Mittheilung und Spring mußte die letztre in seinem Gesicht lesen, denn er fuhr fort: „Ich kann errathen, was Du denkst, Bruderherz, aber darüber sei ganz ruhig. Ich habe freilich als Student dem Bierstoff etwas zu viel zugesprochen, aber ich habe auch etwas gelernt: auf der Universität ist nichts aus mir geworden, aber als Gastwirth zum König von England und als Ehemann will ich etwas Ordentliches sein und bleiben. Ich habe mir das Ehrenwort gegeben, kein Bier mehr zu trinken und ich habe es gehalten; ich habe mir vorgenommen, nur des Abends in Gesellschaft ein Glas Wein zu trinken und dabei ein bestimmtes Maß nicht zu überschreiten und ich habe es durchgeführt."

Erleichtert sagte Werner: „Das ist brav von Dir. Also Falkenberg ist jetzt hier Assessor?"

„Assessor nennen ihn die Menschen, die Götter aber Referendarius, doch wird er es bald genug zum wirklichen Assessor bringen. Er ist nie sonderlich mein Mann gewesen und ist es auch jetzt nicht, doch — Du wirst ihn ja sehen und selbst urtheilen."

Hiervon abbrechend fragte Werner: „Kannst Du mir von einigen Andern etwas Näheres berichten? Wie mag es Moritz Schramm ergehen?"

„Ich habe gehört, daß er in seiner Heimat als Militärarzt eingetreten ist."

„Und Heitz?"

„Der ist einige Zeit in Untersuchung gewesen, dann aber purificirt worden. Er hat bereits sein Examen gemacht und wird wohl irgendwo in den praktischen Dienst eingetreten sein."

„Und Brune?"

„Die Kamöne? Na, ich fürchte, aus dem wird nicht viel werden. Wer so gern mit dem Schläger zu thun hat und so oft auf der Mensur steht, der läuft auch am Ende einmal garstig an. Ich hörte, daß er auf eine süddeutsche Universität gegangen ist und einen wahren Vernichtungskampf gegen die Landsmannschafter unternommen hat."

„Und Pfeifer?"

„Der Neuseeländer? Wenn er nicht wirklich nach Neuseeland gegangen und bereits von den Eingebornen aufgespeist ist, so befindet er sich entweder im Irrenhaus oder ist als Polizeispion beschäftigt.“

„Du hast noch immer den alten Haß auf ihn. Aber es wird spät, wir wollen aufbrechen.“

So trennten sie sich für heute.

2. Das Wiedersehen.

Am nächsten Vormittage erschien Theodor Falkenberg frühzeitig auf Werner's Zimmer. Er umarmte den Freund mit leidenschaftlicher Heftigkeit, welche von letztrem mit einer gewissen Kühle erwidert wurde. Dann betrachteten sich beide Freunde gegenseitig einige Augenblicke mit prüfenden Blicken. Theodor war sehr fein und modisch gekleidet; sein Gesicht hatte sich etwas schärfer ausgeprägt, sein Auge hatte einen fast stechenden Charakter angenommen. Er unterbrach die peinlich werdende Pause: „Mein Hauswirth hat mich heute Morgen mit der Nachricht überrascht und entzückt, daß Du gestern Abend hier eingetroffen wärest; ich hätte eher des Himmels Einsturz erwartet, denn ich mußte Dich auf Schloß Hohenfels vermuthen. Machst Du vielleicht eine Vergnügungsreise?"

„Das nicht. Mein Verhältniß auf Hohenfels ist abgebrochen."

„Wie, Du hast die schöne Stelle aufgegeben? hast Du vielleicht eine andre vortheilhaftere erhalten?"

„Ich bin für den Augenblick ohne Stelle, aber ich bin hierher gekommen, um endlich meine Angelegenheiten in's Reine zu bringen. Wenn man noch glaubt, eine

Strafe über mich verhängen zu müssen, so will ich mich derselben unterziehen, sonst aber will ich in meine bürgerlichen Rechte wiedereingesetzt werden und meine ursprüngliche Laufbahn verfolgen."

Auf Theodor's Gesicht machte sich einige Aengstlichkeit bemerklich, doch unterdrückte er dieselbe und sagte: „Hättest Du nicht besser gethan, mit diesem zweifelhaften und bedenklichen Schritt noch zu zögern?"

Mit unverhüllter Bitterkeit erwiderte Werner: „Ich kann doch nicht immer Hauslehrer bleiben?"

Verlegen ging Theodor im Zimmer auf und ab, indem er sagte: „Ich bin Dir zu hohem Danke verpflichtet und mein Vater hat nur einen kleinen Theil desselben abgetragen, als er Dir zu einem nach den Umständen vortheilhaften Unterkommen verhalf; ich bekenne mich daher gern zu Deinem fortwährenden Schuldner und habe dabei ein so großes Vertrauen zu Deiner Freundschaft, daß ich überzeugt bin, Du wirst Dein Verdienst um mich nicht schmälern, indem Du mich in einem Augenblick comprommittirst, wo ich mein letztes Examen abzulegen im Begriff stehe. Warte nur noch einige Zeit mit Deinen Enthüllungen und ich werde in einer gesicherten Stellung sein, wo es mir möglich ist, für Dich wie für mich die Folgen meiner Uebereilung unschädlich zu machen. Ich kann auch mich schon längst als zehnfach gestraft für jene Uebereilung ansehn, da

ich beständig in der Besorgniß leben mußte, irgend ein unglücklicher Umstand würde meine Betheiligung an's Licht ziehn."

„Und hast Du denn nicht an mich gedacht?" fragte Werner mit finstrem Groll.

„Das versteht sich so sehr von selbst, daß ich nicht für nöthig hielt, davon zu reden. Auch darf ich Dir offen bekennen, wie mich eines Theils der Gedanke tröstete, daß Dir eine einträgliche Stellung früher, als Du sonst darauf hättest rechnen können, verschafft war, andern Theils die Erinnerung beruhigte, daß Du selbst mir Deine Abneigung gegen eine Anstellung als praktischer Geistlicher zu verschiednen Malen mitgetheilt hast. Aber wie gesagt: mein Dankgefühl für Dich ist unerschöpflich und eben darum, weil ich Dir schon so viel verdanke, fühle ich mich nicht beschämt bei dem Gedanken, Dir auch dafür verpflichtet zu werden, daß Du mir in diesem Augenblick keine Störung bereitest."

Mit bittrer Schärfe sagte Werner: „Ich habe Dir allerdings einen Freundschaftsdienst erzeigt, der an sich nicht sonderlich erheblich war aber durch die Umstände theuer genug für mich wurde. Er kostete mir den Verlust meiner Freiheit, eine unwürdige Behandlung und den Tod meiner Mutter, die es wohl einsah, daß ich in einer hoffnungslosen Lage zurückblieb. Was ich so theuer bezahlt, werde ich nun nicht verlieren wollen."

Als Werner hier inne hielt, gleichsam für sich irgend eine Gedankenreihe verfolgend, sagte Falkenberg: „Ich hoffe, daß Du übertreibst, denn wenn das nicht der Fall wäre, so könnte es nur grausam von Dir genannt werden, mir in dieser Weise die meist zufälligen Folgen einer Dienstleistung vorzurücken."

Werner blickte ihn plötzlich ernst an und fragte scharf: „Warum hast Du kein Wort über mich an Deinen Vater geschrieben, der nahe daran war, mich als armseligen Bettler fortzuweisen? Warum hast Du an mich selbst keine Zeile gerichtet?"

Falkenberg vermied die fragend auf ihn gerichteten Augen und sagte: „Auch hier übertreibst Du wieder außerordentlich. Wenn mein Vater Dich auf seine Verantwortlichkeit einer vornehmen Familie empfahl, so daß Du ohne Weiteres von ihr angenommen wurdest, so kann man das wahrhaftig kein Abweisen nennen und darf kein Gewicht auf die anfängliche Ablehnung legen."

Unmuthig entgegnete Werner: „Du gehst gar nicht auf die Hauptsachen ein und hängst Dich immer nur an Nebenumstände. Es ist überhaupt besser, wir lassen diesen Gegenstand fallen, da wir in einen so seltsamen Ton gerathen sind. Es fiel mir gar nicht ein, Dir meine Leiden als Deine Schuld aufzählen zu wollen, sondern ich wollte nur bemerklich machen, daß es thöricht

von mir wäre, wenn ich jetzt, indem ich Dich vorschöbe, meine Opfer — so groß oder klein sie nun auch nach Deiner oder meiner Ansicht sein mögen — gleichsam umsonst gebracht hätte."

Falkenberg fühlte sich durch diese Wendung erleichtert, er sprach mit möglichst herzlicher Stimme: „Nicht wahr, Werner, wir waren in einen seltsamen Ton gefallen, der unter Freunden, wie wir sind, nicht gehört werden sollte? Aber welche Mißverständnisse, welche falschen Ausdeutungen und Anklagen würde ich nicht gern von Dir ertragen, dem ich so unendlich verpflichtet bin! Ich hatte nur Deine wahre Meinung nicht vollkommen verstanden, ob Du nämlich Deiner Großmuth die Krone aufsetzen willst und eine kurze Zeit wartest, bevor Du den Behörden Deine Eröffnungen machst, welche Verzögerung, wie ich schon früherhin bemerkte, außerdem zu unsrem beiderseitigen Vortheil gereichen würde."

„Meine Meinung ist — erwiderte Werner — Dich vor wie nach aus dem Spiele zu lassen und die kleine Schuld, die ursprünglich zum Grunde liegt, ganz auf mich zu nehmen. Es ist nie meine Absicht gewesen, Deinen Namen in dieser Angelegenheit zu nennen."

Falkenberg verbarg seine Freude und sagte mit dem Tone des freundschaftlichen Antheils: „Du solltest aber doch meinem Rathe folgen und erst noch ein wenig Gras über der Geschichte wachsen lassen."

„Es ist schon lange genug Gras darüber gewachsen, dächt' ich."

„Nun, wir sprechen weiter darüber; Du wirst ja nicht zu rasch handeln und so bleibt uns Zeit zur Ueberlegung. Du hast Dich hier bei unsrem alten Freunde Spring einlogirt, oder wenigstens in dem Hause, das bald das seinige werden wird; Du warst also von seiner merkwürdigen Carriere unterrichtet?"

„Ein Zufall führte mich in dies Haus und zufällig traf ich gestern Abend den alten Universitätsgenossen."

„Nun, es ist ein gutes Haus, zwar nicht eins der ersten, aber anständig und billig. Spring macht in gewisser Art ein gutes Geschäft und er soll sich mit Thätigkeit und Umsicht in seinem neuen Wirkungskreis benehmen."

„Habt ihr keinen Umgang mit einander?"

„Nur wenig. Er kann den Studenten nicht vergessen und fällt immer wieder in den burschikosen Ton. Aber Du hast ja gestern Abend auch die Bekanntschaft meines Hauswirthes, des Kommissionsraths Wessels gemacht und er erwartet Dich heut Abend in seinem Hause."

„Ich habe allerdings zugesagt, allein da ich in dem Hause nicht eingeführt bin und die Einladung einer augenblicklichen Laune zuschreibe, wie sie ein gutmüthiger Mann zuweilen bei einem Glase Weines hat, so bin ich nicht gesonnen, Gebrauch davon zu machen."

„Komme nur ja hin. Wessels ist, obwohl ein reicher und angesehner Mann, doch ganz nach der alten Welt und ohne alle Umstände, sogar völlig eingenommen gegen die Förmlichkeiten der Etikette. Er hat eben deshalb auch seine Abenderholung in diesen Gasthof verlegt, wo nur Leute von zweiter oder dritter Lebensstellung zusammen zu kommen pflegen, während er Mitglied der vornehmsten geschloßnen Gesellschaft ist, die wir hier besitzen und dort mit Achtung behandelt werden würde. Es ist ihm mit seiner Einladung vollkommen Ernst gewesen und er erwartet Dich ganz bestimmt. Auch ich sehe Deinem Erscheinen dort mit um so größerer Hoffnung und Zuversicht entgegen, als ich leider für den ganzen Tag völlig durch meine Geschäfte in Anspruch genommen bin und daher erst für die Abendstunden im Wessels'schen Hause auf das Glück rechnen kann, Dich zu sehen. Nicht wahr, Du täuschest mich in dieser Hoffnung nicht?"

Werner erklärte hierauf, er würde erscheinen und nach einigen gleichgiltigen Gesprächen eilte Falkenberg fort. In der Einsamkeit machte sich Werner selbst Vorwürfe, daß er einen solchen Ton gegen den ehemaligen Freund angeschlagen, aber er konnte seine Gereiztheit gegen denselben nicht beherrschen.

Wenn Falkenberg wirklich wünschte, Werner in dem Familienkreise seines Hauswirthes erscheinen zu sehen,

so entsprang dieser Wunsch aus einer Art von Eitelkeit. Er war sich bewußt, in einer Gesellschaft, in welcher auch Damen sich befanden, zu glänzen und namentlich in dieser Gesellschaft, wo er die Andern und sich selbst daran gewöhnt hatte, als Hahn im Korbe zu gelten. Er wollte daher einen Triumph vor Werner feiern, von dem er annehmen mußte, daß er mit den gesellschaftlichen Formen ziemlich unbekannt wäre, eine Annahme, die sich auf den spöttischen Bericht der Schwestern über dessen Auftreten im elterlichen Hause gründete. Wenn freilich Werner einige Jahre in einem vornehmen Hause gelebt hatte, so ließ sich zumal bei dem bekannten Stolz der Hohenfels'schen Familie annehmen, daß die Stellung eines Hauslehrers dort eine höchst gedrückte und zurückgesetzte würde gewesen sein, weit mehr geeignet, ein scheues und unbeholfnes Wesen hervor zu rufen, als abzuschleifen. Vom Ball in Rottenheim hatten die Schwestern zwar schriftlich berichtet und von der Anwesenheit Werner's Erwähnung gemacht, aber mit der Andeutung, derselbe habe sich dort „abscheulich benommen" und „den Lakai des stolzen Fräuleins gespielt." So meinte also Falkenberg, daß er nicht nur dem unbequemen Freund durch sein sichres und siegreiches Auftreten in der Gesellschaft imponiren würde, sondern daß auch der ungewandte und uninteressante Fremde seiner eignen Erscheinung gleichsam zur Folie

dienen sollte. Er hatte sich aber in seinen Voraussetzungen ungemein geirrt, wurde auch sogleich beim Eintritt Werner's einigermaßen in seiner Sicherheit erschüttert, da derselbe nicht nur tadellos gekleidet war, sondern sich auch mit jener bewußten Ruhe bewegte, die denjenigen leicht erkennen läßt, der in feinen Kreisen gelebt hat.

Die Gesellschaft war klein und bildete nur einen sogenannten „Familienabend." Der Hausherr machte in seiner behaglichen Gutmüthigkeit den besten Eindruck; seine Frau war eine würdige Matrone mit klugen Augen, mehr beobachtend als redend, von unverkennbarem Wohlwollen erfüllt; die Tochter Ottilie war keineswegs schön, aber in ihrem angenehmen Gesicht sprach sich Verstand und Herzensgüte aus. Sonst war noch außer Falkenberg ein Nachbar, der Großhändler Schwind, mit Sohn und Tochter zugegen: der Vater behauptete eine einsilbige Würde, so daß man nicht wissen konnte, ob er sich bei den meisten Unterhaltungen deshalb so wenig betheiligte, weil sie unter oder weil sie über seinem geistigen Horizonte waren; der Sohn war ein hübscher junger Mann von bescheidnem stillem Wesen, die Tochter noch sehr jung und zu schüchtern, um etwas Andres als möglichst kurze Antworten auf die an sie gerichteten Fragen hören zu lassen.

Nachdem die übliche Vorstellung beendigt war, las

Falkenberg bald in den Mienen der Damen, daß der Eindruck, den Werner hervorgebracht, ein durchaus günstiger war und man konnte sich nicht verhehlen, daß die gemeßne, bescheidne, würdige Weise seines Auftretens gefallen mußte, während das geistvolle Gesicht mit den deutlichen Spuren eines nicht überwundnen, sondern nur beherrschten Schmerzes etwas sehr Anziehendes hatte. Das gönnerhafte Wesen, welches Falkenberg in Beziehung auf seinen Freund geltend zu machen versucht hatte, erledigte sich nach der ersten Viertelstunde von selbst und zerplatzte wie eine Seifenblase.

Man nahm um den Theetisch Platz und die Unterhaltung wandte sich bald auf die Studienjahre der beiden jungen Männer. Der Kommissionsrath stellte die Frage: „Wenn Sie nun von Ihrem jetzigen Standpunkt aus auf Ihre Universitätszeit zurückblicken, wie kommt Ihnen dieselbe dann eigentlich vor? Gar Vieles, was Sie damals für wichtig ansahen und ernsthaft behandelten, muß Ihnen doch jetzt unwichtig und vielleicht spaßhaft erscheinen."

„Gewiß — antwortete Falkenberg — es ist in mancher Hinsicht damit wie mit einer Maskerade: man steckt sich in die Maske, macht tolle Streiche, amüsirt sich auf's Beste und legt nachher die Hülle wieder ab, um ruhig und ernst zu den Beschäftigungen des wirklichen Lebens zurück zu kehren. Die Erinnerung an die

froh verlebten Stunden bleibt immer angenehm, aber sie kann weder den Wunsch erwecken, beständig in einer solchen Situation verharren zu wollen, noch den feineren Freuden, den schöneren Aussichten und beseligenderen Hoffnungen des späteren Lebens den mindesten Abbruch thun."

Werner bemerkte wohl, daß der Redner hierbei einen feurigen Blick auf Ottilie warf, aber das Feuer desselben zündete für diesmal nicht, da sie ihre Augen auf die leere Tasse des ältern Herrn Schwind gerichtet hatte. Er selbst begann mit einem zugleich traurigen und vorwurfsvollen Tone: „Sollte uns wirklich die Universität nicht mehr gewesen sein als eine solche vorübergehende Mummerei und namentlich uns, die wir uns für Freiheit und Vaterland, damit zugleich aber für alles Schöne und Große begeisterten?"

Mit einiger Geringschätzung sagte Falkenberg: „Freilich meinten wir es ernst mit unsrer Begeisterung und darin unterscheidet sich unsre akademische Spielerei von einem sonstigen Mummenschanz, während dessen uns das Bewußtsein des Scherzes nicht abhanden kommt. Daß man Etwas für ernst halten kann, was an und für sich nichts ist als eine Täuschung, das ist eben einer der Vorzüge der Jugend und darin liegt die Möglichkeit, daß sich die Jugend in einem solchen Traum glücklich erachtet. Der Erwachende kann sich des Traumes erfreuen, aber er will nicht im Wachen fortträumen."

Gedankenvoll sagte Werner: „Nur der Irrthum ist das Leben und das Wissen ist der Tod!"

„Du wirst doch nicht — fragte Falkenberg mit einem leisen Hohn — durch die Citation der Schiller-schen Stelle ausdrücken, daß das wahre Glück in Illusionen bestehe?"

Werner schlug seinen vollen Blick auf und sprach mit Nachdruck: „Ich habe eine zu erhabne Meinung von der Vernunft, als daß ich nicht nach Wahrheit ringen sollte, wenn sie mir auch statt des Glückes der Täuschung nur Entsagung und Schmerz bieten sollte. Aber ich halte die Begeistrung der Jugend nicht für Illusion, sie ist die schönste Eigenschaft der Jugend, sie ist die Jugend selbst. Ist nicht die Jugend der Frühling des Lebens, und was ist der Frühling anders als verfliegender Blüthenschnee und verhallender Nachtigallengesang? Die Blüthe in ihrer Vergänglichkeit ist aber doch außerordentlich schön und ist keineswegs eine Illusion, weil sie bald welkt. Wenn uns der blüthenbedeckte Apfelbaum erfreut, so denken wir nicht daran, daß nach einigen Wochen diese tausend zartgefärbten Blättchen vom Winde verweht sind, wir können eher nachher beim Anblick des fruchtbedeckten Baumes daran denken, daß die Früchte nicht da wären, wenn es zu rechter Zeit keine Blüthen gegeben hätte. Und ebenso dürfen wir nicht vergessen, wenn wir dem Schlagen der

Nachtigall horchen, daß es mit dem verklungnen Ton nicht aus und vorbei ist, sondern der Gesang deutet uns an, daß unter seinen Tönen und vielleicht nicht ohne ihn eine junge Brut in's Dasein gerufen wird, die, erwachsen, uns wieder den künftigen Frühling verschönt. So ist auch die Begeistrung des Jünglings für das Ideal, sei dieses Freiheit oder Vaterland oder Liebe oder überhaupt alles Höhere, eine Blüthe, die als solche freilich vergeht, die aber nicht ohne die Früchte des echten Manneswerthes und der edlen Mannesthat bleibt, es ist der Nachtigallenschlag, der die Keime künftiger großer und schöner Gedanken oder Thaten in's Leben ruft. Ich weiß nicht, ob es mir je verstattet sein wird, eine That zu thun für Freiheit und Vaterland, wofür meine Jugend mich begeistert, aber darauf kommt es nicht an, sondern nur darauf, daß ich in treuer Liebe diese Ideale festhalte und geeignet bleibe, für sie einzutreten, wenn die Gelegenheit sich darböte. Darum blicke ich zwar nicht mit Sehnsucht auf meine Universitätsjahre zurück, als wollte ich sie gern noch einmal verleben, aber mit unveränderter Liebe, denn ich bin ja noch derselbe, der ich damals war."

Der Eindruck dieser Worte auf die Zuhörer war ein sehr verschiedner. Der Kommissionsrath begleitete sie mit einem wohlgefälligen Nicken, die Hausfrau warf gute, fast mütterliche Blicke auf den Redner, die Tochter

sah mit gerötheten Wangen zu ihm auf, der Großhändler blies eine mächtige Wolke aus seiner Zigarre, der junge Schwind versank in Träumereien, seine Schwester wagte einen verstohlnen Blick auf beide junge Männer, die so verschiedne Ansichten geäußert hatten. Falkenberg allein war verstimmt und sagte nach einer Pause: „Ich hätte nicht gedacht, daß man die Schwärmerei der Universität so lange im bürgerlichen Leben bewahren könne."

„Ich mag's wohl leiden!" rief der Kommissionsrath.

Der junge Schwind wandte sich zu Werner mit den Worten: „Ich glaube Ihnen nachfühlen zu können, was Sie sagten und ich beneide Sie wahrhaft um Ihre Studentenjahre, statt deren ich meine Lehrjahre so höchst prosaisch habe hinbringen müssen."

„Immer einige Anlage zum Schwärmer gehabt!" warf der alte Schwind ein, indem er es dahingestellt sein ließ, ob dies Lob oder Tadel oder eine indifferente Bemerkung sein sollte.

Werner sagte freundlich zu dem jungen Manne: „Lassen Sie sich das nicht leid sein. Gewiß liegt in den Vorbereitungsjahren für Ihren Beruf nicht die Poesie des akademischen Lebens und das ist auch nicht nöthig, sonst wäre der Sprung in die industrielle Thätigkeit zu gewagt; wird doch manchem Studenten der Uebergang in seine bürgerliche Wirksamkeit, obgleich diese

seine geistige Thätigkeit mehr beansprucht, schwer genug. Dafür ist es Ihrem späteren Leben vorbehalten, alles Gute und Schöne nicht nur mit regem Geiste ergreifen, sondern auch mit reiferen Mitteln fördern zu können, als es dem Gelehrten gemeinhin möglich ist, dem die Geistesfittiche überhaupt gar zu oft durch die Sorge für das materielle Bestehn und durch den Druck eines pedantischen Beamtenthums gelähmt werden. Die humane Bildung ist nicht mehr Monopol des Gelehrtenstandes, die allgemeine Literatur hat sie Allen zugänglich gemacht und wer sich in Ihrem Stande ein warmes Herz für die Menschheit und ihre höchsten Interessen bewahrt, der hat desto mehr Anlaß seinen Geist zu bilden und alle geistigen Interessen zu fördern."

„Das ist sehr wahr!" rief der Kommissionsrath.

„Es ist hübsch von Ihnen — sagte der alte Schwind — daß Sie nicht mit Hochmuth auf den Stand der Industriellen herabblicken, wie so Manche thun." Ein Seitenblick streifte dabei den jungen Assessor.

„Ich bin nur gegen die Industrie — entgegnete Werner — wenn sie das Wesentliche mit dem Unwesentlichen verwechselt, wenn sie das Höchste vergißt und nur den Götzen des Gewinns anbetet, ich erkenne es aber mit verdoppelter Bereitwilligkeit an, wenn die Industrie nicht die Bedürfnisse der Vernunft in den Schatten stellt, sondern allem Großen, Guten und

Schönen Rechnung trägt; sie besitzt dann die reichsten Mittel, Wissenschaft und Kunst und alles andre Reingeistige zu unterstützen."

Der Kommissionsrath sagte: „Es gefällt mir Alles sehr, was Sie sagen, ich finde Verstand und zugleich Wärme darin und so liebe ich's in meiner schlichten Weise."

„Ich auch!" bekräftigte der alte Schwind ernsthaft.

Falkenberg fühlte sich immer unbehaglicher, denn er mußte sehn, wie Werner mehr und mehr der Mittelpunkt der Unterhaltung wurde und sich den vollen Beifall dieser „bornirten Schwachköpfe" — wie er die anwesenden Herren bei sich selbst nannte — in wachsendem Grade erwarb. Um also die Gesellschaft in eine andre Bahn zu lenken, sagte er scheinbar gutgelaunt: „Wir überlassen uns Gesprächen, die lediglich uns Herren interessiren, bei denen wir aber der Damen ganz vergessen. Ich dächte, wir machten ein wenig Musik."

Obgleich die Damen der Unterhaltung ganz gern zugehört zu haben schienen, so hatten sie doch gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden. Falkenberg hatte ein mäßiges und bis dahin ziemlich brachgelegenes Talent für Gesang in neuster Zeit bedeutend kultivirt und bei einem angesehnen Meister Unterricht genommen, so daß er mit Fräulein Ottilie zusammen Gesangstücke vortragen konnte; war Fräulein Schwind zugegen, so pflegte sie

auf dem Fortepiano zu begleiten, das sie ganz erträglich spielte. Dies geschah auch jetzt: Falkenberg und Ottilie trugen ein Duett vor. Es war aus irgend einer neueren Oper, deren mehr brillante als tiefe Composition nur bei sehr kunstreichem Vortrag irgend einen Effekt machen konnte und von einem solchen waren beide Sänger weit entfernt. Die Zuhörer blieben auch ziemlich kalt, vielleicht mit einziger Ausnahme des Kommissionsrathes, der sein Wohlgefallen an der Tochter zu demjenigen an der Kunst addirte und somit ein hinreichendes Resultat erzielte. Werner war zu ehrlich, eine Anerkennung zu erheucheln, die er nicht empfand. Die Stille, die daher nach Beendigung des Gesanges entstand, schien Ottilie verlegen und Falkenberg empfindlich zu machen. Um sie zu unterbrechen, wandte sich die Hausfrau an Werner mit der Frage: ob er auch musikalisch sei.

„Leider nicht — erwiderte er — es hat mir wohl an jeder Anlage und ganz sicher an jeder Gelegenheit, mich zu einer Art von Dillettanten auszubilden, gefehlt."

„Dann hören Sie auch wohl nicht gern Musik?"

„Wer sollte wohl so verhärtet sein, daß er nicht gern Musik hörte? Aber freilich geht dem Geiste, der für diese Kunst nicht ausgebildet ist, manches verloren und er weiß sehr oft das Verdienstliche der Composition oder des Vortrags nicht zu schätzen."

Der Kommissionsrath sagte: „Ich verstehe sonst auch nichts davon, aber ich mag's leiden, wenn in einem Hause etwas Musik getrieben wird, denn es ist eine hübsche und erheiternde Abwechslung. Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Thor?"

„O gewiß, nur scheint mir, daß diese Haus- oder Familienmusik sich in sehr engen Grenzen halten muß. Großartige Compositionen gehören in den Konzertsaal oder in das Opernhaus, wo hinreichende Kräfte vorhanden sind zur Ausführung und wo unter der großen Zahl der Zuhörer immer doch einige sich befinden, die auch den ganzen Werth des Dargebotnen zu schätzen wissen. In dem gewöhnlichen Familienkreis bleibt der Flügel ein immer nur unvollkommnes Surrogat, wenn er nicht mit sehr großer Meisterschaft behandelt wird, es fehlt da an so kunstreich ausgebildeten Stimmen, wie sie die moderne Composition der höhern Art verlangt und es fehlt sogar an den rechten Zuhörern."

„Ich hätte nicht gedacht — warf Falkenberg mit etwas schneidender Stimme ein — daß Du seit unserer Trennung so verwöhnt und so anspruchsvoll geworden wär ..."

Werner entgegnete ruhig: „Ich bin Beides nicht, habe auch schon gesagt, daß ich von der Musik nichts verstehe, ich rede nur von der Ansicht, die ich mir über die Musik als gesellschaftliches Unterhaltungsmittel in kleineren Kreisen gebildet habe."

„Und da nimmt sie doch — sprach Falkenberg eifrig — unbestreitbar und unbestritten den ersten Platz ein und schützt die geselligen Kreise vor der Flachheit unbedeutender Gespräche, indem sie den Sinn auf etwas Höheres lenkt.“

„Ich bin gewiß auch der Meinung — sagte Werner — daß besonders solche Kreise, die immer eine so ziemlich gleiche Zusammensetzung haben, sich vor jeder Verflachung hüten müssen, daß zwar gesellige Heiterkeit der nächstliegende Zweck ist, aber keineswegs der einzige sein darf, wenn sie nicht zur völligen Unbedeutendheit herabgedrückt werden soll. Um dies Letztre zu vermeiden, muß durchaus ein höheres geistiges Element in solche Kreise gebracht werden.“

„Und was meinen Sie damit?“ fragte der jüngre Schwind.

„Ich kann's mir denken — fiel Falkenberg ein — Du willst, daß man sich über Staats- und Gelehrten-Sachen, über Politik und Religion, über Freiheit und Vaterland unterhalten soll.“

„Im Gegentheil — sagte Werner — ich würde dergleichen Gespräche der Regel nach ausschließen, sie ereifern und erhitzen meist nur die Gemüther, ohne einem der Streitenden eine andre Ueberzeugung beizubringen, als er vorher schon hatte, sie machen nur die Einzelnen klarer über sich selbst, oft auch nur eigensinniger.„

„Da weiß ich aber denn doch nicht — sprach der Kommissionsrath — wie ein beßres und allgemeineres Unterhaltungsmittel, das den Geist zugleich erfreut und erhebt, gefunden werden könnte als die Musik."

„Und die ganze gebildete Welt — stimmte Falkenberg bei — muß wohl dieser Ansicht sein, denn in allen vornehmen Häusern wird vorzugsweise Musik betrieben."

„Das mag wohl sein — sagte Werner — ich kann es wenigstens nicht bestreiten, da ich keine Gelegenheit gehabt habe, in verschiednen vornehmen Häusern Zutritt zu erlangen. Ich rede nur von der Sache, wie ich sie gleichsam aus mir selbst konstruire und wie sie hiernach mir vorkommt; meine Ansicht über die Musik ist daher mehr ideell als der Erfahrung in der wirklichen Welt angepaßt."

„Auf diesem Wege — warf Falkenberg ein — kommen wir freilich ganz aus der Wirklichkeit heraus und in's Gebiet des Phantastischen."

Der junge Schwind, der den Aeußerungen Werner's eine ganz besondre Aufmerksamkeit schenkte, sagte zu ihm: „Ich bitte, theilen Sie uns Ihre Ansicht über die Musik mit."

„Das könnte — antwortete Werner — nun wohl nicht in der Kürze geschehen, allein so weit es hierher gehört, nämlich wie ich die Musik als geselliges Unterhaltungsmittel ansehe, kann ich mit wenigen Worten

aussprechen. Die Musik wirkt unter den schönen Künsten am unmittelbarsten auf den Geist, darum auch am stürmischsten und gewaltsamsten, aber eben darum auch am unklarsten. Nur dem begabten Genius mag es verliehen sein, durch diese Unklarheit hindurch zur völligen Klarheit zu bringen. Der großen Mehrzahl selbst unter den Gebildeten behält die Musik diesen unklaren Charakter und sie begnügt sich damit, diese Kunst gewaltig, aber mehr oder weniger unverstanden auf ihren Geist wirken zu lassen. Dadurch spannen sich aber nach und nach die Ansprüche an einen geistigen Genuß herunter und die größere Menge fühlt sich am Ende befriedigt durch einen fast nur sinnlichen Genuß, der vom Geiste auch nicht die geringste Anstrengung erheischt. Darin liegt nach meiner Meinung der verweichlichende, ja erschlaffende Einfluß der Musik, der es so weit bringen kann, daß der Geist fast ganz die Energie verliert, welche zum wirklich verstandnen Genuß eines Kunstwerkes erfordert wird. Dieser Verweichlichung fällt das allgemeine Publikum einer großen Stadt anheim, wenn es die Konzertsäle und Opernhäuser anfüllt, dagegen das Schauspielhaus, worin ein Trauerspiel von Goethe, Schiller oder Shakespeare gegeben wird, leer läßt. Aber freilich muß man an den Geist ganz andre Zumuthungen stellen, wenn er einer Tragödie folgen oder vielmehr sich zu ihr erheben soll, als wenn er sich dem wohlfeilen

Genuß hingiebt, ohne eigne Anstrengung die Töne auf sich einwirken zu lassen, vielleicht nebenbei schöne Dekorationen, kostbare Anzüge, taschenspielermäßige Maschinerie und etwa hübsche Sänger oder Sängerinnen zu bewundern. Der eigentliche und würdige Genuß eines Oratoriums, einer Symphonie, einer Oper ist streng genommen nur für Diejenigen vorhanden, welche die Musik einigermaßen begreifen und verstehen und das werden auch sie nicht ohne eine gewisse eigne Anstrengung. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst!" dies große Wort findet hier seine volle Anwendung. Während so die Musik in ihrer wahren und erhabnen Bedeutung nur für die wenigen Geweihten da ist, besitzen alle Gebildeten in der Poesie das allverständliche Gemeingut; denn sie, die einzige rein geistige unter den schönen Künsten, verlangt eben nichts weiter als allgemeine geistige Bildung. Aber freilich muß der Wille und die Kraft hinzukommen, den eignen Geist bis zum Niveau des dichterischen Kunstwerks zu erheben und daran fehlt es den Meisten und daran wieder ist nach meiner Meinung zum großen Theile die Musik Schuld. Das Publikum einer Stadt, welches vorzugsweise der Musik huldigt, gebe ich für die höchsten geistigen Interessen verloren. Und eben so halte ich einen Familienkreis, der sich vorzugsweise an die Musik hält, für verweichlicht und für unfähig zu jeder erhabnen Begeisterung."

„Nun, das ist stark!“ rief Falkenberg. „Du hälst wohl die eben ausgesprochnen Ansichten, die Du aus dem eignen Geist, wie Du sagst, konstruirt hast, selbst für zu gewagt und kühn, als daß Du eine darauf eingehende Widerlegung erwartetest.“

Ottilie mischte sich nun erröthend und schüchtern in die Unterhaltung, indem sie sagte: „Ich wage nicht ein Wort über die Sache im Allgemeinen zu sagen, aber darin hat Herr Thor gewiß Recht, daß die Leute in vielen Familien rechte Musiknarren sind, die für nichts sonst Sinn und Theilnahme haben.“

„Und in die Konzerte und dergleichen gehn sie nur — sagte der alte Schwind — weil sie Gelegenheit zu kostbaren Toiletten haben, weil sie gesehn werden wollen und Andre sehn wollen.“

Die Hausfrau fragte Werner: „Was sollen denn aber die geselligen Kreise vornehmen, wenn sie nach Ihrer Meinung keine Musik treiben dürfen?“

„Ich bitte mich nicht so zu verstehen — antwortete Werner — als wollte ich die Musik aus den geselligen Kreisen verbannen, sie soll als Unterhaltungsmittel nur in ihren Grenzen bleiben. Wie schön ist die Musik als die Verherrlicherin der Feste, als die Beförderin der Andacht; sie erhöht den kriegerischen Muth, sie erweckt manch' schlummerndes Gefühl, z. B. das der Sehnsucht! Sie schmückt das Leben mannigfach und so

erhöht und verfeinert sie auch die Geselligkeit. Eine schöne Sonate, eine heitre Tanzmelodie kann oft einen neuen Geist in die verstummende Gesellschaft bringen und was giebt es Schöneres als jene einfachen Lieder, die in Dichtung und Composition so ganz aus dem deutschen Geiste hervorgegangen sind?"

„Ja, ja — stimmte der Kommissionsrath bei — meine Tochter sang sonst auch dergleichen Lieder und sie haben mir oft die Thränen in die Augen gebracht, daß ich mich ordentlich schämen mußte."

„Und der junge Herr Schwind — sagte die Hausfrau — sang auch diese Lieder recht schön."

„Hatte viel Vergnügen daran — brummte Vater Schwind in sich hinein — hat's nun ganz liegen lassen, seitdem das neumodige Zeug an die Tagesordnung gekommen."

„Wollten Sie nicht — bat Werner — Fräulein Wessels und Sie, Herr Schwind, uns durch ein solches Lied erfreuen?"

Während die Wangen des jungen Herrn Schwind — war's vor Schüchternheit oder vor Freude? — sich höher färbten, suchte Ottilie eifrig ein Notenheft aus ihrem Vorrathe und sang nach kurzer Verständigung mit Schwind gemeinschaftlich mit ihm ein zweistimmig gesetztes Lied, eins jener volksthümlich gehaltnen Lieder, die so sehr zum Herzen sprechen, die dem deutschen Ge-

müth selbst bei Ausländern, wenn nicht volles Verständniß, doch hohe Anerkennung verschaffen. Mit Ausnahme Falkenberg's, der eine geringschätzige Miene beibehielt, waren alle Zuhörer gerührt und Werner sprach in einfachen aber warmen Worten die Freude aus, die er über den Vortrag empfand.

Falkenberg unterbrach den Austausch der Anerkennung mit den Worten: „Wenn nun die Musik auf solche gelegentliche Benutzung einer freilich sehr einfachen Melodie beschränkt ist und weiter nichts Musikalisches betrieben werden soll, was sollen dann die geselligen Kreise außerdem vornehmen, um sich vor Verflachung und Unbedeutendheit zu hüten?"

„Allerdings — sagte der jüngre Schwind — sind Sie uns noch eine weitre Ausführung Ihrer Ansicht über die geistigen Beschäftigungen geselliger Kreise schuldig geblieben und ich möchte Sie sehr bitten, daß Sie uns dieselbe mittheilten, Herr Thor."

„Ich glaubte, das Nöthige bereits angedeutet zu haben. Die Musik, Malerei und Bildhauerkunst verherrlichen das Leben, erziehen aber nicht eigentlich den Menschen zum Bewußtsein und Verständniß des Schönen und Erhabnen, das kann allein die Dichtkunst, die ich schon früher ein Gemeingut aller Gebildeten nannte. Sobald gesellschaftliche Kreise fühlen, daß sie sich ausgesprochen haben, sollte etwas Schönes gelesen werden.

Hieran knüpft sich leicht wieder eine Unterhaltung über das Gelesene und dabei braucht man nicht ängstlich den Gegenständen aus irgend welchem Gebiete auszuweichen; die Wahrheit, vom Schleier der Dichtkunst umhüllt, ist die eindringlichste und jeder Theilnehmer des Kreises wird irgend etwas von dem Gehörten und Besprochnen sich zu eigen machen und bereichert scheiden."

„Ich wundre mich selbst — sagte der Kommissionsrath — daß wir nie etwas zusammen gelesen haben. Wir haben da die schönen Bücher stehen und die jungen Leute könnten gut im Lesen abwechseln, aber wir sind eben nie darauf verfallen."

Die Hausfrau meinte: „Herr Thor sollte den Anfang machen und uns etwas vorlesen."

Man drang weiter in Werner und er ließ sich nicht lange bitten, sondern griff aus der eleganten Büchersammlung den ersten besten Band heraus. Es war Schiller's Don Carlos. Werner wählte daraus die Unterredung des Prinzen mit seinem Vater und las sie so schön vor, daß Alle ergriffen waren; selbst Falkenberg mußte sich gestehen, daß es ein wünschenswertheres Talent sei, so gut vorzulesen, als mittelmäßig zu singen. Man ging weiter auf die ganze Tragödie ein und kam so auf den Werth Schiller's überhaupt zu sprechen. Als Werner diesen sehr hoch anschlagen wollte, trat ihm Falkenberg mit den Worten entgegen:

„Es ist ein eignes Verhängniß, daß ich mich heut Abend immer in Opposition mit meinem Freunde sehe, aber ich glaube wenigstens den größten Theil der gebildeten Deutschen auf meiner Seite zu haben und also gewiß nicht allein mit meiner Meinung zu stehen, wenn ich sage, daß Schiller eigentlich nur der jugendlichen Begeistrung und Schwärmerei seinen Ruf verdankt, daß er gewissermaßen nur ein Dichter für die Jugend ist. Wer hat sich nicht in seiner Jugend an Schiller's Gedichten und Schauspielen erfreut, aber wer kehrt wohl zu ihm zurück, wenn er Goethe und Shakespeare genauer kennen gelernt hat?"

Werner entgegnete: „Wenn das Letztre wirklich der Fall ist, daß die Deutschen im reiferen Alter nicht zu Schiller zurückkehren, so ist dies eine höchst beklagenswerthe Erscheinung, sie ist eben so sehr ein Zeichen großer Undankbarkeit als ein unberechenbarer Schaden, den man sich selbst zufügt. Freilich ist Schiller in seiner glühenden Wärme für alles Ideale der wahre Dichter der Jugend und wird es hoffentlich immer bleiben; er ist ihr am verständlichsten und wirkt auf sie am einflußreichsten ein, während z. B. Goethe der Jugend mit Ausnahme seiner frühsten Werke immer fern steht. Ist nun Jemand in seiner Bildung weiter gekommen und auf diejenige Stufe gelangt, wo er Goethe besser versteht und würdigt, so blickt er leicht mit einer

gewissen Geringschätzung auf die frühere Stufe herab, wo ihm Schiller so viel war. Er schlägt nun den Dichter nach dem Maßstab dieser Bildungsstufe an, er liest ihn nicht wieder, indem er denkt, er kenne ihn ja, er habe ihn in der Jugend schon abgemacht und so macht er sich nicht blos einer Undankbarkeit schuldig, sondern er beraubt sich auch des höchsten Genusses. Denn wenn er nun als gereifter Mann zu dem Freund und Führer seiner Jugend zurückkehrte, so würde er ihn erst ganz zu schätzen wissen als unsern nationalsten Dichter, der den erhabensten Interessen die edelste Form zu geben wußte und dabei von einer Wärme durchglüht ist, wie man sie nur im deutschen Gemüthe findet. Er setzt den Vorzügen Goethe's eben diese Wärme, dem Genie Shakespeare's den Seelenadel entgegen und ich kenne überhaupt nur zwei Dichter, die immer gleich adelig und nobel erscheinen: das sind Schiller und Torquato Tasso, wenn ich nicht vielleicht noch den Portugiesen Camoens hinzufügen muß, gegen dessen Lusiaden sich aber doch manche Bedenken der künstlerischen Form erheben lassen. Schiller's Gesinnung, sein erhabnes Streben nach Wahrheit und Freiheit, seine ihm eigenthümliche und in ihrer Art vollendete Kunstform, seine durch und durch deutsche Weise zu denken und zu fühlen — das Alles giebt ihm einen unaussprechlichen Werth, der in seiner ganzen Größe erst

vom gereiften Manne verstanden und bewundert werden kann."

„Ich lobe mir meinen alten Schiller!" sagte Vater Schwind.

Werner war einmal im Eifer und fuhr fort: „Lese doch nur der Gereiftere, der seinen Geist an den mannigfachsten Poesieen geprüft und geübt hat, einmal wieder das Lied von der Glocke, dieses höchste Muster der didaktisch-lyrischen Poesie, oder den Taucher und den Kampf mit dem Drachen, diese vollendetsten Balladen, oder die herrlichen Dramen Tell, Wallenstein und wie sie weiter heißen: er wird wahrhaftig von Schiller nicht sagen, daß derselbe ein Dichter nur für die Jugend sei und von sich selbst nicht, daß er den Schiller-Standpunkt überwunden habe und glücklich auf dem Goethe- oder Shakespeare-Standpunkt angelangt sei!" —

Bei solchen Unterhaltungen verfloß die Zeit und es war schon recht spät, als man sich zum Aufbruch anschickte. Der Kommissionsrath und seine Frau sprachen Werner ihren herzlichen Dank für seinen Besuch aus und nahmen ihm das Versprechen ab, jede Zeit, die ihm verfügbar wäre, ihnen schenken zu wollen. Ottilie reichte ihm aus freien Stücken die Hand und sagte: „Es kommt mir vor, als hätten Sie mir gleichsam eine neue Aussicht eröffnet; Sie haben aber dadurch auch

die Verpflichtung auf sich geladen, mich wirklich in die Gefilde einzuführen, in welche Sie mich haben schauen lassen. Sie müssen uns versprechen, recht bald — morgen schon wieder zu kommen."

„Nein, morgen nicht — sagte der alte Schwind — denn morgen bitte ich diese Gesellschaft, bei mir einzusprechen und vorlieb zu nehmen. Die Bekanntschaft mit dem Herrn Thor hat mich recht gefreut und ich will sie mit Ihnen theilen."

Am herzlichsten schied von Werner der jüngre Schwind; er drückte dessen Hand und sagte: „Wenn Sie Geduld mit mir haben wollten, so sollten Sie einen gelehrigen und dankbaren Schüler an mir finden!"

Werner entgegnete herzlich: „Ich hoffe, einen Freund in Ihnen zu finden."

Falkenberg begleitete den Freund bis zu dessen Gasthofe, aber er war sehr verstimmt und sagte, um doch etwas zu reden und sich in irgend einer Weise geltend zu machen: „Ich werde mich bemühen, Dir morgen eine Aufenthaltskarte zu besorgen und ich denke, es wird mir bei meinen Verbindungen gelingen."

„Bemühe Dich nicht — sagte Werner trocken — ich werde schon selbst Sorge dafür tragen."

Kalt und entfremdet schieden die ehemaligen Freunde von einander. — —

Belauschen wir noch ein wenig Diejenigen, die bei

der Abendgesellschaft zugegen waren, um den Eindruck, den die Unterhaltungen gemacht hatten, genauer kennen zu lernen.

„Das ist ein Kernmensch!“ sagte Wessels, als die Andern fort waren. „Der geht noch über den Assessor hinaus und wenn ich wüßte, daß ihm irgendwo mit Rath oder That beizuspringen wäre, ich wollte wahrhaftig bei der Hand sein. Ich will doch den Assessor ausholen, wie eigentlich die Verhältnisse sind.“ — Frau Wessels schüttelte den Kopf und sagte: „Laß uns lieber durch freundliches und herzliches Entgegenkommen sein Vertrauen erwerben und dann kannst Du selbst beurtheilen, ob er Deines Beistandes bedarf und wie derselbe beschaffen sein kann. Der junge Mann gefällt mir sehr gut.“ — Ottilie war auch der Meinung, daß ihr der junge Mann gut gefalle, doch war sie sich nicht klar über die Art des Gefallens und ob ihr Herz in irgend einer Weise dabei betheiligt war, aber als sie ihr verschwiegnes jungfräuliches Lager aufsuchte, da sagte sie für sich: „Er hat ein großes Unglück erlebt, man sieht's am schwermüthigen Blick seiner Augen. Ob er eine unglückliche Liebe gehabt hat?“ —

Der jüngre Schwind sprach zu seinem Vater: „Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir dieser junge Mann gefallen hat! Ich wollte viel darum geben, wenn er mich seines nähern Umgangs würdigte!“ — Der Vater

sagte: „Ja, 's ist ein andrer Kerl, als der katzenbucklige Assessor. Aber den versteht er gehörig zum Schweigen zu bringen! Sollst sehen, er bringt ihn der Ottilie ganz aus dem Sinn." — „O — sagte der Sohn — wenn Ottilie diesen neuen Bekannten mir vorzöge: es thäte mir immer leid, aber ich hätte wahrhaftig nichts dagegen, während es mir das Herz abfraß, daß ich von so einem hochmüthigen und tückischen Patron wie Falkenberg ausgestochen wurde."

Werner fühlte sich durch die Anregungen, die er erfahren hatte, über sein schweres Leid um einige Stunden hinweg gehoben; er war den gutmüthigen Menschen dankbar für das Wohlwollen, das sie ihm erwiesen hatten, aber er machte sich Vorwürfe, daß er Theodor in allen Stücken so scharf entgegen getreten war und doch — — es ging nun einmal nicht anders!

Und Theodor Falkenberg? — widmen wir seinem Gemüthszustand, der erfolgreich auf unsre Geschichte eingreifen wird, lieber einen neuen Abschnitt.

---

3. Der Verrath.

Theodor Falkenberg suchte noch keine Ruhe auf seinem Lager, er ging voll Unmuths und Zorns in seiner Stube auf und ab. Sein Selbstgespräch mochte etwa folgendermaßen lauten: „So nahe am Ziele und plötzlich so ernstlich bedroht! Er sagt zwar, er wolle meinen Namen nicht nennen, aber welcher Narr wäre ich, wenn ich mich darauf verlassen wollte! Und wenn auch die Geschichte eine längstvergeßne Lumperei ist, so verwickelt sie mich doch in Weitläuftigkeiten, unterbricht mich im Examen und stört meine Aussichten. Denn kommen mir bei der Gelegenheit nur zwei oder drei Andre voraus, so hole ich sie nie wieder ein und behalte das Nachsehn. Und dann erweckt es eine sonderbare Meinung von mir, daß ich einen Andern für mich habe eintreten lassen; je ärger die Folgen für ihn gewesen sind, die er sich freiwillig meist durch seine Dummheit zugezogen hat, um so mehr Mitleid empfinden oder erheucheln gutmüthige Seelen für ihn und das wird zu meinem Nachtheil von solchen ausgebeutet, die mich beneiden oder als Mitbewerber fürchten. Und dann die reiche Braut, die mir schon so gut wie sicher war! Ich glaube wahrhaftig, er jagt sie mir so leicht

ab, wie ich sie schon dem Einfaltspinsel Schwind abgejagt hatte. Nie habe ich sie so aufgeregt gesehen, als wie sie heut Abend den langweiligen Tiraden zuhörte; es war gerade, als wenn sie verzaubert wäre. Daß er mich bei den andern bornirten Menschen aussticht, wollte ich mit größrer Ruhe ansehn, aber daß er mich in meinem wohlangelegten Plan, eins der reichsten Mädchen zu gewinnen, hindert und bedroht, kann ich mir nicht gefallen lassen. Und er ist ein gefährlicher Gegner, denn die Rolle, in der er heut debutirte, ist so gut eingeübt, daß sie für Natur gilt. Schwache Herzen, besonders weibliche, werden mit dem Köder der schwärmerischen Begeistrung am leichtesten geangelt. Dabei hat er sich so ein gewisses vornehmes und schmachtendes Wesen beigelegt, das seine Wirkung nicht verfehlt. Ja, er ist ein gefährlicher Gegner, das kann ich nicht leugnen und je mehr ich mir die Sache überlege, um so mehr erkenne ich, daß er als mein Feind auftritt. Dafür spricht der schneidende Ton, den er von Anfang an gegen mich angestimmt hat, dafür spricht die Absichtlichkeit und Geflissenheit, mit der er mir in jedem Punkte entgegentrat und meine Stellung in der Wesselsschen Familie untergrub. Es ist ausgemacht, er ist eigens hierher gekommen, um mir zu schaden, um mich in Verlegenheiten zu verwickeln, um mir die reiche Braut zu rauben. Was sollte ihn sonst veranlassen, jetzt grade so

plötzlich Hohenfels zu verlassen und hier in Ramburg aufzutreten? Es ist ein Komplott und der versoffne Spring ist sein Helfershelfer. Es soll ein Zufall sein, daß er im König von England einkehrte, daß er mit Spring zusammentraf, daß er die Bekanntschaft mit Wessels dort machte? Kein Zufall ist's, sondern ein tiefangelegter Plan, eine abgekartete Sache! Und ich soll das Opfer dieses Komplottes werden? Mein Vater hat mir wiederholt eingeschärft: „Wenn du erst jemand „als deinen Feind erkannt hast, so warte nicht ab, bis „er dich angreift und dir schadet, sondern komme ihm „zuvor, ruhe nicht, bis du ihn zu Boden geworfen „und unschädlich gemacht hast!" Mein Vater kennt die Welt und die Menschen und ich bin bis jetzt mit Erfolg sein anstelliger Schüler gewesen, ich will's auch diesmal sein. Ueber die Dummheiten der Universität sind wir lange hinaus."

Als Falkenberg so weit in seinen Selbstbetrachtungen gekommen war, wurde er ruhiger. Einmal den bösen Mächten verfallen, bot er nun allen Scharfsinn auf, um den besten Feldzugsplan zu überlegen, den er gegen seinen Feind Werner Thormann befolgen könne.

Am nächsten Vormittag begab sich Falkenberg auf das Amtszimmer des Polizeirathes Heydrich, der den ihm wohlbekannten jungen Mann mit rücksichtsvoller

Beachtung empfing. Nach dem Austausch der üblichen Redensarten begann Falkenberg sogleich: „Entsinnen Sie sich noch der Angelegenheit eines gewissen Studiosus Thormann?“

„Thormann? — Thormann? — Ich wüßte nicht.“

„Die Sache ist damals wohl unerledigt geblieben, doch finden sich gewiß die Akten darüber noch vor.“

Der Polizeirath ging zu seiner Registratur und kehrte bald mit einem bestaubten Aktenbündel zurück, in dem er blätterte; darauf sagte er: „Richtig, er war verhaftet auf Requisition der nachbarstaatlichen Behörden, entsprang seiner Eskorte, es wurden Steckbriefe erlassen, jedoch vergeblich. Ich erinnere mich jetzt der Angelegenheit ganz deutlich. Wir kamen in einige Verlegenheit wegen jener Requisition, mochten aber dieselbe nicht unberücksichtigt lassen und waren am Ende ganz froh, als das in Rede stehende Subjekt alle Weitläuftigkeiten abschnitt, indem es landesflüchtig wurde, so daß wir nach den üblichen Schritten und einer über die Eskorte verhängten Ordnungsstrafe die Sache ruhen lassen konnten. Darf ich fragen, welches Interesse Sie an der beseitigten Angelegenheit haben?“

„Der damals flüchtig gewordne Thormann hat das Land gar nicht verlassen, sondern sich unter dem Namen Thor versteckt zu halten gewußt und er befindet sich in diesem Augenblick in hiesiger Stadt.“

„Hm, hm, das ist dumm von dem Menschen; ich wollte, er wäre weggeblieben. Wie haben Sie ihn denn ausgekundschaftet?"

„Dazu bedarf es keiner besondern Spürkraft, denn er logirt unter dem angeführten Namen Thor im Gasthof zum König von England und tritt sogar in Familienkreisen der Stadt auf. Da ich seine Person von früher her kenne, so stehe ich für die Identität ein."

„Hm, hm. Vielleicht will er sich freiwillig stellen, was er freilich sogleich nach seiner Ankunft hätte thun sollen, denn jetzt nach Ihrer Anzeige werde ich ihn müssen verhaften lassen."

„Das eben möchte ich durch meine Anzeige vermeiden, da ich ob der alten Bekanntschaft von Universitätszeiten her wünschte, daß ihm nichts Schlimmes widerführe. Das würde aber ohne Zweifel der Fall sein, sobald er einmal verhaftet ist. Denn schon hierorts kann man die Augen über seine Flucht nicht zudrücken, zumal da die ihn eskortirenden Beamten seinetwillen bestraft worden sind. Dann aber würde er dem Nachbarstaat ausgeliefert werden müssen, da dies einmal zugestanden gewesen ist; dort aber legt man, wie ich genau weiß, ein außerordentliches Gewicht auf die Sache und es war bereits der Befehl erlassen, den Inculpaten auf die Festung Grausitz zur strengsten Haft abzuliefern. So droht ihm also die allerschlimmste Behandlung."

„Hm, hm, ich verstehe nicht so ganz: Sie wünschen den Patron vor diesen schlimmen Folgen zu bewahren und dennoch wird Ihre Denunciation — — hm, hm."

Falkenberg erröthete ein wenig bei dem Worte „Denunciation," doch beeilte er sich zu sagen: „Verstehen Sie mich recht, Herr Polizeirath! Ich meine, Sie sollen die Sache nicht aufgreifen, wenn es irgend zu vermeiden ist, obwohl die unerklärliche Kühnheit des Thormann unausbleiblich herbeiführen würde, daß die Polizei von ihm Notiz nehmen muß. Sie wollen ihm daher unter der Hand zu verstehen geben, daß Ihnen seine Anwesenheit bekannt ist, daß bei längerem Verweilen seine Verhaftung erfolgen muß, daß diese die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen wird, daß er also am besten thut, sich schleunigst zu entfernen und in einem andern Lande ein Unterkommen zu suchen, was ihm bei seiner Begabung und seinen Kenntnissen nicht schwer fallen kann. Auf diese Art sind Sie aller weiteren Verwicklungen überhoben und ich habe die Genugthuung, daß ein ehemaliger — — Bekannter sich nicht freiwillig in sein Unglück stürzt."

„Und warum geben Sie ihm diesen Rath nicht selbst?" fragte der Polizeirath mit einem beobachtenden Blick.

„Er würde mir nicht glauben, weil er nun einmal zu den Menschen gehört, die für sich nicht zu sorgen

verstehn, für die also Andre sorgen müssen. Gegen eine wohlmeinende Andeutung der Polizei aber wird er kein Mißtrauen hegen."

„Hm, hm, bekümmern müssen wir uns jedenfalls um diesen Herrn Thormann."

„Ohne Zweifel, denn Sie wissen ja, Herr Polizeirath, daß die gegen ihn erlaßnen Steckbriefe noch nicht erledigt sind. In Betracht aber der Conflikte, die sich über ihn jedenfalls mit dem Nachbarstaate erheben würden und in Betracht meiner Fürbitte, daß keine Strenge gegen den jungen Mann angewandt werden möge, schlage ich Ihnen unmaßgeblich den bezeichneten Modus vor."

Nach längerem Sinnen sprach der Polizeirath: „Ich will nicht läugnen, daß wir dergleichen Conflikte mit dem Nachbarstaate gern vermieden und da noch hinzukommt, daß Sie sich für das Beste des fraglichen Thormann — hm, hm — so lebhaft interessiren, so wäre ich wohl nicht abgeneigt, in der von Ihnen angedeuteten Weise zu verfahren. Ich weiß nur nicht, wie der junge Mann ohne Legitimationspapiere anderswo auskommen wird."

„Ich glaube — sagte Falkenberg — daß es ihm nicht an einflußreichen Freunden fehlt, die ihm über dergleichen Schwierigkeiten hinweg helfen werden. Hat er doch einige Jahre lang ungeachtet aller Steckbriefe ein gutes Unterkommen gefunden."

„Wo mag das wohl gewesen sein, Herr Falkenberg?" fragte der Polizeirath mit lauernden Augen.

„Darüber bin ich nicht im Stande Eröffnungen zu machen."

„Nun, es ist auch gleichgiltig. Ich werde mit dem Polizei-Lieutenant Benzberg reden, daß er sich zu dem Thormann noch heute hinbegebe und die geeigneten Schritte in der verabredeten Weise thue. Der Thormann wird es uns Dank wissen, wenn wir so glimpflich mit ihm verfahren und seine Verpflichtung gegen Sie, Herr Falkenberg, wird er nach ihrem ganzen Werthe anzuschlagen wissen — hm, hm."

„Ich muß nur dringend bitten, Herr Polizeirath, daß mein Name in der ganzen Sache nicht genannt wird."

„Das versteht sich von selbst."

Falkenberg verabschiedete sich und sagte für sich, als er die Treppe hinabschritt: „Ich kenne meinen Polizeirath zu gut, um nicht zu wissen, daß ihn die Furcht vor den Conflikten schon in meinem Sinne wird handeln lassen. Mit dem Herrn Polizei-Lieutenant Benzberg werde ich aber vorher noch ein Wörtchen reden." Als er so für sich sprach, kam ein sporenklirrender Schritt die Treppe herauf und ein stattlicher Offizier schritt, mit leichtem Nicken die höfliche Begrüßung des jungen Juristen erwidernd, an ihm vorüber. „Der hochmüthige Rittmeister Werffen — dachte Falkenberg —

es ist gut, daß er nicht mit mir oben zusammengetroffen ist, denn ich kann ihn nicht leiden." Nicht im entferntesten hatte er eine Ahnung davon, wie nahe das Geschäft des Rittmeisters mit dem zusammenhing, das ihn selbst hierhergeführt hatte.

Zu derselben Zeit, in welcher die eben erzählte Unterredung stattfand, hatte sich Werner nach der Wohnung des Rittmeisters von Werffen hinweisen und durch Hineinsenden der Karte des Grafen anmelden lassen. Er wurde sogleich eingeführt und der Rittmeister kam ihm freundlich mit den Worten entgegen: „Der Graf Westerholz hat mir bereits über Sie geschrieben und ich erwartete Sie sicher, damit ich eines Theils Ihre Wohnung erfahren, andern Theils von Ihnen hören möchte, worin ich Ihnen zunächst dienen kann."

Werner theilte ihm seine Wohnung und zugleich seinen Wunsch mit, eine Aufenthaltskarte zu erlangen oder auf einem andren Wege sicher gestellt zu werden, damit er nicht von der Polizei behelligt würde.

„Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Thor: das Polizeigebäude ist ganz nah, der Polizeirath ist mir bekannt; ich gehe sogleich dahin und spreche das Nöthige mit ihm ab, bleiben Sie so lange hier und suchen Sie sich auf jenem Tische eine Lektüre aus; ich komme bald wieder."

Der Polizeirath dachte noch über den sonderbaren Fall nach, den ihm sein voriger Besuch dargelegt hatte, als der Rittmeister von Werffen eintrat und nach freundlicher Begrüßung sagte: „Ich komme in der Angelegenheit eines Herrn Kandidaten Thor, für den ich mich interessire und für den ich Ihren polizeilichen Beistand in Anspruch nehme."

„Das ist ja merkwürdig!" rief der Polizeirath. „Wollen Sie ihn auch vielleicht baldmöglichst aus der Stadt und aus dem Lande forthaben?"

„Wie so? was mein'en Sie damit?"

„Es hat ihn da so eben Jemand denuncirt ——"

„Der Referendarius Falkenberg?"

„Hm — nun — ja, der Referendarius Falkenberg, da ich doch einmal in meinem Erstaunen herausgeplatzt bin, hat denuncirt, daß dieser sogenannte Kandidat Thor niemand Geringeres sei als ein gewisser Thormann, entsprungner und steckbrieflich verfolgter Inkulpat. Und was wünschten Sie in Beziehung auf ihn?"

„Ich weiß, daß er in Untersuchung gewesen ist, ich weiß dies durch den Grafen Westerholz, der sich sehr lebhaft für den jungen Mann interessirt."

„Hm, hm, allerdings einflußreiche Freunde!" murmelte der Polizeirath für sich hin.

„Ich wollte Sie nun bitten — fuhr der Rittmeister fort — dafür zu sorgen, daß dem Schützling

des Grafen gestattet sei, sich unbehelligt hier aufzuhalten, bis der Graf selbst kommt und die passenden Schritte thut, um die noch schwebende Sache zu irgend einer Erledigung zu führen."

Der Polizeirath gerieth wirklich in Verlegenheit; er ging einige Male im Zimmer auf und ab und sagte dann: „Nach der mir gemachten Denunciation kann ich den Herrn Thormann sich hier nicht aufhalten lassen, sondern muß ihn verhaften. Die Verwendung jedoch von Männern, wie Sie und der Herr Graf Westerholz sind, erlaubt mir, einen Mittelweg einzuschlagen. Wenn Sie dem jungen Manne mittheilen wollten, er könne, falls er sein Ehrenwort giebt, sich nicht zu entfernen, bis zur Ankunft des Herrn Grafen Westerholz in der Nähe auf dem Lande still und zurückgezogen leben, so wäre das vielleicht das Beste. Ich habe dann Gelegenheit, mir in vertraulicher Weise bei meiner vorgesetzten Behörde Raths zu erholen und ignorire offiziell die Kenntniß von dem Aufenthalt des Herrn Thormann, bis ich weitere Rücksprache mit dem Herrn Grafen Westerholz nehmen kann."

Der Rittmeister genehmigte diese Anordnung und begab sich zu Werner zurück, dem er offen mittheilte, daß er so eben durch Referendarius Falkenberg denuncirt sei als der von den Behörden verfolgte Thormann und daß, dadurch veranlaßt, der Polizeirath zu einem

vermittelnden Vorschlag gegriffen habe. Werner fühlte sich innerlich wie von einem zweischneidigen Schwerte durchbohrt. Dennoch hatte er Fassung genug, um anscheinend ruhig zu sagen: „Dies ändert allerdings meine Lage und ich möchte mir wohl eine kurze Bedenkzeit erbitten, ob ich auf den gemachten Vorschlag einzugehn mich entschließen kann."

„Sie haben ohne Zweifel — sagte der Rittmeister — den heutigen Tag frei, denn man wird nichts gegen Sie unternehmen, bis ich wieder mit dem Polizeirath gesprochen habe. Ich erfahre ja wohl bis morgen Ihre Ansicht von der Sache?"

Werner antwortete, daß er seinen Entschluß bis morgen mittheilen würde und entfernte sich mit aufrichtigen Dankesworten für die Bemühungen des Rittmeisters.

---

4. Die Strafe des Verraths.

Werner ging durch die Straßen, bis er einen Waffenladen fand; in diesen trat er ein und kaufte zwei kleine Pistolen mit der nöthigen Ladung. Darauf ging er auf sein Zimmer, schrieb einige Briefe und ließ dann Spring bitten, zu ihm herauf zu kommen. Er empfing denselben mit der Frage: „Ich kann mich auf Deine freundschaftliche Theilnahme ganz verlassen, lieber Spring?"

„Obgleich Du die Frage — erwiderte Spring — mit einem Tone stellst, als sollte ich mich erklären, ob ich lieber auf Säbel oder auf Pistolen mit Dir losginge, so beantworte ich dieselbe doch mit einem eben so deutlichen als aufrichtigen Ja."

„So mußt Du mir vorerst folgende Gegenstände verschaffen: einen kleinen Reisekoffer, in den ich einen Theil meiner Habseligkeiten packen und eine etwas große Botanisirbüchse, in welcher ich einige Wäsche unterbringen kann."

„Den Koffer kann ich Dir selbst leihen, die Büchse hat der Blechschmied drüben fertig. Wenn die Freundschaftsproben, denen Du mich unterwirfst, alle von solcher Art sind, so werde ich die Prüfung mit

Glanz bestehen und das Zeugniß „Nummer Eins mit Auszeichnung“ davontragen.“

„Ich habe einen Gang vor, lieber Spring, von dem ich überhaupt gar nicht wieder zurückkehre oder in Folge dessen ich augenblicklich diese Stadt verlassen muß.“

Spring wurde plötzlich sehr ernsthaft und da sein Blick zugleich auf die Pistolen fiel, die auf dem Tische lagen, so sagte er: „Sieht es so aus, alter Freund? Und soll ich Dich auf diesem Gange begleiten?“

„Nein, Spring; es wäre unverzeihlich von mir, wenn ich Dich in mein Schicksal verwickeln wollte; auch kann ich allein fertig werden.“

„Oder kann ich Etwas dazu thun, die Sache in Güte beizulegen?“

„Noch weniger. Ich will Dich nicht einmal in Kenntniß der Umstände setzen, damit Du nöthigen Falls erhärten kannst, daß Du von meinem Vorhaben nicht näher unterrichtet gewesen bist. Nun höre wohl zu. Kehre ich überhaupt gar nicht wieder von meinem Gange zurück, so wirst Du ohne Zweifel noch heute Kunde von meinem Ende erhalten; dann sendest Du beide Koffer an meine Schwester ab mit diesem Briefe, der die vollständige Adresse enthält und den ich Dir zu diesem Zwecke hier lasse. Ist aber der Ausgang anders, so kehre ich auf einen Augenblick wieder hierher und tausche diesen Brief gegen einen andern um, welchen

letztern Du dann mit dem großen Koffer an meine Schwester abschickst; den kleineren Koffer sendest Du in diesem Fall unter meiner Adresse poste restante nach Straßburg. Auch hast Du dann ein Billet an den Rittmeister von Werffen zu besorgen, das ich Dir einhändigen werde."

„Ist der nicht Dein Sekundant?"

Werner schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Solltest Du für den letztren Fall mir ein leichtes Fuhrwerk bereit halten können, das mich bis in die Nacht hinein ein tüchtiges Stück Weges nach Westen hin befördert, so wäre es mir besonders erwünscht."

„Wir haben selbst ein solches Fuhrwerk und es soll angespannt werden, sobald Du das Haus verlässest, um auf Dich zu warten."

„So besorge jetzt vor allem den kleinen Koffer und die Botanisirtrommel."

Spring schaffte diese Dinge herbei und half Werner beim Einpacken. Es war jetzt Mittag geworden und Werner schickte sich zum Aufbruch an, indem er stumm dem hülfreichen Freunde die Hand reichte.

Tiefbewegt sagte dieser: „Noch einmal, Thormann, frage ich Dich, ob sich die Sache gar nicht ändern läßt."

„Nein, mein Freund. Leb' wohl und tausend Dank für Deine Liebe. Diese Börse lasse ich einstweilen

bei Dir zurück, damit Du meine Rechnung bestreitest, falls ich nicht wieder kommen kann."

Indem Spring die Börse abwehrte, unterdrückte er zugleich die Thränen, die hervorbrechen wollten. Werner schüttelte ihm die Hand, steckte die beiden Pistolen ein und verließ das Haus.

Am Abend vorher hatte Werner auf der Hausflur der Wessels'schen Wohnung ein Schild bemerkt mit der Aufschrift: „Referendarius Falkenberg, eine Treppe hoch, nach vorn heraus." Er durchschritt also rasch den untern Raum des Hauses, froh darüber, keinem von dessen Bewohnern zu begegnen, eilte die Treppe hinauf und pochte an die erste beste Thüre an, worauf von innen „Herein!" gerufen wurde. Als er eintrat, sah er Falkenberg im Begriff, seine Kleidung zu mustern, weil derselbe wahrscheinlich zum Mittagessen gehen wollte.

Falkenberg wurde durch Werner's Eintritt sehr überrascht und wechselte mehrmals die Farbe: er wurde roth, als er des Besuches beim Polizeirath gedachte, aber er erblaßte, als er das Gesicht des Besuchers wahrnahm — in diesem Gesicht stand die ernste Schrift des unerbittlichen Gerichtes, es verstummten davor die versuchten Bewillkommnungsworte. Werner schloß rasch die Thüre von innen ab und stand nun vor seinem Gegner, ihn einige Augenblicke mit furchtbaren Blicken messend. Dann begann er mit langsamer nachdrücklicher

zornvoller Stimme: „Du bist heute auf der Polizei gewesen und hast mich dort denuncirt."

„Ich weiß nicht, wie Du das sagen kannst — —" stotterte Falkenberg.

„Du kannst es nicht leugnen und wenn es Dein Mund leugnen wollte, so würde es Dein Sündergesicht eingestehn."

Sich ermannend und einen möglichst herzhaften Ton annehmend, sagte Falkenberg: „Ich verbitte mir alle Beleidigungen und werde mich im Nothfalle vor solchen zu schützen wissen."

Da er zugleich auf die Klingelschnur losschritt, trat ihm Werner in den Weg, zog eine Pistole hervor und rief: „Keinen Schritt zur Klingelschnur oder zur Thüre oder zum Fenster, auch keinen Ruf nach Hilfe — sonst schieße ich Dich nieder wie einen tollen Hund!"

Falkenberg sah es, fühlte es bis zur fürchterlichsten Gewißheit, daß es sich hier nicht etwa um bloße Drohungen oder Einschüchterungen handelte, sondern daß ihm der schreckliche tödtliche Ernst gegenüberstand. Der kalte Schweiß drang ihm aus allen Poren, er stammelte matt: Willst Du zum Mörder an mir werden?"

„Ja, wenn ich Dich nicht auf andre Weise zwingen kann, mir Rechenschaft zu legen."

„Und was für Rechenschaft verlangst Du?"

„Vorerst verlange ich Dein unumwundnes Einge-

ständniß, daß Du den Angeber gegen mich auf der Polizei gespielt hast."

„Der Polizeirath wird mir das Zeugniß geben, daß ich ihn bat, Dich nicht verhaften zu lassen, sondern Dir nur einen Wink über die Gefahren zu geben, die Dich bedrohten."

Werner schwieg einen Augenblick nachdenkend.

Falkenberg fuhr rasch fort, um den gewonnenen Vortheil zu benutzen: „Es leitete mich nur eine gute Absicht für Dich. Ich sah ein, daß Du hier nicht unbemerkt und unentdeckt verweilen konntest, ich setzte voraus, daß Du bei Deiner sichtlichen Verstimmung gegen mich meinem Rathe kein Vertrauen schenken würdest, ich ergriff daher diesen Weg, um Dich zu veranlassen, Dich freiwillig zurück zu ziehen und so die drohenden Gefahren zu vermeiden."

Werner erkannte und verfolgte trotz seiner gereizten Stimmung rasch die Fäden, welche seines Gegners Handlungsweise gelenkt hatten, er sagte daher mit niederschmetternder Stimme: „Schweig, Du elender Heuchler! Freilich wolltest Du mich gern von hier fort haben, weil Du in Deinem falschen Gemüthe meinem Versprechen nicht trautest, daß ich Deinen Namen nicht nennen würde; Du wolltest mich wieder auf die Bahn der Flucht nöthigen, damit ich Dir nicht im Wege stände; Du wolltest vor allen Dingen Dich selbst sicher

stellen. Ich erkläre Dein Benehmen für das eines nichtswürdigen Schurken und feigen Verräthers. Du hast an der Freundschaft doppelt und dreifach gefrevelt, Du hast mich tödtlich beleidigt; ich ziehe Dich dafür zur Rechenschaft. Hier sind zwei Pistolen, die eine geladen, die andre nicht; ich kenne die geladne, darum wirst Du wählen, wir feuern zu gleicher Zeit, wenn ich „drei" gezählt habe, und ich bin von einem Leben befreit, das Du mich hassen gelehrt hast, oder Du bezahlst Deinen Frevel und Verrath."

Er nahm beide Pistolen, wechselte sie einige Male durch einander und reichte sie dann Falkenberg zur Wahl hin. Dieser aber schritt etwas zurück und sprach verwirrt: „Du kennst unsre Ansicht vom Duell, ich hege sie auch noch jetzt, und mit Dir kann ich mich überhaupt nicht duelliren — —"

„Keine Ausflüchte!" rief Werner mit donnernder Stimme. „Es giebt Unthaten, die nur mit Blut bezahlt werden können, die Deinige ist eine solche; aber ich gestatte Dir gleiches Recht mit mir, dem Beleidigten. Wer so wie Du mit dem Verrathe spielt, muß auch auf einen ernsten Ausgang gefaßt sein. Wähle!"

Falkenberg war muth- und rathlos, doch sprach er mit tonloser Stimme: „Thu', was Du willst, ich schieße mich nicht mit Dir."

„So sollte ich — sagte Werner — Dich nieder-

schießen und war es auch Willens, aber nein, ich will es nicht thun, ich will Dir nur ein Denkzeichen aufdrücken des Verraths und der Feigheit!" Nach diesen Worten schlug er mit voller Hand Falkenberg auf die Wange, daß dieser taumelte. „Ist Dir nun vielleicht — sagte Werner — eine blutige Entscheidung genehmer? — Nicht? — Nun, so habe ich hier weiter Nichts zu schaffen."

Als Werner die Thüre geöffnet und das Zimmer, ohne weiter einen Blick auf Falkenberg zu werfen, verlassen hatte, verbarg er die Pistolen und hoffte auch das Haus unbemerkt verlassen zu können, allein in der Hausflur stand Ottilie, erschreckt durch das Aussehn des jungen Mannes. „Leben Sie wohl — rief ihr Werner zu — und hüten Sie sich vor dem da oben, er ist ein Verräther." Darauf verließ er rasch das Haus.

Siebentes Buch.

Die Fremdenlegion.

Des Deutschen Fuß beschreitet
So manchen fernen Strand,
Des Deutschen Leichnam decket
So manches fremde Land.
O, lenktet ihr zurücke
Den Fuß zur Heimat werth!
O, ruhten eure Glieder
In vaterländ'scher Erd'!

1. Die Kolonie Allegrette.

Wir müssen eine geraume Zeit überspringen und den Leser auf einen ganz andern Boden versetzen.

Ueber uns wölbt sich ein reiner stahlblauer Himmel, dessen im Sinken begriffne Sonne ihre schräge, aber kräftige Beleuchtung auf die wellenförmige Ebene wirft und einen eigenthümlichen goldgelben Farbenton hervorbringt, weit verschieden von dem gelblichgrauen Ansehn, welches etwa die sandigen Ebenen Norddeutschlands darbieten. Das Rinnsal eines Flüßchens zieht sich in weiten Biegungen durch die Gegend, begleitet von Baumgruppen, welche angenehm die sonst vorwaltende Einförmigkeit unterbrechen; das Flüßchen selbst wird jetzt nur durch einen geringfügigen Streifen Wassers, welches das Fließen verlernt zu haben scheint, dargestellt; aber aus der Tiefe und Breite des Bettes läßt sich abnehmen, daß hier wohl ein ganz ansehnliches Gewässer strömen mag, wenn in der Regenzeit der Himmel seine Schleußen öffnet. Wohin das Flüßchen gehen mag, davon giebt der nach Norden hin ganz gleichartige Boden keine Andeutung, woher es aber kommt, das läßt sich leicht errathen: ohne Zweifel aus jenen tiefblauen Bergreihen, die den südlichen Horizont

in den großartigsten Formen schließen, während vor ihnen her eine Kette niedrigerer Vorberge streift, welche dem Auge nahe genug sind, um deutlich zu erkennen, daß sie zum Theil von stattlichen Wäldern bedeckt werden.

Da wo sich in der Nähe des Flüßchens ein fast ganz flacher Raum ausbreitet, liegt eine Gruppe menschlicher Wohnungen, die gar wenig zum Boden und zu den Umgebungen passen. Während man hier die leichtesten und luftigsten Formen erwarten sollte, wie sie ein Zelt oder eine aus Rohrstäben erbaute Hütte darbietet, sind diese Häuser aus dunkelfarbigen Balken zusammengesetzt und würden an die Gebäude vom Schwarzwald oder aus der Schweiz erinnern, wenn sie nur Etwas von deren Freundlichkeit hätten; aber wie unser Gebirgsbewohner vom alemannischen Stamm es liebt, durch möglichst viele Fenster Helligkeit im Innern und stattlichen Glanz von außen zu schaffen, wie er durch überdachte Galerieen und mannichfache Treppen auch der äußern Rückseite ein gemüthliches Ansehn zu verschaffen weiß, so waren im Gegentheil diese Häuser nur mit den allernöthigsten Oeffnungen versehen, bei denen der Luxus des Fensterglases nicht zur Anwendung gekommen war; denn statt ihrer dienten bretterne Läden, und bei dem Mangel jedes Vor- oder Ausbaus erschienen die einstöckigen Gebäude kahl und nackt. Sie erinnerten höchstens an die Sennhütten oben auf den

Alpen, die nicht eigentlich zum Wohnen bestimmt sind, sondern nur während der Sommerzeit als nothwendige Arbeitsräume zur Käsebereitung dienen. Noch unfreundlicher sahen diese Wohnungen dadurch aus, daß sie nicht in jener ländlichen Unordnung lagen, die aus Willkür entstanden ist und immer ein malerisches Interesse darbietet, sondern sie schienen nach einem einfachen aber festen Plan in graden Linien gleichzeitig errichtet worden zu sein, so daß sie zusammen ein ziemlich regelmäßiges Viereck ausmachten. Drei Seiten dieses Vierecks waren in einer rohen und flüchtigen Weise befestigt, indem man einen ziemlich tiefen Graben ausgeworfen und von der dadurch gewonnenen Erde nach innen zu einen beträchtlichen Wall errichtet hatte, auf dem hinter einer Brustwehr eine Art von bedecktem Weg sich befand; an jeder der drei Seiten war ein offner Durchgang gelassen, der als Thor diente, aber zur Nachtzeit durch ein einfaches Gitterwerk verschlossen werden konnte. Auf jedem der drei Wälle wandelte über dem bedeckten Weg ein Soldat hin und her, so daß das Bajonett beim Umdrehen in der Sonne blitzte. Die vierte Seite dieser sonderbaren Ortschaft nahm ein besondrer Raum ein, durch tiefere Gräben und höhere Wälle auch nach den Häusern zu umgeben und durch leichte Feldgeschütze vertheidigt, welche auf regelrecht angelegten Erhöhungen standen und durch die Schießscharten ihre metallnen

Läufe drohend hervorstreckten. Dieser besondre Raum hatte nur zwei Thore, eins nach den Häusern und das andre nach der offnen Ebne führend, aber beide durch große, aus starken Balken gefügte Thorflügel verschließbar und beide mit einer Schildwache versehen, während man oben über die Brustwehr nur gelegentlich einen Soldaten blicken sah. In diesem Raum standen verschiedne sehr lange Baracken, die wie einstöckige Kasernen aussahen, abwechselnd mit einigen kleineren Gebäuden, welche wirkliche Fenster besaßen und überhaupt mit größerer Zierlichkeit ausgestattet waren, und mit langen niedrigen Ställen, in denen zahlreiche Pferde scharrten und schnoben. Die beiden Schildwachen vor dem stattlichsten der Häuser, eine aufgefahrne und jeden Augenblick zum Aufprotzen fertige Batterie leichter Feldgeschütze, daneben befindliche aus Kugeln symmetrisch aufgeführte Haufen, das theils geschäftige, theils müßige Durcheinandergehen der Krieger von den verschiedensten Waffengattungen und Graden — das Alles gewährte ein lebendiges und kriegerisches Bild, welches zugleich den Charakter des Fremdartigen und Seltsamen im höchsten Grade an sich trug. Hier trieben sich um die Ställe Männer umher, deren braune Gesichter und blitzende Augen auf Kinder dieses heißen Landes hindeuteten, wie denn auch ihre leichte Gewandung mehr an den Araber als an den Europäer erinnerte. Dort

rannten schnellfüßige Gestalten umher, an deren elastischem Körperbau und geistreich verschmitztem Gesicht sich errathen ließ, daß sie heißblütige Söhne der Provence oder des Ufers der Garonne sein mochten; ihr etwas phantastischer, obwohl sehr kleidsamer Anzug würde an die reich kostümirten Kunstreiter großer Städte erinnert haben, wenn nicht auch der oberflächlichste Blick auf ihre entschloßnen, scharfen Gesichter die Ueberzeugung aufgedrungen hätte, daß diese Leute nicht mit eingebildeten Gefahren zu spielen, sondern die wirkliche ernste Todesgefahr zu empfinden und zu bringen gewohnt waren. Viel ernster in Kleidung wie in Geberden waren jene Artilleristen, die mit schwerem Sporentritt Munition hin- und hertrugen oder sich bei den Kanonen beschäftigten; sie mochten der Normandie oder Bretagne entstammt sein und schienen sich nicht in so leichte Uebereinstimmung mit Boden und Klima setzen zu können, wie jene muntern Zuaven. Vor der letzten und längsten Barackenreihe lagen in einzelnen Gruppen Gestalten umher, einfach in die Tracht französischer Infanteristen gekleidet, mit verwitterten Gesichtern, wildem Bartwuchs, nachlässiger Haltung, sichtlicher Theilnahmlosigkeit an allen Umgebungen; von wo waren sie in dies ferne Land gekommen? Vielleicht vom Rhein, oder von der Donau, oder vom Harz, oder vom Bodensee — es war ein Bataillon der Fremdenlegion. Zwischen

allen diesen Soldaten zeichneten sich die Offiziere durch die reicheren Uniformen, die Abzeichen ihres Ranges, das würdevollere Benehmen aus, indem sie beaufsichtigend, sich unterhaltend, oft auch unter einander oder mit den Soldaten scherzend überall zu sehen waren.

Gegen diese kriegerische Bevölkerung stach die friedliche sehr ab, welche in den zuerst beschriebnen Häusern wohnte. Männer von derbem Körperschlag mit breiten, gutmüthigen Gesichtern gingen verschiednen Feldarbeiten nach. Während innerhab der Befestigung kleine Gärten angelegt waren, hatte man außerhalb schon hier und da wirkliche Aecker zu Stande gebracht, auf denen vorzüglich Weizen, Mais und Tabak dem Anscheine nach mit dem besten Erfolg gebaut wurden. Hier nun sah man zerstreut die Männer in leichten grauen Leinenhosen und einem blauen Kittel — der ganzen Bekleidung — bei der Arbeit, wogegen in den Gärten sich mehr Frauenspersonen bei den verschiedenartigen Gemüsen und Küchenkräutern beschäftigten; auch sie waren leichter bekleidet, als sie es früher gewohnt sein mochten, doch hatten sie sich von der Tracht ihrer Heimat nicht ganz lossagen können und trugen daher noch immer mehr von Miedern und Röcken an sich, als nöthig oder zweckmäßig war. Was sonst ein Dorf so angenehm belebt: spielende Kinder, bellende Hunde und andre Hausthiere jeder Art — daran fehlte es hier sehr; denn

nur ein ziemlich zahlreiches Hühnervolk trieb sich auf den freien Plätzen umher. Doch wenn man zu jenem Soldaten auf die Brustwehr steigt, wo er eben mit geschärftem Blick in die Ferne schaut, und wenn man seinem Blicke folgt, so gewahrt man in der Ebne zerstreut größere und kleinere Heerden von Hausthieren fast jeder Art, meist von Kindern und Hunden gehütet, und dahinter schwärmen leichte luftige Gestalten mit fliegenden Gewändern umher, der Schildwache wohl bekannt als die ausgesandten Späher der einheimischen Reiterei und sie beruhigend über die Sicherheit der Heerden und Hirten. Am nördlichsten Ende des Dorfes — wenn man es so nennen mag — ist ein Schöpfbrunnen angelegt, wo ab und zu Mädchen erscheinen, um Wasser zu holen; da eine Einzelne nicht wohl allein mit dem Schöpfen und mit dem Heben des vollen Gefäßes auf den Kopf fertig werden kann, so warten sie, wenn sie nicht schon zu mehreren gekommen sind, sich unter einander ab, und dies giebt Gelegenheit zum Plaudern, die nicht ungern benutzt wird. Uebrigens sind fast alle Bewohner des friedlichen Theiles der Kolonie, wo man auch nur solche beobachten mag, ernst und fast trübe gestimmt. Ihr Kampf mit dem Leben scheint zu reich an Mühen und Gefahren, um Heiterkeit oder Scherz aufkommen zu lassen, sie scheinen Beides verlernt zu haben, wie wir früher von dem Flüßchen

sagten, daß es das Fließen verlernt habe, doch wie letzteres in einigen Monaten lustig seine Wogen dahin wälzen wird, so kommt auch vielleicht die Zeit für diese gedrückte Bevölkerung, wo sie freier Athem schöpft und sich des Lebens wieder freut; hat doch schon längere Zeit her kein Ueberfall der Araber oder Kabylen mehr stattgefunden, wodurch früher ihr Leben und Eigenthum so oft gefährdet war, und ist doch die Lage der Kolonisten fast schon als gesichert zu betrachten.

So ungefähr sah es in der Kolonie und Militär-Station Allegrette aus, die bereits ziemlich südlich in Algerien von den Franzosen angelegt war. —

Als ein Kanonenschuß das Zeichen gab, daß sich die draußen befindlichen Hirten und Arbeiter in den befestigten Raum zurückziehen sollten, sowie daß die Streifwachen und etwa einzeln zerstreuten Soldaten gleichfalls ihren Rückweg anzutreten hatten, belebten sich die Thore und Straßen der Kolonie allmählich. Die Mädchen pflegten sich dann zu beeilen, um von dem Brunnen fortzukommen, denn obgleich von dem General, der hier befehligte, die allerstrengste Mannszucht namentlich in Beziehung auf etwaige Galanterieen der Soldaten gegen den weiblichen Theil der Kolonie gehandhabt wurde, so konnte doch nicht ausbleiben, daß die beim Brunnen befindlichen Mädchen von den heimkehrenden Soldaten allerlei Neckereien erfuhren, die nicht

immer zart und angenehm waren. Diesmal hatte sich ein junges Mädchen — sie mochte kaum siebzehn Jahre alt sein — verspätet und schaute sich nun vergebens nach irgend einer bekannten Persönlichkeit um, die ihr beim Heben des schweren Eimers geholfen hätte. Zwei muntre Zuaven kamen des Wegs, bemerkten die Noth des Mädchens und boten sich zum Beistand an, wenn sie einen Kuß bekämen. Das verlegne Kind antwortete Nichts, sondern machte sich fertig, den Eimer mit der Hand fortzuschleppen, da trat ein junger ernster Mann in der Uniform der Fremdenlegion, mit den Tressen eines Unteroffiziers, heran, half ohne irgend ein Wort dem Mädchen seinen Eimer auf den Kopfring setzen und schlenderte langsam hinter ihm her, während die Zuaven sich unter gegenseitigem Necken und Gelächter entfernten. Als das Mädchen bis zu seinem Hause gelangt war, wo ein kräftiger Bauer auf einer Holzbank, die sich an der Seite der Thüre befand, saß und sich den Schweiß vom braunen Angesicht wischte, — die neben ihm liegenden Ackergeräthschaften zeigten an, daß er so eben von der Feldarbeit zurückgekommen war, — da drehte sich die Dirne um und sagte, wie sie den bereitwilligen Helfer noch hinter sich bemerkte, mit einem leichten Erröthen zu ihm in oberdeutscher Mundart: „Ihr sollt auch schön bedankt sein!"

„Es ist gerne geschehn!" antwortete der ernste

Soldat im reinsten Deutsch, so daß der Bauer aufschaute und sagte: „Ihr seid auch ein Deutscher? Ja, ja, ich seh', Ihr gehört zur Fremdenlegion. Wollt Ihr Euch ein wenig zu mir setzen?"

Der Soldat, der mittlerweile dem Mädchen seinen Eimer wieder vom Kopf zu nehmen geholfen hatte, setzte sich schweigend neben den Landmann. Er schien auf der Jagd gewesen zu sein, denn er hatte außer dem Gewehr eine aufgereihte Schnur erlegter Vögel, die ihm lose über die Achsel hing. „Glück gehabt auf der Jagd?" fragte der Bauer.

„Es geht wohl — antwortete der Soldat — man muß nur schon ziemlich weit gehen, um Etwas zu finden."

„Das ist aber gefährlich!"

„O ja, ich habe mich schon ein paarmal meiner Haut wehren müssen und wäre einmal fast gefangen worden."

Das Mädchen kam aus dem Hause mit einer Flasche und einem kleinen Gläschen, um dem Vater den gewohnten Abendtrunk zu bieten; nach einem mit diesem gewechselten Blicke wurde aber das gefüllte Glas dem Fremden zuerst angeboten. „Nehmt nur einen Schluck — sagte der Bauer gutmüthig — es ist ein reiner und gesunder Branntwein, er bekommt gut, wenn man so erhitzt nach Hause kommt."

Der Soldat trank ein wenig und fragte: „Geht's Euch gut hier zu Lande?"

Nachdem der Bauer getrunken, sagte er: „Es könnte besser sein, doch sind wir grade nicht allzuschlimm dran, seitdem sich die Heiden nicht mehr so leicht heranwagen."

In diesem Augenblick kam die Hausfrau aus dem Garten neben dem Hause und rief dem Mädchen zu: „Unser Gickel beißt sich wieder mit Hannes Meiling seinem Gickel, geh' hin, Lise, und treib' sie auseinander! und dann sieh' Dich um nach den Hühnern, daß sie alle da sind, und bekümmre Dich um die Eier; ich glaube, das gefleckte Huhn trägt seine Eier anderswohin."

Das Mädchen trug Flasche und Glas hinein, um sich nach dem Hahne und den Hühnern umzusehn. Die Frau warf einen mißtrauischen Blick auf den Soldaten und sagte dann zu ihrem Mann: „Wenn wir doch daheim geblieben wären in Schwaben, denn es ist hier nun gar nicht mehr auszuhalten!"

„Was giebt es denn wieder, Christine?"

„In der Offizierskäche wollen sie zehn Centimes weniger für ein Huhn geben und wollen auch ein Ei mehr auf den Franc haben, und daran ist blos die Jonas Kurz'sche Schuld, die Alles so wohlfeil hingiebt und einem die Preise herunterbringt. Auch läßt Dir der Jakob Geyler sagen, er könnte Dir morgen

auf dem Feld nicht helfen, weil er Nöthiges zu schaffen hätte, und Du hast ihm doch treulich mit Deiner Arbeit geholfen. Und da ist nun keine Obrigkeit und Nichts, wo man seine Klage anbringen kann, denn die Franzosen wollen einen gar nicht verstehn. Auch hab' ich diesen Morgen gesehn, daß unsre kleine Kuh mit dem rechten Hinterfuße hinkt; wenn da nur nicht irgend eine niederträchtige Spitzbüberei vorgegangen ist, denn man gönnt uns ja nicht den Bissen Brot, den wir in den Mund stecken."

Der Bauer hörte diese Klagen mit vieler Gemüthsruhe an, wandte sich aber dann zu dem Soldaten und sagte: „Man könnte sich Alles hier gefallen lassen, denn die Regierung hat am Ende nicht ganz schlecht für uns deutsche Kolonisten gesorgt, aber das Allerschlimmste ist: es geht hier zu sehr nach der Gunst! Da soll zum Beispiel so eine Art Vorsteher von uns gewählt werden, und da ist mein ehemaliger Nachbar Kasper, der zu Hause um zwei Männer hinter mir stand, daß ich früher in den Gemeinderath gekommen wäre, wie er, und doch hat er jetzt eben so viel Aussicht wie ich zum Vorsteher, und es kann sein, daß er mir vorgezogen wird, was doch ganz gegen alle Ordnung wäre."

Der Soldat schien keine Lust zu haben, sich auf die Gründe des Ehepaars zur Unzufriedenheit tiefer

einzulassen, er stand auf und entfernte sich nach kurzem Gruße. Ihm nachsehend sprach der Bauer zu seiner Frau: „Das ist auch so ein armer Teufel, der seine Heimat und seine Angehörigen nimmer wieder zu sehn kriegt.“

Die Frau sagte: „Es ist lauter Gesindel, und ich sage Dir, Du sollst Dich gar nicht damit abgeben. Besser bewahrt wie beklagt.“

„Einmal ist keinmal — erwiderte der Mann — ich bin auch kein Freund von dem Volk, es traf sich nur just so, daß er sich zu mir setzte, aber wir wollen der Bekanntschaft damit auch ein Ende machen.“

Der Soldat schritt unterdessen durch das Thor des Forts und richtete seinen Weg auf die Baracken der Fremdenlegion zu. In deren Nähe begegnete ihm ein ältlicher Offizier, dessen Gesicht durch Blatternarben und Wunden entsetzlich zerrissen und zerfetzt war, was aber doch den Geist guter Laune und wohlwollender Gutmüthigkeit, der darin sich aussprach, nicht zerstören konnte. Kaum hatte der Offizier den Ankommenden bemerkt, so rief er: „Ah, mein braver Korporal, glücklich wieder gekehrt und gute Beute gemacht? Ihr seid der kühnste und glücklichste Jäger, den wir in der ganzen Division haben.“

Der Unteroffizier erwiderte nach militärischem Gruß in französischer Sprache, sowie er in derselben

angeredet worden war: „Mein Jagdglück rührt blos von dem guten Gewehr her, welches Sie, mein Kapitän, mir zu leihen die Güte haben. Wenn Sie Ihren Burschen nach meinem Quartier schicken wollen, so soll er Ihnen die Hälfte der Vögel bringen."

Ich danke, mein braver Kamerad, für das gute Abendessen. Nehmt Euch nur bei Euren Ausflügen immer hübsch in Acht, daß ich nicht mein Jagdgewehr einbüße und das Bataillon einen seiner besten Soldaten verliert."

„Ich thue, was ich kann, das Gewehr immer wieder glücklich in's Quartier zu bringen, mein Kapitän."

Nach gegenseitiger Begrüßung ging der Unteroffizier auf eine der Thüren der Baracken los, wo eine hohe kriegerische Gestalt, doch nur in der Uniform der gemeinen Soldaten, anlehnte und ihn zu erwarten schien; jetzt begrüßten sich Beide mit einem traulichen Handschlag.

„Guten Abend, Bruder Thormann, ich freue mich, daß Du wohlbehalten wieder da bist."

„Schönen Dank, lieber Brune; wie ist's heut gegangen?"

„Gut soweit, nur war das Mittagessen mordmäßig schlecht."

„Ich bringe hier Etwas zum Abendessen mit. Die Hälfte der Vögel hab' ich dem Kapitän Boncoeur

versprochen, die andere Hälfte kann der Schlesier uns zurecht machen."

„Gieb nur her und ruh' Dich aus. Ich bin nur immer froh, wenn Dich die schwarzbraunen Hallunken mit heiler Haut wieder zurückkommen lassen. Dort kommt schon der Bursche des Kapitäns. Geh' nur hinein und ruh' Dich aus, ich will schon Alles in Ordnung bringen." — —

Also das ist unser alter Freund Werner Thormann? — Ja, lieber Leser, das ist Werner Thormann, eingereiht in die französische Legion, zum Unter-Offizier befördert, weil er den Dienst in sehr kurzer Zeit sich eigen gemacht hatte, besonders aber, weil er dem mündlichen und schriftlichen Gebrauch der französischen Sprache sich gewachsen zeigte, anerkannt als tüchtiger Soldat, bewundert wegen seiner fast tollkühnen Todesverachtung, beneidet wegen seines außerordentlichen Jagdglückes. Und sein Gefährte ist Niemand anders, als unser alter Bekannter Brune, zu seiner Zeit die Kamöne genannt, durch sein Schicksal in die kriegerische Laufbahn gestoßen, die für seine Natur so gut paßte, aber nicht mit denjenigen Aussichten, die ihm zu wünschen gewesen wären. Er hatte auf einer süddeutschen Universität einen andern Studenten, den Sohn eines vornehmen und angesehenen Hauses, im Duell erschossen, war darum flüchtig geworden und in die

französische Fremdenlegion gerathen. Er fand hier seinen ehemaligen Universitätsfreund Thormann bereits vor, was ihm nicht nur zur großen Freude, sondern auch zur mannichfachsten Erleichterung gereichte. Denn die französische Sprache gehörte zu den vielen Dingen, die der gute Brune nicht erlernt hatte, und er war auch zu geistesträge, um jetzt noch diesem Mangel abzuhelfen, er beschränkte sich vielmehr auf die Kenntniß der Ausdrücke, die im Dienste vorkamen, obwohl er sich dadurch der Aussicht auf Beförderung beraubte. Sonst war er ein vorzüglicher Soldat im Felde, von einer Bravour, die auch bei den Franzosen Anerkennung fand, und dabei von einer kalten Besonnenheit, die seinem Freunde Thormann fehlte. Beide standen in ihrem Bataillon hoch angeschrieben und waren auch den übrigen Truppen des Lagers sehr bekannt, welche Thormann mit dem Beinamen „der Jäger," Brune aber mit demjenigen „der Starke" bezeichnet hatten, nachdem der Letztere mehrfache Proben von einer ganz außerordentlichen Körperstärke abgelegt hatte.

---

2. Kriegsleben.

Am Abend fanden sich die Genossen zusammen, welche die Wohn- und Schlafstätte miteinander theilten, man hatte so viel Geld zusammengelegt, daß man einige Zuspeisen und etwas Wein anschaffen konnte, und so war unter den künstlerischen Händen des Schlesiers ein ganz hübsches Mahl zu Stande gekommen. Der Schlesier war überhaupt ein ziemlich feiner Bursche, welcher der äußern Verwilderung, die nothwendig seine jetzige Lebensstellung mit sich führte, nach besten Kräften durch aufmerksame Pflege seiner körperlichen Erscheinung Widerstand zu leisten versuchte: seine Haare waren sorgfältig unter Kamm und Schere gehalten und gaben mit ihrer schrägen Scheitelung dem meist auf die Seite geneigten Kopf eine gewisse empfindsame Weihe, womit das elegante Bärtchen nicht im Widerspruch stand. Viel sorgloser und nachlässiger in seiner Haltung war Heinz, der Nassauer, welcher jetzt, nachdem er einen guten Schluck gethan und sich den feuchten Bart abgewischt hatte, das Wort nahm: „Schlesier, Du bist sicher einmal Koch oder Küchenmeister oder Küchenjunge des Herzogs von Schlesien gewesen, weil Du die Sache so gut verstehst."

„Nein, Nassauer, Koch bin ich nicht gewesen, abge-

sehn davon, daß es gar keinen Herzog von Schlesien giebt, aber Oberkellner bin ich gewesen, und da hab' ich die Küche und was dahin gehört gleichsam von einem höhern Standpunkt aus kennen gelernt."

„Warum hast Du eigentlich Deine Laufbahn verlassen, Schlesier?" fragte Brune. „Es hätte aus Dir ja der feinste und patenteste Gastwirth werden müssen, der jemals sich die miserabelste Bewirthung doppelt und dreifach bezahlen ließ."

Der Schlesier neigte den Kopf zur Seite und sagte: „Die Einbildungskraft, die Phantasie, meine verwünschte Phantasie hat mich in meiner Carriere unterbrochen."

„Wie so?"

„Ich war ein leidenschaftlicher Besucher des Theaters, und da bildete ich mir ein, ich könnte ein großer Schauspieler werden. Als ich einmal Devrient spielen sah, da war ich nicht mehr zu halten, ich verließ meine Stelle, um vorerst bei einer herumziehenden Gesellschaft die Lehre durchzumachen. Ja, meine Phantasie und Devrient haben mich auf dem Gewissen. Ich zog durch halb Deutschland herum, ohne auch nur die geringste Anerkennung zu erlangen, daher fand ich zuletzt auch kein Engagement mehr, und als Kellner wollte man den verlaufnen Schauspieler ohne alle Legitimations-Papiere auch nicht haben. Als man mich im Badenschen per Schub nach meiner Heimat senden wollte, hatte ich eben

so wenig Geschmack an dieser Art, befördert zu werden, als an der kläglichen Rolle, in der ich zu Hause hätte auftreten müssen. Ich kniff daher aus und ließ mich in der Fremdenlegion anwerben, um wieder in meine alte Laufbahn zu kommen."

Der Nassauer meinte: „Das ist aber ein merkwürdiger Umweg."

„O nein, Nassauer. Irgend einmal denke ich eine ansehnliche Beute zu machen, und wenn das nicht ist, so spare ich mir Etwas von meinem Sold, und wenn meine Capitulationszeit abgelaufen ist, etablire ich mich als Restaurant bei einer dieser Militair-Stationen, verdiene mir einen guten Groschen Geld, übernehme einen Gasthof in meinem Vaterlande und bin ein gemachter Mann. Ich nenne mein Etablissement Hôtel de l'Afrique, und alle Welt wird bei dem Wirth einkehren wollen, der in Afrika mitgefochten hat. Ein Paar ausgestopfte Löwen und Strauße, die ich mitbringe, thun das Uebrige."

„Na, hör' einmal — sagte der Nassauer — Deine Einbildungskraft oder Phantasie ist noch nicht geringer geworden, nimm Dich in Acht, daß sie Dir nicht wieder blauen Dunst vornebelt."

Wie bist Du eigentlich zu uns gekommen, Nassauer?" fragte Brune.

„Ich bin in die Fremdenlegion gegangen, weil man mir zu Haus nicht genug Ehre erwiesen hat."

„Wie hing denn das zusammen?“

„Sieh, Starker, wir Nassauer sind alle zusammen ein wenig ehrgeizig. Wir können Vieles vertragen: Frost und Hitze, Hunger und — Kälte, Darmstädter und Preußen, aber wir können es nicht vertragen, wenn uns unsre Ehre nicht erwiesen wird. Ich bin nur der Sohn eines gewöhnlichen Schreiners, aber ich hatte es durch Geschick und Fertigkeit bis zum ersten Schreiber bei einer Landoberschultheißerei gebracht — —“

„Um des Himmels willen, was ist das für ein Ding, das so einen barbarischen Namen führt?“ fiel fragend einer der Beiden ein, die sich bisher noch nicht bei der Unterhaltung betheiligt hatten; es war ein junger Mensch von entschieden blasirtem Aussehn, der sich's so bequem wie möglich gemacht hatte und gerade so aussah, als wenn die Andern zu seiner Unterhaltung plauderten, ihre Sache aber nur sehr mittelmäßig machten.

„Eine Landoberschultheißerei?“ fragte der Nassauer gekränkt, „das ist eine im Herzogthum Nassau wohl bekannte und wohl angesehne Behörde.“

„Na, im Herzogthum Nassau mag's manche Dinge geben, von denen man in der übrigen kultivirten Welt Nichts weiß.“

„Freilich giebt's da Dinge, die anderswo nicht sind, z. B. Rheingauer Weine und Herborner Zwiebel-Suppen, aber es giebt da auch Dinge, die sich gleichfalls

anderswo befinden, z. B. Spielbanken, wo mancher reisende Commis sein eignes und das Geld seiner Firma sitzen läßt, worauf er denn flüchtig und steckbrieflich verfolgt wird, so daß er Gott dankt, wenn er in die Fremdenlegion tritt und vor dem Gesetz sicher ist."

Werner sagte: „Es ist Unrecht von Dir, Nassauer, daß Du gegen unsern Gebrauch handelst, irgend einem von uns seine Vergangenheit vorzuwerfen."

„Das ist wahr — entschuldigte sich Heinz — ich that es auch nur, weil ich gereizt war, und wollte keineswegs beleidigen."

Der ehemalige Commis sagte phlegmatisch: „Ich fühle mich auch nicht beleidigt, denn ich weiß, was ich der verletzten Nationalehre eines Nassauers zu Gute halten muß."

Der gutmüthige Schlesier fragte, um das Gespräch anders zu wenden: „Wieso denn erwies man Dir nicht genug Ehre, Nassauer, als Du erster Schreiber bei der Landoberschul — — na, bei dem Dings da, warst?"

„Das Lumpenvolk in dem Nest — es ist übrigens ein hübsches und auch ein wohlhabendes Städtchen, und es wohnen manche ansehnliche Leute darin — also das Volk konnte nicht vergessen, daß ich ein Schreinerssohn war, und wenn ich in's Wirthshaus kam und mir meinen Schoppen bestellte, so setzte ihn der Adlerwirth hin mit einem „Wohl bekomm's!" und weiter Nichts. Ich

sagte wohl einmal wie im Scherz: „Aber, Adlerwirth, mein Geld ist so rund wie andrer Leute ihres auch, und Sie könnten immer sagen: „„Wohl bekomm's, Herr Schreiber oder Herr Heinz!““ Aber da lachte er mich aus und sagte, das würde ja ganz komisch lauten, da ich ja Schreiner Heinzens Wilhelm sei. Und da waren besonders so einige halb hinter den Ohren trockne Accessistchen beim Amt angestellt, die wurden allewege honorirt, und es hieß immer: „Herr Accessist!“ hinten und „Herr Accessist!“ vorn, und sie behandelten mich ganz hochmüthig. Da riß mir aber der Geduldsfaden, und ich erklärte meinem Herrn Landoberschultheiß: „Entweder — oder! entweder Sie verschaffen mir den Titel Sekretair, daß mich jeder Lausekerl bei meinem ordentlichen Titel anreden muß, oder ich thu's nicht länger.“ Da wurde mein Landoberschultheiß grob und setzte mir den Stuhl vor die Thüre, ich aber sagte zu mir selber: „Ich wollt', daß ihr all' zusammen die Kränk' kriegtet!“ und ging fort. Ich hatte in der Zeitung gelesen, daß viele Leute aus dem Würtembergschen oder Badenschen oder sonst da herum nach Algier zögen, weil ihnen die französische Regierung Kolonieen anweisen wollte, da dachte ich, bei denen könnt' ich wohl Landoberschultheiß oder wenigstens Sekretair werden, aber Prosit die Mahlzeit! In Frankreich packten sie mich bald fest und steckten mich wohl oder übel in die

Fremdenlegion. Nun haben wir da hier eine deutsche Kolonie, aber ich glaube, die Schindäser wissen nicht einmal, was eine Landoberschultheißerei ist!" Indem er noch einen giftigen Seitenblick auf den ehemaligen Commis voyageur warf, trank er sein Glas aus.

Ein Soldat, der den andern Anwesenden etwas an Alter voraus und von einem finstern, fast abschreckenden Ansehn war, brach jetzt sein bisheriges Schweigen, indem er sagte: „Wegen so einer Sach' wär' ich nimmer von Haus fortgegangen."

„Was hat Dich denn eigentlich fortgetrieben, Morian?" fragte Brune. „Ich hab' Dich längst drum fragen wollen."

Mürrisch erwiderte Morian: „Ich red' nicht gern von der Geschicht', aber ich schäm' mich auch eben nicht. Ich und mein jüngrer Bruder schossen zuweilen im herrschaftlichen Wald ein Stück Wild, das verkauften wir, und ich brachte wohl vom Erlös unsrer alten Mutter ein Pfund Kaffee, mein Bruder Franz seinem Schatz ein hübsches Band mit. Ein Förster schoß meinen Bruder Franz todt, und ich schoß ein Paar Tage drauf den Förster todt."

Die Gesellschaft wurde ernster gestimmt durch diesen kurzen Bericht, und der im Herzen gutmüthige Nassauer sagte: „Weißt Du, Morian, wer mir am leidsten thut bei der Geschicht'? Das ist nicht der Schatz Deines

Bruders, denn der kann sich trösten und auch noch anderswo wieder ankommen, sondern das ist Deine alte Mutter — — oder hat sie noch mehr Kinder?"

„Nein, das ist's eben. Ich denk' auch oft genug an meine Mutter."

Nach einer Pause begann Brune: „Es ist uns Allen schlimm ergangen, sonst wären wir nicht hier, aber vielleicht geht's auch einmal wieder besser. Wenn unsre Capitulation in der Legion vorüber ist und wir wieder nach Haus kommen, so sind manche alten Geschichten vergessen, und wenn's hoch kommt, so werden sie mit einer kleinen Buße abgemacht."

„Wir müssen nur Alle darauf dringen — sagte der ehemalige Commis — daß der König Louis Philippe uns bei unsrer Rückkehr vollkommene Amnestie in unserer Heimath ausbedingt. Für den König von Frankreich ist das ein Kleines, denn nach seiner Pfeife tanzen die deutschen Regierungen."

Werner sagte ernst: „Ich hoffe, daß das nicht wahr ist. Wenn es aber wahr wäre, so würde ich doch um eine solche Amnestie nicht einkommen. Es ist überhaupt mein größter Aerger, wie wir als Deutsche von diesen Franzosen so gründlich verachtet werden, und manchmal läuft mir die Galle über. Dem französischen Einfluß in Deutschland möchte ich auch nicht das Geringste verdanken."

„So skrupulös bin ich nicht!“ sagte der Andre.

„Uebrigens — fuhr Werner fort — werden nach meinem Ermessen Wenige von uns den Weg zum Vaterlande zurückfinden. Die Meisten von der Legion werden den Tod auf dem Schlachtfeld oder in den Spitälern finden, die Uebrigen wird man auch nach Ablauf der Capitulations-Zeit schon auf die eine oder andre Weise hier fest zu halten wissen, oder man schickt sie nach einer andern Kolonie.“ — —

In der Frühe des andern Morgens herrschte eine ungewöhnliche Aufregung in der Station Allegrette. Während der Nacht waren einige arabische Reiter auf schaumbedeckten Pferden angelangt und nicht nur in das Fort eingelassen, sondern auch zum General geführt worden. Sie verkündeten im Auftrag eines den Franzosen ergebnen Häuptlings, daß verschiedne Stämme der Wüste sich aufgemacht hätten, um die Franzosen anzugreifen; eine bedeutende Schaar scheine es auf Allegrette abgesehn zu haben und sei durch das Gebirge bis nah an das ebne Land vorgerückt; vielleicht noch heute führten sie eine Unternehmung aus, um die Franzosen möglichst unvorbereitet zu überraschen; die Stämme des Gebirgs schienen mit ihnen im Einverständniß, hätten wenigstens ihrem Durchmarsch nicht nur Nichts in den Weg gelegt, sondern vielmehr allen Vorschub geleistet, vielleicht auch sich ihnen angeschlossen. Man sieht, daß

es die Franzosen bei ihrem allmählichen Vordringen in Algerien machten, wie es die Römer zu halten pflegten, sobald sie in einem fremden Land einmal festen Fuß gefaßt hatten: wo ein Volk unter verschiednen Fürsten steht, da finden sich immer Einige, die aus Eifersucht und Neid, oder aus Habsucht und Ehrgeiz gemeinschaftliche Sache mit dem fremden Eroberer machen. So gab es auch hier arabische Fürsten, die sich für das französische Interesse gewinnen ließen, weil sie die Demüthigung ihrer Nebenbuhler oder die eigne Erhebung so am sichersten zu erreichen dachten. Die Boten waren auf's Beste empfangen worden, man hatte ihnen einen Rastort angewiesen und reichliche Bewirthung zukommen lassen, um sie, wenn sie und ihre Pferde ausgeruht haben würden, mit reichen Gaben für sich und für ihren Fürsten, sowie mit noch größeren Versprechungen für Letztren wieder zu entlassen.

Jetzt waren eigne Posten an den Thoren aufgestellt, welche die ausziehenden Feldarbeiter und Hirten instruirten, wie weit sie sich von der Kolonie entfernen dürften, und wie sie ihre Heerden in einer bestimmten Gegend zusammen halten, beim ersten Kanonenschuß aber augenblicklich sich zurückziehn sollten. Hätte man die Heerden und Arbeiter ganz zurückbehalten, so würden die Feinde muthmaßlich stutzig geworden und auf den Gedanken gekommen sein, daß man auf ihren Angriff

gerüstet sei; dann hätten sie wahrscheinlich den Angriff für den Augenblick gar nicht gewagt, sondern sich für eine Blokade aus der Ferne, für ein Auflauern bis zu günstiger Gelegenheit entschieden, und es war gerade dies das System, was man am meisten fürchtete; zu einem raschen Angriff verlockt — die Aussicht auf schutzlose Heerden und Menschen war aber für sie eine fast unwiderstehliche Lockung — und dabei mit großem Verlust zurückgeschlagen, zogen sie sich fast ohne Zweifel in ihre Heimat zurück, wohin man dann eine mobile Kolonne vom Hauptquartier aus dirigirte, um durch eine verderbliche Razzia Strafe und Abschreckung in schärfstem Grade zu vollziehen, denn die Franzosen waren in dieser Hinsicht scharfe Rechenmeister, die vor Allem darauf achteten, daß sie nicht zu kurz kamen. Eben die Hoffnung, nach einer solchen Straf-Razzia einen ansehnlichen Theil des erbeuteten Viehes zu erhalten, war ein Hauptköder für die verbündeten Häuptlinge, die sich oft auch mit ihrem Stamm der Razzia anschlossen, um gleich ihren Antheil vornweg zu nehmen. — Die Einwohner der Kolonie aber waren diesmal angewiesen, sich auf einem solchen Raume zu verbreiten, daß die Feinde sich nicht unbemerkt nähern konnte, sie wurden von einer verstärkten Postenkette einheimischer Reiter in einem größeren Bogen als gewöhnlich umschwärmt, und eine ganze Compagnie der Zuaven war bereits in der

Dunkelheit der Nacht ausgerückt und hatte sich in dem fast trocknen Bette des Flusses versteckt. Im Fort selbst standen die Spahis, die Zuaven, die Linien-Infanterie und die Artillerie zum Ausrücken bereit. Von der Brustwehr aus spähten scharfe Augen in die Ferne, aber man hütete sich wohl, mehr Soldaten als gewöhnlich dort zu zeigen.

Der Hauptmann Boncoeur, der vor seiner Compagnie auf- und abging, sagte zu Werner: „Heut' giebt's ein andres Wild zu jagen, mein Lieber, als gestern."

„Wir nehmen's, wie's kommt!" antwortete Werner. „Glauben Sie wirklich, mein Kapitän, daß es heute Etwas giebt?"

„Es giebt schon in diesem Augenblicke Etwas, wenn ich nicht sehr irre."

Man machte vom Walle aus die Meldung, daß man bei den entferntesten Vorposten den Rauch von abgeschoßnen Pistolen zu sehn, auch den schwachen Schall von den Schüssen zu hören glaube; in dieser klaren Luft trug das Auge viel weiter, als das Ohr. Der Kommandirende eilte mit einem Fernrohr auf die Brustwehr, stellte einige Augenblicke Beobachtungen an und gab dann ein Zeichen, worauf der Schuß der Lärmkanone ertönte. Rasch und in bester Ordnung sprengte die Reiterei der Spahis auf die Ebene hinaus, rasselte die Batterie nach, drängten sich die Zuaven hinterher.

Ein Bataillon französischer Infanterie und das Bataillon der Fremdenlegion rückten durch die Kolonie aus den andern Thoren, um das Gedränge zu vermeiden. Anfangs begegneten sie den flüchtig zurückkehrenden Kolonisten und ihren Heerden, als sie aber diese hinter sich hatten, bildeten sie eine geschloßne Linie, welche bei ihrem Vordringen das Flußbett immer in der rechten Flanke behielt; vom linken Flügel her schob sich die graue Masse der Reiterei weit vor, hinter ihnen dehnten sich die Zuaven aus, bis sie gleichfalls rechts an das Flüßchen reichten und dort mit der vorausgesandten Compagnie zusammenstießen; auf der äußersten Flanke nach links hin nahm die Batterie eine geeignete Stellung. Die Infanterie machte nun Halt, sah aber vor sich Nichts, als die zerstreuten Zuaven, die sich in völliger Auflösung über den ganzen Raum ergossen, bald in Haufen, bald zu zweien, bald einzeln, wie es Bodenbeschaffenheit und Zufall mit sich brachten, indem ihre Offiziere befehlend, aufmunternd, scheltend zwischen ihnen umher eilten. Ueber sie hinaus sah man Nichts als Staub und Pulverdampf, aus dem jetzt vereinzelte aber häufige Schüsse vernommen wurden. Da stob wie eine vom Sturm gejagte Wolke die Schaar der Spahis nach links hin fort und ordnete sich wieder hinter den Kanonen, die nun ihre metallne Stimme unausgesetzt hören ließen, vermischt mit den Schüssen der Zuaven.

Aber plötzlich tauchten tausend burnusumflatterte Köpfe mitten unter den Zuaven auf. Die zahlreiche, vortrefflich berittne und muthige Reiterei der Feinde hatte die französische Kavallerie leicht geworfen und stürzte sich nun übermächtig auf die Zuaven, nicht achtend, wie die Ihrigen hier und dort von den wohlgezielten Schüssen niedergestreckt wurden. So tapfer und geübt auch die Zuaven waren, so sehr sie sich auch gegenseitig durch Zurufen: „Vorwärts, Kameraden, vorwärts! Für den Ruhm und Frankreich!" aufmunterten, so war der Anprall doch zu rasch und stark, zumal da eine große Schaar von Fußvolk die Batterie zu umgehen begann und mit guten Schüssen aus schlechten Gewehren die Reihen der Artilleristen lichtete, so daß man dort sein Feuer anderswohin richten mußte. Die französische Reiterei war zu schwach, um theils die Kanonen hinreichend zu decken, theils die Ueberflügelung zu hindern, deshalb riefen die Signale den größten Theil der Zuaven dorthin, und die Linien-Infanterie stand nun dem Feind gegenüber. Hier machte sich der Unterschied der Nationalität sehr bemerklich. Die Linie des französischen Bataillons ließ ein beständiges Gemurmel hören, wie wenn eine große Schule geräuschvoll unter einander plaudert; es war, als wüchse den Einzelnen der Muth, wenn sie selbst sprächen oder die Andern sprechen hörten; die Linie der Fremdenlegion, die fast nur aus

Deutschen bestand, war still und ernst. Mit wildem Ruf sprengten die Afrikaner heran. Wenn blitzende Kürassiere mit den langen Schwertern herandonnern, so erbebt in innrer Bewegung auch das Herz des Tapfern, denn an den Grundfesten des Muthes wird durch den imposanten Anblick gerüttelt; wenn aber die Geschwader solcher phantastischen, fast märchenhaften Gestalten heranstürmen, so wird die Einbildungskraft verwirrt und erschreckt. Doch das Kommandowort sammelt die Besinnung wieder, das Bewußtsein der Gefahr spannt alle geistigen Kräfte. Ganze Salven krachen hier und dort, eine dicke weiße Rauchwolke entsendend, das Geknatter des Einzelfeuers verbreitet sich über die ganze Linie, dann schmettert wieder eine größere Salve: Pferde und Männer der wilden Reiterei wälzen sich auf dem Boden, die Uebrigen stutzen, aber der angeborne Muth und die Ueberzeugung, daß nur Schnelligkeit ihnen Rettung und dem Feinde Verderben bringt, treibt sie vorwärts. Da starren ihnen die Bajonette in geordneter Reihe entgegen. Aber sie treffen mit der langen Lanze dennoch manchen Bajonettträger, sie schießen ihre Pistolen auf sie ab, sie setzen über die Reihe weg, um mitten unter den Feinden mit dem gekrümmten trefflichen Säbel zu mähen; aber die Tollkühnen sind bald niedergestoßen, die Lücken füllen sich augenblicklich, die Reihe der spitzen Bajonette bleibt unerschüttert, die

todtbringenden Kugeln fliegen fort und fort ihnen entgegen. Da stutzen sie, denn die Gluth des ungestümen Angriffs ist gedämpft, die Ueberzeugung von der eignen Unwiderstehlichkeit ist erschüttert. Nun schlagen wieder die Kanonenkugeln vom linken Flügel in die Massen, denn die braven Zuaven haben die dortigen Angreifer zurückgedrängt. Noch einen zornigen Blick sandten die Söhne der Wüste auf die unbesiegte Waffenreihe der Feinde, dann warfen sie ihre Pferde herum, deren flüchtiger Hufschlag sie bald den nachgesandten Schüssen entzog. Am verderblichsten wurde dieser Rückzug für das Fußvolk auf dem rechten Flügel, denn da sich dieses, von der Reiterei verlassen, in wilder Flucht ergoß, so verfolgte die französische Reiterei die Fliehenden und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, freilich nicht, ohne daß mancher trotzige Afrikaner sein Leben theuer verkaufte.

Als die siegreichen Schaaren wieder durch die Thore der Kolonie einzogen, wurden sie von den Zurückgebliebenen mit Jubelruf empfangen. Auch jene Boten des befreundeten Häuptlings, deren Nachricht so verderblich für ihre Volks- und Glaubensgenossen geworden war, befanden sich unter den Zuschauern. Es mochte sich in ihnen auf seltsame Art die Bewundrung der Waffengewalt der Europäer, das sichre Bewußtsein, Bundesgenossen der Waffengewaltigen zu sein, und die Scham,

ihre Landsleute besiegt zu sehn, durch einander mischen. Als einige gefangne Araber vorbeigeführt wurden, zogen sich die Boten ein wenig zurück, aber die Gefangnen bemerkten sie doch und spuckten nach ihnen aus. Uebrigens war es nicht die Liebhaberei der Franzosen, Gefangne zu machen, nur einige brachten sie mit, um genauer zu erfahren, an welchen Stämmen sie ihr Straf- und Rachegericht zu vollziehen hätten.

3. Ein Zwischenfall und seine Folgen.

Der Nachmittag dieses Tages wurde im Fort sehr munter begangen. Alle, die nicht vom Dienst festgehalten wurden, suchten sich irgend ein Vergnügen zu bereiten, und besonders war die Bude des Restaurant und Cafetier Jean Degrec, oder vielmehr das „Hôtel de la Victoire," wie es auf der großen, weit sichtbaren Aufschrift genannt wurde, heute überfüllt von Gästen. Das Etablissement bestand ursprünglich nur aus einem Blockhaus, aber vermittelst einiger hoher Pfähle und darüber gespannter Leinwand war ein ganz vergnüglicher Raum hergestellt, wo in einfachster und ursprünglichster Construction hölzerne Tische und Bänke standen. Jetzt waren diese beinah alle besetzt, und unermüdlich trug Jean Degrec nebst einigen dienstbaren Personen aus dem dunklen Raum des eigentlichen Hotels die Erquickungen, welche dieses darbot, den ungeduldigen Gästen zu. Auch Werner und Brune begaben sich dorthin, um zur Feier des Tages ein Glas Rothwein zu trinken und eine Cigarre dabei zu rauchen. Sie fanden kaum Platz am Ende eines Tisches, an welchem bereits französische Linien-Offiziere saßen.

Werner sagte: „Ich muß Dich heute bewirthen,

Freund Brune, denn wenn Du dem braunen Gesellen, der seinen krummen Säbel über mir schwang, nicht zuvorgekommen wärst, so würd' ich jetzt draußen mit den Andern eingescharrt."

„Es ist nicht der Rede werth — erwiderte Brune — wenn wir die Rechnung gegen einander abschließen sollten, Bruder Thormann, so wäre sehr die Frage, ob Du nicht noch im Vortheil stehst. Es war nur Schade um den Beduinen, oder was er sonst sein mochte, denn es war wirklich ein prächtiger Bursche, und es sah wundervoll aus, wie er den Säbel schwang!"

Werner sagte tiefsinnig: „Ich wollte eigentlich, er hätte zugehauen, und ich würde jetzt mit den Andern eingescharrt."

„Was fällt Dir ein?" rief Brune. Da Werner Nichts sagte, so fuhr er fort: „Ich weiß überhaupt nicht, was Dir fehlt, Bruder, Du gefällst mir gar nicht. Im Gefecht oder auf der Jagd thut's Dir keiner an Lebendigkeit zuvor, außerdem bist Du aber so trübsinnig, als wenn Du Dinte getrunken hättest, und nun sprichst Du gar so melancholisches Zeug. Du bist schon Unteroffizier, wirst von Allen geachtet, kannst es ohne Zweifel bald zum Offizier bringen und eine glänzende Carriere machen. Ist das nicht ein frohes Gesicht werth?"

Werner schüttelte den Kopf und sagte: „Offizier

zu werden ist für einen Deutschen so unwahrscheinlich, daß man's fast unter die Unmöglichkeiten rechnen kann. In unsrem ganzen Bataillon ist kein einziger deutscher Offizier, denn die zwei bis drei Elsässer und der eine Schweizer sind nicht so zu nennen. Uebrigens steht meine Sehnsucht auch gar nicht dahin, ich habe nicht den mindesten Ehrgeiz, in dieser Armee eine Carriere zu machen."

„Nun, was drückt und beschwert Dich denn eigentlich?"

„Ueberdruß, ja Ekel am Leben. Ich habe kein Vertrauen auf Gott, keine Theilnahme für die Menschen, keine Zufriedenheit mit mir selbst, ich hege keine Hoffnung in mir und keine Furcht, ich verzweifle an mir und an der Welt, kurz, ich bin völlig desperat."

„Du hast aber doch keine Ursache wegen der alten Geschichte im Vaterlande?"

„Das sind Dummheiten, sie haben mich auch nicht aus dem Vaterlande fortgetrieben, sondern das hat eben nur meine Desperation gethan. Des Lebens von Herzen müde, bin ich doch nicht feig genug, Hand an mich selbst zu legen, ja wenn eine Gefahr da ist, wo sich's mit Ehren sterben ließe, so bäumt sich der stolze Trotz dagegen auf, und ich kämpfe um mein Leben wie um das theuerste Gut. Nachher veracht' ich um so gründlicher den errungnen Preis und verachte mich selbst,

wie ich hier in einem fremden Heer stehe, für eine mir gleichgiltige und eigentlich ungerechte Sache kämpfe und eben so wild und grausam werde, wie meine Umgebungen.

Brune war bekümmert um die Schwermuth des Freundes, die er nicht ganz verstand, und suchte ihn nach besten Kräften zu trösten, doch Werner hörte nicht mehr auf ihn, er horchte auf ein Gespräch, welches die nahesitzenden französischen Offiziere unter sich führten, und welches freilich für Brune unverständlich war. Vielleicht mochten es die Offiziere übel empfunden haben, daß sich die beiden Legionäre neben sie gesetzt hatten, vielleicht hatte auch der Zufall sie auf das Thema geführt, und sie beachteten die Deutschen nicht genug, um sich ihretwegen einen Zwang aufzulegen: sie unterhielten sich über die Zeitungsgerüchte, daß eine Mißstimmung zwischen dem Kabinet Louis Philippe's und den bedeutendsten Höfen Deutschlands vorhanden sei und ein engrer Anschluß der letztren an England in Aussicht stehe.

Brizot, ein junger Lieutenant, der zunächst an Werner saß und einer der eifrigsten Sprecher war, sagte jetzt: „Ich wollte nur, daß diese Bêtes die Bêtise begingen, uns wirkliche Veranlassung zum Krieg zu geben! Dieses elende Land, das einmal nothwendig die Beute Frankreichs oder Rußlands werden muß, dieses traurige Volk, das nicht an einem Despoten genug hat, sondern sich Despoten zu Dutzenden anschafft — sie müssen aus

der Reihe der europäischen Namen vertilgt werden, und ich zöge tausendmal lieber über den Rhein, um gegen die dressirten Soldatenmaschinen in Deutschland zu fechten, als über den Atlas, um mit den Beduinen zu kämpfen."

Der Nachbar an der andern Seite Brizot's merkte wohl, daß Werner mit gespannter Aufmerksamkeit auf diese Worte hörte, und hatte den Redner durch Anstoßen und Winke zu bedeuten gesucht, was diesen aber nur veranlaßte, lauter zu reden und sich mehr nach dem Deutschen hin zu wenden. Werner war nur wenig blasser geworden, sonst aber mit voller Selbstbeherrschung wandte er sich an den Lieutenant, als dieser zu Ende war, in französischer Sprache: „Mein Herr Lieutenant, Sie haben wohl nicht gewußt, daß Deutsche neben Ihnen sitzen, oder Sie haben, wenn Sie dies wußten, wohl nicht geglaubt, daß Beide oder Einer derselben die französische Sprache verstehe?"

Der Lieutenant streifte den Legionär mit einem hochmüthigen Blick und sagte ironisch: „Es wäre möglich, daß ich Nichts von der Ehre gewußt hätte, neben einem Mitglied der deutschen Nation zu sitzen, oder daß ich von der Voraussetzung ausgegangen wäre, dasselbe sei unsrer Sprache nicht mächtig. Aber setzen wir den Fall, daß ich die Nationalität meiner Nachbarn kannte und voraussetzte, von ihnen völlig verstanden zu werden: was dann?"

„Dann — sagte Werner — setze ich bei Ihnen wie bei jedem französischen Offizier zu viel Ehre voraus, als daß Sie nicht Ihre Uebereilung, deutsche Kameraden beleidigt zu haben, einsehn und eingestehn sollten."

„Und wenn ich mich zu solchem Eingeständniß nicht bereit finden lasse?"

„So werden Sie ohne Zweifel nicht den Umstand, daß sie Offizier sind, geltend machen, sondern mir die Genugthuung geben, die unter Ehrenmännern üblich ist."

Nach einem kurzen Blick auf seine Freunde, welche der Unterhaltung gespannt folgten und nichts Unpassendes in dem Auftreten des Legionärs zu finden schienen, sagte Brizot: „Ich bin bereit, ein paar Kugeln mit Ihnen zu wechseln." — Auf das heimliche Zuflüstern seines Nachbars: „Es ist der Jäger!" setzte er sich verbessernd hinzu: „Oder vielmehr einen Gang auf Säbel zu machen, da jenes zu viele Zurüstung erfordert, dieses aber augenblicklich vor sich gehen kann. Fauchette und Couillon, Ihr habt wohl die Güte, uns zu begleiten. Also vorwärts, mein deutscher Herr!"

Werner setzte in wenigen Worten seinem Freunde die Sache auseinander, und dieser folgte sehr bereitwillig zu einem Vorgang, an dem er so großes Behagen fand. Es schlossen sich übrigens auch die anderen Offiziere an, die an demselben Tische gesessen hatten, und die ganze

Gesellschaft begab sich durch das Außenthor in den breiten und flachen Raum des Grabens. Die Säbel der Offiziere waren länger und in jeder Hinsicht besser, als diejenigen der Legionäre, dennoch machte Fauchette, der als Brizot's Sekundant die Vorbereitungen traf, keine Anstalt, Werner eine gleiche Waffe anzubieten. Dies war natürlich wenig nach Brune's Sinn, er nahm dem erstaunten Fauchette seinen Säbel aus der Hand, dann denjenigen Werner's, maß beide gegen einander ab und sagte: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich das zugebe, lieber schlag' ich mich mit der ganzen Bande!"

Die Franzosen begriffen mit einiger Beschämung den Sinn seiner Geberde, nur Fauchette riß ihm unwillig seine Waffe aus der Hand, indem er mit einigen Flüchen sagte: „Ihr seid ein Unbescheidner!"

Brune sagte zu Werner: „Ich leide es nicht, daß Du mit Deinem Gegner losgehst, bis ich einen Gang mit seinem Sekundanten gemacht habe. Theil' ihnen das mit und frage sie, ob keiner Ehre genug im Leibe hat, mir seinen Säbel zu leihen. Ich wollte mit dem meinigen auch fertig werden, aber ich thu's nicht, weil sie Dir auch eine von ihren Waffen geben sollen."

Werner sagte zu den Franzosen: „Mein Freund meint, er müsse einen Gang für die Ehre mit dem Herrn Sekundanten meines Gegners machen, ehe wir

die Hauptsache beginnen, und er fragt bei den Herren an, ob keiner die Güte hat, ihm seinen Säbel zu leihen?"

„Couillon, borg' ihm doch Deine Waffe!" rief Fauchette, der sich für einen vorzüglichen Fechter hielt. Couillon bot hierauf seinen Säbel dem deutschen Legionär dar.

Brune war einer der besten Schläger seiner Zeit. Als er dem Franzosen gegenüber stand, handhabte er die ziemlich schwere Waffe mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit, als wenn es ein leichtes Stöckchen wäre, so daß den Zuschauern ein „Ah!" der Bewunderung entfuhr. Er parirte die Angriffe Fauchette's, bedrohte ihn mit Scheinangriffen, ohne ernstlich zuzuschlagen, und nachdem er dieses Spiel eine Zeit lang zur höchsten Bewunderung der Umstehenden fortgesetzt hatte, schlug er mit eben so vieler Gewandtheit als Kraft seinem Gegner den Säbel aus der Hand.

Die Offiziere waren zu eifrig in der Anerkennung der von dem Deutschen bewiesenen Fertigkeit und Schonung, als daß sie nicht in laute Worte der Bewunderung ausgebrochen wären. „Er ficht wie der Teufel!" — „Er ist ein Braver!" — „Man hat nie so Etwas gesehn!" Diese und ähnliche Ausrufungen durchkreuzten sich. Nur Fauchette hob gedemüthigt und kleinlaut seine Waffe auf, und Brizot wechselte ein wenig die Farbe, denn die Möglichkeit, daß der andre Deutsche auch ein so geübter Fechter sei, lag nahe.

Brune gab, als wenn es sich von selbst so verstände, den Säbel, den er so eben geführt hatte, seinem Freunde und rief: „En avant, messieurs!“ welche Worte einen der kleinen Bruchtheile bildete, die er sich aus der französischen Sprache angeeignet hatte.

Werner und Brizot kreuzten die Waffen. Wenn Werner auch längst nicht die hohe Kunstfertigkeit Brune's erreichte, so führte er doch auch seine Klinge mit großer Geschicklichkeit und war dem Franzosen weit überlegen. Es lag aber nicht in seiner Absicht, eine gleiche Schonung anzuwenden wie Brune, daher dauerte es nicht lange, bis ein mächtiger Hieb tief in die Schulter und Brust Brizot's drang und ihn zu Boden warf. Werner gab Couillon seinen Säbel mit den Worten zurück: „Ich danke Ihnen, mein Herr Lieutenant, daß Sie mich der Ehre gewürdigt haben, Ihre Waffe führen zu dürfen.“

Einigermaßen verwirrt sagte Couillon: „Ihr habt meiner Waffe durch so kundige Führung eine Ehre erzeigt, mein guter Kamerad.“

Die beiden Deutschen sahen sich wie fragend um, ob man noch eine Anforderung an sie zu stellen habe, und da sie nur stummen und ernsten, aber keineswegs böswilligen Gesichtern begegneten, so entfernten sie sich mit einer Verneigung, es den Offizieren überlassend, den Verwundeten auf sein Lager zu schaffen und ärztlichen Beistand herbei zu holen.“

Indem die beiden Freunde durch das Thor zurückkehrten, sagte Brune: „Das war eine kapitale Geschichte! Aber wir werden wohl einige Tage dafür brummen müssen."

Werner erwiderte: „Man wird Dir Nichts haben, ich aber will gleich zum Kapitän gehen."

Er begab sich augenblicklich zum Quartiere Boncoeur's und traf denselben nach Wunsch allein. Auf seinen genauen und wahrheitsgetreuen Bericht durchflog und durchzuckte ein wunderliches Gemisch von angenommenem Ernst und unterdrückter Lustigkeit das Gesicht des Hauptmanns. Derselbe sagte: „Ein schlimmer Handel, Duelle sind bekanntlich im Heer verboten, indessen hat der Lieutenant Euch auf unerlaubte Weise gereizt; die Herren von der Linie sehen überhaupt mit einigem Hochmuth auf die Legion herab, eine kleine Lection kann nicht schaden, und der Herr Brizot wird nicht gleich an der Wunde sterben. Seine Kameraden werden selbst die Sache gern vertuschen, sie können Brizot nachträglich als im heutigen Gefecht verwundet anmelden. Was aber Euch betrifft, mein gefährlicher Caporal, so will ich Euch Etwas sagen. Mit dem Einbruch der Dunkelheit sende ich zwanzig Mann Verstärkung zum Posten Sanspeur ab, und die Araber, die in voriger Nacht angekommen sind, werden sie als Führer begleiten. Ich hatte Duvernois zur Befehligung des

Kommando's bestimmt, ich werde denselben abkommandiren und Euch das Detaschement befehligen lassen, dann seid Ihr allen Weitläuftigkeiten enthoben, die möglicher Weise aus dem Handel entstehn könnten. Sobald ich merke, daß die Luft ganz rein ist, lasse ich Euch durch Duvernois oder einen Andern ablösen."

„Kann mich der Legionär Brune begleiten, mein Kapitän?"

„Nein, zwei solcher Leute kann ich in der Kompagnie nicht auf einmal missen. Brune ist übrigens ein braver Soldat, und ich werde ihn bei erster Gelegenheit zum Unteroffizier vorschlagen. In einer Stunde tritt die Mannschaft an, trefft Eure Vorbereitungen, auf glückliches Wiedersehn!"

Werner verabschiedete sich von seinem wohlmeinenden Hauptmann und ging zu seinem Quartier, um die geringen Anordnungen für den plötzlichen Abmarsch zu treffen. Brune war sehr betrübt, sich von dem Freunde trennen zu müssen, und nahm einen herzlichen Abschied, auch die andern Genossen sahen ungern den geachteten Kameraden scheiden und gaben ihm die besten Wünsche mit.

Der Nassauer sagte: „Das ist ein verfluchtes Nest, das Sanspeur oder Furchtfrei, wie wir's nennen, ich hab' mir davon sagen lassen, so ein verlorner Posten, wo die Besatzung mit Recht „verlorne Kinder" heißt. Aber doch ging ich gern mit Dir, Jäger, und

wenn auch der Teufel und seine Großmutter dort kampirten!"

„Wer sorgt nun für unsre Küche, um ihr Wild und Geflügel zu liefern?" klagte der Schlesier.

Werner drückte Allen die Hand und wurde von ihnen bis zu dem Sammelplatz begleitet, wo das Detaschement bereits unter Waffen war und die Araber schweigend neben ihren scharrenden Pferden standen. Die Mannschaft begrüßte ihren Führer freudig, denn sie sah gern einen Soldaten von so anerkannter Tüchtigkeit an ihrer Spitze. Der Hauptmann kam hinzu, musterte noch einmal die kleine Schaar, theilte Werner einige Instruktionen mit und kommandirte selbst zum Abmarsch. Werner sagte dem treuen und wahrhaft betrübten Freund den letzten Abschied, und hinaus ging es in das Dunkel der Nacht und in die unbekannte afrikanische Wildniß.

Die Führung durch die Araber war um so willkommner, als der Posten Sanspeur nur auf einem großen Umweg erreicht werden konnte, wenn man nicht auf die Schaaren der Feinde stoßen wollte, die sich nach ihrem verunglückten Angriff zurückgezogen hatten, und um so sichrer, da der Posten ziemlich nahe bei dem Lagerplatze des befreundeten Häuptlings lag, also den Sendboten desselben der Weg auch in der Nacht sehr bekannt sein mußte.

---

4. Der verlorne Posten und sein Kommandant.

Der Posten, den die Franzosen in ihrer muntern Ironie Sanspeur getauft hatten, war einer der am weitesten vorgeschobnen von allen, die zur Station Allegrette gehörten und unter dem Befehl des dort kommandirenden Generals standen. Es handelte sich bei solchen vorgeschobnen Posten nicht um Kolonisirung, sondern nur darum, die ersten Schritte weiter in den Wildnissen des zu erobernden Landes zu thun, vorläufig Besitz zu ergreifen und umfangreichere, nachdrücklichere Maßregeln vorzubereiten. Natürlich konnten diese Posten nicht auf einem entschieden feindlichen Gebiete angelegt werden, sondern nur in der Nähe befreundeter Stämme, bis der eherne Schritt der Hauptmacht sich näherte, aus dem Posten eine Station wurde und man sich um die Stimmung der Einwohner nicht mehr sonderlich zu kümmern brauchte, vielmehr das Uebelwollen mit Nichtbeachtung, die Gewalt mit der Gewalt bekämpfte. Es kam oft vor, daß die kleinen Besatzungen Angriffe einfallender Feinde zu bestehen hatten, oder daß auch die bisher verbündeten Nachbarn mit rascher Sinnesänderung über die Fremden herfielen, da war es denn nicht

selten, daß die Letztren unterlagen. Die Franzosen wußten in solchen Fällen die Feindseligkeit oder Treulosigkeit streng zu ahnden, aber den Erschlagnen war damit freilich wenig geholfen. Man konnte in diesem Sinn die besetzten Punkte mit Recht „verlorne Posten" und die Besatzung derselben „verlorne Kinder" nennen. Auch wählte man zur letztren in der Regel solche aus, deren Untergang für das Heer kein großer Verlust war: Zuaven, die durch Insubordination es verwirkt hatten, in ihrem mit Recht berühmten Corps zu verbleiben, Linien-Soldaten, die sonst einer strengeren Bestrafung unterworfen gewesen wären, Legionäre, deren Hang zu Trunksucht oder Lüderlichkeit nicht zu bändigen war. Eine andre Bewandtniß aber hatte es diesmal mit der kleinen Schaar von der Fremdenlegion, die unter Werner's Befehl gestellt war, denn sie war keineswegs zu ihrer Bestrafung nach Sanspeur entsandt, sondern als eilige Verstärkung des Postens, der von den herumstreifenden Arabern oder von den durch diese aufgeregten Gebirgs-Kabylen leicht behelligt werden konnte.

Am Morgen des folgenden Tages langte die ermüdete Mannschaft im Angesicht von Sanspeur an. Die bisherigen Führer und Begleiter zeigten darauf hin und waren im nächsten Augenblick ohne Abschied verschwunden. Die Gegend war ohne Vergleich schöner als diejenige bei Allegrette. Zwar konnte man die Berg

kette des hohen Atlas nicht sehen, weil man sich ihr zu nahe befand, allein das Längsthal, welches sich von Osten nach Westen erstreckte, wurde an seiner Südseite von Bergen eingefaßt, die bereits eine ansehnliche Höhe erreichten, deren Form sehr mannichfaltig und deren Bewaldung wahrhaft prachtvoll war. Niedriger waren die Höhen der Nordseite, über welche die Mannschaft geschritten war, und an deren ziemlich steilem Abhang sie jetzt stand, und nur stellenweise bewaldet, doch indem sie einen gleichmäßig fortlaufenden Zug bildeten, brachten sie einen um so wirksameren Gegensatz gegen die südliche Bergkette hervor, die, in weitrer Entfernung vom Thale liegend, ihre Ausläufer nach dem kleinen Fluß sandte und so verschiedne Seitenthäler bildete. Auf der letzten Kuppe eines dieser Ausläufer, gerade dem augenblicklichen Standpunkt Werner's gegenüber, lag der Posten Sanspeur, der einzige bewohnte Punkt dieser eben so großartigen als lieblichen Gegend. Die runde Umwallung des Postens paßte besser zum Charakter der Landschaft, als wenn sie gradlinige Seiten dargeboten hätte, das Pallisadenwerk, welches den Wall krönte, brachte eine kriegerischere Wirkung hervor als eine Besetzung mit Kanonen, und die dreifarbige Fahne, die auf dem äußersten Punkt des Walles flatterte, gab dem Bild Mannichfaltigkeit und Farbe. Werner war ganz entzückt über die Aussicht auf eine Land-

schaft, deren Schönheit und Einsamkeit einen wunderbaren Reiz auf ihn ausübte.

Sie stiegen den Abhang hinunter, überschritten ohne Schwierigkeit das wasserarme Flüßchen — vielleicht dasselbe, welches nach Durchbrechung des südlichen Höhenzugs die Ebne bei Allegrette durchströmte — und mußten nun in einem weiten Bogen den Hügel ersteigen, um von der andern Seite den einzigen Zugang zu dem Militärposten zu erreichen. Dieser hatte an seinem schroffen Abhang zum Thale natürlich keinen Graben, aber einen desto tiefern nach der Seite hin, wo er in fast flacher Ausbreitung mit dem Höhenzug zusammenhing. Das Thor war stark und fest gefugt, eine einfache, leicht zerstörbare Brücke führte über den Graben zu demselben, aber es war geschlossen, und überhaupt zeigte sich weit und breit kein andres Leben als zwei Schildwachen, die den Umfang des Walles beschritten, eine andre, die man durch das Gitterwerk des Thores wahrnehmen konnte, und endlich einige große Hunde, die mit wüthendem Gebell vom innren Raum aus gegen das Thor sprangen und auf solche Weise die fremden Ankömmlinge begrüßten. Die Legionäre warfen sich unter einander bedenkliche Blicke zu über den einsamen, einsiedlerischen Charakter des Platzes, den sie — wer weiß wie lange? — bewohnen sollten.

Sie wurden von den Schildwachen jenseits des

Thorgitters angerufen, Werner mußte die Ordre des Kommandirenden, die er bei sich führte, vorzeigen, und dann erst wurde das Thor geöffnet, worauf sich die Hunde, die auf die französische Uniform eingeübt schienen, sogleich beschwichtigten. Der Innenraum war keineswegs freundlich. Eine einzige Hütte sah noch einigermaßen erträglich aus, da sie doch wirklich etwas von einem europäischen Baustyl an sich trug, die Baracken aber waren dürftig aus Pfahlwerk und Moos zusammengesetzt und mit einer Art Schilf gedeckt, das wahrscheinlich das benachbarte Flußufer lieferte. Hinter den Baracken führten Erdtreppen den hohen Wall hinauf. Die kleine Garnison, die sich etwa auf hundert Mann belaufen mochte, war sämmtlich im Raume versammelt, um die neuen Ankömmlinge zu betrachten: es waren meist rechte Galgenvögelgesichter, und die verschiednen aber sehr verwahrlosten Uniformen zeigten, daß sie aus allen möglichen Truppentheilen zusammengesetzt waren; manche trugen auch gar keine Uniformen, sondern gingen sehr unsoldatisch in den durchlöcherten Hemdärmeln oder mit schmutzigen Blousen einher. Vor ihnen befand sich ein Offizier von ernstem Aussehn, dessen weißes Haar manche Stürme über sich hinweg hatte wehen gesehn, wenigstens besaßen die tiefliegenden Augen, die darunter hervorblitzten, einen so seltsamen räthselhaften Ausdruck, daß sich leicht erkennen ließ, ihr Inhaber sei

auf irgend eine Weise entschieden mit dem Leben gespannt. Mit sauersüßem Verziehen der Mundwinkel sah der greise Offizier, in dem sich unschwer der Kommandant des Postens erkennen ließ, die Schaar aufmarschiren und empfing die schriftliche Ordre des Generals. Nachdem er sie gelesen, heiterte sich das düstre Gesicht etwas auf und er sagte wie erleichtert: „also kein Straf-Kommando?"

Werner antwortete: „Nein, mein Kommandant, es sind tüchtige und ausgewählte Leute der Legion und nur hierher geschickt, so viel mir gesagt ist, weil feindliche Stämme umherstreifen, von denen gestern sogar ein Angriff auf die Station Allegrette gemacht wurde."

„Ihr sollt mir mehr davon erzählen. Ich heiße Euch Alle bei mir willkommen, meine braven Kameraden!" sprach der Kommandant, dessen Auge mit immer größerem Wohlgefallen auf dem Haufen und besonders auf dessen jugendlichem Führer ruhte.

Werner fragte: „Sie sind doch der Kapitän Verdier?"

„Allerdings."

In diesem Fall hab' ich noch ein besondres Schreiben an Sie vom Kapitän Boncoeur abzugeben, hier ist es."

„Ich danke. Longchamp, weiset doch dieser Mannschaft ein Unterkommen an, so gut es sich eben finden läßt. Auf Wiedersehn!"

Ein Unteroffizier führte die Ankömmlinge nach einer der Baracken, wo sie es sich leichter machen und ruhen konnten. Bevor der Marketender, der für alle leiblichen Bedürfnisse der kleinen Garnison sorgte, die wünschenswerthe und nöthige Erquickung herbeischaffte, versammelte Werner seine Leute nochmals um sich, um ihren Ehrgeiz anzuspornen, daß sie mehr auf sich zu halten hätten, als die andern hier eingelagerten Soldaten, weil sie unter ganz andern Verhältnissen hierher gekommen seien. Der gute Wille der Leute war bereits durch die Antwort, die Werner dem Kommandanten gab, geweckt worden, und sie versicherten alle eifrigst, daß sie im vollsten Maß ihre Pflicht thun und die Zufriedenheit Werner's wie des Kommandanten erlangen würden.

Nach kurzer Zeit wurde Werner zum Hauptmann Verdier beschieden. Er fand denselben in seiner Hütte und wurde mit einer gewissen Herzlichkeit empfangen. „Mein alter Freund Boncoeur — sagte der Hauptmann — hat mir viel Gutes über Euch geschrieben, besonders aber zwei Eigenschaften, daß Ihr vortrefflich mit der Feder umzugehn wüßtet und ein ausgezeichneter Jäger wäret. Was nun Ersteres betrifft, so kann uns nichts Gelegneres kommen, denn mein erster Lieutenant ist nach dem Hauptquartier entsendet, um dort Bericht über unsre hiesigen Terrain-Erfahrungen abzu-

statten, mein zweiter Lieutenant aber ist vor drei Tagen im Säuferwahnsinn gestorben. Er führte unsre zwar unbedeutenden, doch aber nothwendigen Bureau-Geschäfte, das Journal über alles Vorgefallne, die Berechnung über Sold und Verpflegung und was dergleichen mehr ist. Ich bin auch einmal der Feder gewachsen gewesen, aber das ist lange her, ich hab' es längst verlernt und war nachher zu alt, um mich wieder hinein zu arbeiten. Ich ernenne Euch also zu meinem einstweiligen Bureau-Chef, und Ihr werdet das Bureau beziehen und bewohnen."

Er öffnete nach diesen Worten eine Thür und ließ Werner in einen engen Raum schauen, in welchem kaum Platz für einen Schreibtisch und für eine Lagerstelle war.

Werner erklärte, er wolle sein Bestes thun, und hoffe, wenn er erst ganz die Wünsche des Hauptmanns kenne, sich seine Zufriedenheit zu erwerben.

Verdier sagte: „Ich zweifle nicht daran. Was Eure zweite Eigenschaft betrifft, so giebt es hier Wild in Menge, aber freilich fast noch mehr reißende und gefährliche Thiere, die uns besonders des Nachts selten mit ihrem Gebrüll verschonen. Zur Jagd gehört hier also um so mehr Muth und Vorsicht, besonders da man die Menschen noch ärger zu fürchten hat als die wilden Thiere, und meine Untergebenen haben darum ganz auf

diese Beschäftigung verzichtet, ich aber halte es für meine Pflicht, den Posten nicht zu verlassen. Vorerst kann ich auch Niemand den Urlaub zum Ausgehn geben, bis wir weitere Kunde über die Sicherheit der Gegend erhalten. Alle drei bis vier Tage kommen Leute vom Stamme Ben-Nemi, um uns Getreide und andere Vorräthe zu verkaufen. Wir sind bisher immer gut von ihnen bedient und zuverlässig berichtet gewesen. Wenn sie uns die sichere Kunde geben, daß die Umgegend ganz rein ist, dann mögt Ihr immerhin mit einigen Soldaten und unseren guten Hunden Euer Glück in den Wäldern versuchen, bis dahin müßt Ihr Euch gedulden und an meiner Tafel Theil nehmen, ohne auf Wildbraten rechnen zu können."

Werner sagte: „Es würde nicht schicklich für mich sein, mit meinem Kommandanten zusammen zu speisen."

Verdier aber erwiderte: „Ah, bah! wir sind hier so vieler Vortheile der Civilisation beraubt, daß wir uns auch ihrer Fesseln entledigt ansehn können. Und außerdem ist mein Tisch um Nichts besser als der meiner Leute, nur daß ich ein beßres Glas Wein habe, so lange nämlich mein Vorrath aushält. Richtet Euch jetzt in Eurer Wohnung ein."

Das that Werner rasch und gerne, denn es sagte ihm zu, einmal wieder einen Raum für sich allein zu bewohnen. Das Mittagessen, welches er mit dem Haupt-

mann theilte, war freilich sehr einfach, aber es verlief für Beide angenehm, indem Verdier sich von Werner das gestrige Gefecht erzählen und über sonstige Vorfälle auf der Station berichten ließ. Das Wohlgefallen des alten Kriegers an dem jüngeren wuchs sichtlich, als sich der letztre sogleich des Nachmittags an den Schreibtisch setzte, um die etwas in Unordnung gerathnen Papiere nach der mündlichen Anweisung Verdier's wieder zu ordnen, was um so leichter war, als der Hauptmann seinen Mangel an Schreibfertigkeit durch ein wahrhaft riesiges Gedächtniß ersetzte. Nach Beendigung dieser Arbeit sah sich Werner nach der ihm anvertrauten Mannschaft um, machte sich genau mit ihrer Lage und ihren Wünschen bekannt und begleitete darauf den Hauptmann bei einer sorgfältigen Revision des ganzen Lagerplatzes. Hierauf kehrten sie in ihre Wohnung zurück, Verdier zündete eine Lampe an, mischte zwei Gläser mit Cognac und Wasser, bot Werner eine Cigarre an und bat ihn dann, als sie so gemüthlich genug zusammen saßen, Etwas von seiner Herkunft, seinem Vaterland und seinen Schicksalen zu erzählen. Werner that dies mit Bereitwilligkeit und Offenheit. Der Hauptmann schloß die Unterhaltung mit den Worten: „Euer Schicksal hat Euch ungeachtet Eurer Jugend vielfach umhergetrieben und am Ende hier an den Fuß des Atlas verschleudert, doch will ich wünschen, daß eine Rückfluth

Euch wieder in Eure Heimat und in bessere Verhältnisse reißt. Mein eignes Leben lehrt, daß man noch weiter verschlagen werden kann und doch einen Rückweg findet. Vielleicht erzähl' ich Euch morgen Abend davon. Gute Nacht!"

Nachdem der nächste Tag unter verschiedenartiger Arbeit verstrichen war, fand sich der Hauptmann und Werner wieder in ihrer Plauderstunde vereinigt und Letztrer bat, daß Verdier Etwas von seinen frühern Erlebnissen mittheilen möge.

Der Hauptmann fand sich dazu bereit und begann: „Ich will Euch meine Schicksale kurz erzählen, aber ich mache Euch in voraus darauf aufmerksam, daß sie eben nicht anmuthig zu hören sind. Ich bin in Versailles geboren und zwar so ungefähr in der Mitte der siebziger Jahre, denn ich war schon fast erwachsen, als die große Revolution ausbrach. Mein Vater war ein einfacher Bürger, der sich von einem Handelsgeschäft redlich ernährte, aber er war kühnen und entschloßnen Geistes, eben so unzugänglich für heuchlerische Pfaffenwirthschaft, als unduldsam gegen den Hochmuth des Adels und Hofes. Er erzog mich in seinen Ansichten, und ich theilte seinen Haß gegen die Frevel der bevorzugten Stände. Ich hatte nur eine Schwester, sie war älter als ich und sehr schön. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution stellte ein junger,

adeliger Herr vom Hofe meiner Schwester nach; da er seine Absichten nicht erreichen konnte, wußte er sie in einen Hinterhalt zu locken und entehrte sie durch brutale Gewalt. Sie entfloh, konnte aber die Schmach nicht überleben, denn als sie uns ihr Unglück erzählte, hatte sie schon Gift genommen und starb gleich darauf in unsern Armen. Mein Vater nahm zwei geladne Pistolen mit, suchte den Bösewicht in seinem Hause auf und erschoß ihn. Da er nicht zu entkommen vermochte, tödtete er sich selbst mit der zweiten Pistole. Wüthend darüber, daß man sich das Opfer der Rache entzogen sah, riß man mich von der Leiche meiner Schwester, warf mich in ein scheußliches Gefängniß und suchte von mir das Geständniß des Mitwissens der That zu erpressen. Man verfuhr mit der größten Grausamkeit gegen mich, den fünfzehnjährigen Knaben, aber ich setzte den unbeugsamen Trotz meines Zornes der Gewaltthat entgegen, ich schleuderte ihnen in's Gesicht die wildesten Flüche und Drohungen. Da brachte man mich nicht wieder in's Verhör, ließ mich bei mangelhafter Verpflegung in meinem Kerker und schien mich vergessen zu wollen oder zu erwarten, daß der Mangel und die Moderluft des Kerkers mich bald tödten würden. Ich biß knirschend in meine Ketten, ich fluchte Gott und den Menschen; ich nahm mir die ungeheuersten Dinge vor, wenn ich je wieder an's Tageslicht käme. Plötz-

lich wurde mein Kerker geöffnet, meine Kette gesprengt, ich in's Freie gerissen. Bestürzt und geblendet wußte ich nicht, wie mir geschah; ich glaubte anfangs, man wolle mich dem Henkerbeil überliefern. Aber mich umgaben keine Livreebedienten der gesetzlichen Willkür, keine Schergen des Despotismus, sondern Männer in Kittel und Jacke, Handwerker und Tagelöhner, wild und bewaffnet, mich umbrauste ein Gesang, dem ich sogleich anhörte, daß seine Klänge nicht zum Kitzel für die verweichlichten Ohren bestimmt waren, sondern zum Todesgeläute für die Tyrannen und ihre Helfershelfer. Das war die Marseillaise, mein Freund, und sie ist mir nie wieder aus den Ohren gekommen, sie klang mir fort in den Tagen der Noth und der Sklaverei, sie wird um mich summen, wenn ich sterbe. Ich begriff, nachdem ich dies Lied gehört und mitgesungen, ohne weitläuftige Auseinandersetzungen, was geschehn war, was geschah. Man hatte zorniges Mitleid mit meiner gequälten Jugend, man erzählte sich den Untergang der Meinigen, man fragte mich, gegen wen ich den Blitz meiner Rache schleudern wolle. Ich stellte mich an die Spitze des Zuges, und die Marseillaise wurde der Todtengesang für meine Richter, für die Verwandten des Verderbers meiner Schwester. Von da an führte ich den Krieg meiner Rache unbefriedigt fort, ich tauchte meine Hände tief in Blut, ohne ge-

sättigt zu werden; die Hyänen, die uns hier allnächtlich umschleichen, waren zahm gegen meine Wildheit und Blutgier. In einem Alter von zwanzig Jahren hatte ich mehr Menschen erwürgt, als mancher Henker, mehr Opfer in das Gefängniß gerissen, als der eifrigste Scherge. Aber meine Partei wurde überwältigt. Einigermaßen gesättigt, doch grollend wie der Löwe, der eine halbverzehrte Beute aufzugeben gezwungen wird, ließ ich von meinem Rächerwerk ab und trat in die Armee ein. Allein da blühte mir wenig Glück. Die Nachrede von meinen Thaten als Jakobiner umschwebte mich wie ein giftiger Hauch, man vermied mich, man setzte mich zurück, ich vergalt den Haß mit Trotz. Als Napoleon Bonaparte Alles überflügelte, als die Heere nicht mehr Frankreichs Heere, sondern diejenigen Napoleon's waren, da verzieh man mir nicht, daß ich die Republik nicht vergessen konnte, daß ich meine republikanischen Gesinnungen nicht verhehlte. Ich focht so tapfer wie einer, aber während meine gleichaltrigen Waffengefährten mir vorauseilten, jüngere mich überholten, während Hände nach dem Marschallstab griffen, die den Degen nicht besser geführt hatten wie die meinigen, war ich nicht weiter als bis zum Major gestiegen. Es folgte die Restauration. Brachte mir Napoleon's Herrschaft Mißachtung und Zurücksetzung, so brachten mir die Bourbons Gefahr. War ich Napoleon's Adlern widerwillig

gefolgt, so erfüllte es doch mein Herz mit unmuthigem Schmerz, als ich die Tricolore fallen und das heuchlerische Banner des Hauses Capet wieder aufpflanzen sah. Ich wechselte meinen Namen, verbarg mich in einem entfernten Winkel Frankreichs, verheirathete mich und lebte von einem kleinen Handelsgeschäft. Aber auch der unscheinbare Gewürzkrämer in dem versteckten Städtchen an den Pyrenäen entging der Aufmerksamkeit der Regierungs-Spione nicht; sie witterten seine republikanischen Gesinnungen aus, umlauerten seine Schritte und sein häusliches Leben, denuncirten ihn, erwirkten, daß er in Untersuchung gezogen, endlich, daß ihm die Concession genommen und sein Verkaufsladen geschlossen wurde. Ich knirschte wie damals, als ich im Kerker lag, fluchte und drohte, aber es gab keine Marseillaise mehr, um mich aus dem Abgrund des Elends zu Freiheit und Rache zu führen; mir blieb Nichts wie ohnmächtige Wuth. Ich sah mein Weib und mein einziges Kind in Noth, in Mangel, in Elend verderben und sterben, aber ich schoß mir doch noch keine Kugel vor den Kopf, denn ich glaubte immer, die Klänge der Marseillaise könnten wieder einmal aus ihrem Schlummer erwachen, den Braven Stolz und Sieg, den Schlechten Schrecken und Furcht in's Herz tönen, über Frankreichs Boden hinbrausen und den großen Tag des Gerichts verkündigen. Aber die Marseillaise schwieg. Als ich mir nun

doch eine Kugel in's Gehirn jagen wollte, da traf mich ein ehemaliger Waffengefährte und erkannte mich trotz meiner Erniedrigung wieder. Er war nie ein eigentlicher Gesinnungsgenosse von mir gewesen, denn mit meinem glühenden Republikanismus hatte ich fast immer in entsetzlicher Einsamkeit gestanden, aber er gehörte zu den Wenigen, die mich achteten, die mir wohl wollten. Er theilte mir mit, daß eine großartige Expedition nach Algier vorbereitet werde, daß ihm der Auftrag geworden sei, ein Regiment freiwilliger leichter Truppen zu bilden, daß er mir eine Offizierstelle darin anbiete. Ich willigte ein, ich änderte nochmals meinen Namen, aber ich erhielt ungeachtet aller Bemühungen meines Gönners doch nur — ein Lieutenants-Patent! Aber gut, ich ging als Lieutenant mit nach Afrika. Gleich nach Beginn der Feindseligkeiten wurde ich bei einer Recognoscirung von Beduinen gefangen und in das Innere des Landes geschleppt, Jahre lang mußte ich dort als der Sklave halbwilder Nomaden die erniedrigendsten Dienste verrichten. Ich schwor den Halunken Rache, wenn ich wieder frei sein würde, ich würgte meine Wuth hinunter, ich haderte mit dem Schicksal — aber ich blieb Sklave und mußte Sklavendienste verrichten. Da kam endlich ein Augenblick, der für die Flucht günstig war. Die Männer waren auf einen Streifzug ausgeritten und ließen mich in dem Zeltdorfe

mit zwei Beduinen zurück. Als diese schliefen, zerriß ich mit den Zähnen den Strick, mit dem sie mich wie ein Hausthier während der Nacht angebunden hatten, schlich mich zu dem einen Hüter, zog ihm sein großes Messer aus dem Gürtel, erstach ihn damit, schlich mich dann zu dem zweiten Hüter und erstach auch ihn. Darauf drang ich in das erste beste Zelt, ermordete, was mir vorkam: Weiber, Kinder, Greise, drang in ein andres Zelt und machte es ebenso. Das Jammergeschrei weckte alle Bewohner, sie stürzten ungekleidet heraus und irrten durch einander, ich warf mich unter sie wie ein Rasender, stieß Alles nieder, was ich erreichen konnte, und hörte nicht eher auf mit Morden, als bis die Uebriggebliebenen sich in's Freie geflüchtet und dort versteckt hatten. Dann nahm ich mir ein Säckchen Getreide mit, um meinen Hunger zu stillen, und richtete meinen Weg nach dem Polarstern in nördlicher Richtung. Als es Morgen wurde, verbarg ich mich im dichtesten Gebüsch und schlief auf einem Baume bis zum Abend, wo ich meinen Weg wieder fortsetzte. Es war, als ob die reißenden Thiere gewittert hätten, daß ich noch blutgieriger und furchtbarer wäre als sie selbst, denn sie mieden mich. Nach einer Wanderung mancher Nächte, als ich eben den Kamm einer Hügelkette erstiegen hatte und mich nach einem Verstecksorte umsah, erblickte ich im ersten Frühschimmer des Morgens

das Meer. Ich setzte mich auf den Hügel und sah die Sonne aus den Fluthen emporsteigen. Dann schaute ich mich weiter um und sah fern im Nordwesten eine große Stadt, die keine andre als Algier sein konnte. Ich achtete nicht der Müdigkeit, sondern wanderte auf die Stadt zu. Als ich endlich in ihre Nähe kam, nicht achtend die Landbewohner, die das gleiche Ziel mit mir verfolgend, unbeachtet von einzelnen französischen Reitern, die bei mir vorbei sprengten, da hatte ich noch immer kein französisches, kein vaterländisches Wort vernommen, denn der erste mir begegnende Franzose blickte auf meinen entgegen gerufnen Gruß den zerlumpten Beduinen mit Verachtung an. Schon war ich nahe vor dem Thore, da fiel mein Blick zufällig auf die Fahne, die hoch oben in der Luft flatterte: wer schildert meinen frohen Schreck? Es war nicht die fluchbeladne Fahne der Capets, es war die Tricolore! Während ich noch stand und hinstarrte und staunte, während ich glaubte, ich sei meiner Sinne nicht mächtig, ich bilde mir ein Gaukelspiel ein: da vernahm ich die Klänge der Musik eines französischen Regiments, das zum Exerciren ausrückte. Schon die ersten Töne verzauberten mein Ohr noch weit mehr, als die dreifarbige Fahne meine Augen verzaubert hatten, denn es waren die Töne jener Melodie, der ich mich zu eigen geschworen — — sie kamen näher, kein Irrthum konnte vorwalten: es war die

Marseillaise! Ich fiel auf meine Kniee, ich wälzte mich im Staube, ich glaube sogar, daß ich an Gott dachte und ihm dankte. Man hielt mich für wahnsinnig, man brachte mich voll Mitleid in ein Haus, aber ich kam erst wieder zu mir, als jene verführerischen Töne schwiegen und ein gewöhnlicher Marsch der Trommeln folgte. Zwar vernahm ich nun, daß nicht die Republik wieder hergestellt sei, daß die Linie Orleans regiere, aber es blieb doch immer ein glücklicher Wechsel: die tyrannischen Capets waren gestürzt, die Orleans, obwohl ihre Verwandten, waren vom Volk auf den Thron gehoben, sie mußten also Regenten des Volkes sein. Ich meldete mich und wurde mit dem höchsten Erstaunen, mit der brennendsten Neugier unter den Lebenden begrüßt. Aber mein Obrist war seitdem gefallen, mein Regiment aufgelöst und zum Theil der neuerrichteten Fremdenlegion einverleibt. Man zahlte mir rückständigen Sold aus, und ich eilte nach Frankreich, um die Volksregierung in der Nähe zu sehen, um mich an dem Glücke meines freien Volkes zu freuen. Aber ich schweige von dem, was ich sah und erfuhr. Verzweifelnd an der Freiheit, die von der Erde geschwunden ist, weil sie kein Volk ihrer würdig findet, verließ ich Frankreich, schiffte mich wieder nach Algier ein, ließ mich in die Fremdenlegion als Hauptmann eintragen und machte deren Züge einige Jahre hindurch mit. Aber mein starrer Sinn konnte

sich nicht befreunden mit dem Geist meiner Kameraden, ich wurde in Duelle verwickelt und immer unbeliebter bei meinen Vorgesetzten. Da erbat ich mir die Detaschirung auf einen vorgeschobenen Posten, es wurde mir gern gewährt. Boncoeur schreibt mir, daß der Vorschlag, mich zum Major zu avenciren, bereits zum Hauptquartier abgegangen sei. Das will ich abwarten und dann, wenn nicht ein Zwischenfall unterdeß eingetreten ist, meinen Abschied nehmen, um in einer kleinen Stadt Frankreichs meine Pension zu verzehren, in den Zeitungen die schönen Reden von Louis Philippe zu lesen und Abends in der Gesellschaft von Spießbürgern eine Partie Domino zu spielen. Denn ich bin ganz zahm geworden. Aber es ist spät, heben wir für heute unsere Sitzung auf. Gute Nacht!"

Werner konnte lange nicht einschlafen. Die Geschichte des Kommandanten ging ihm fortwährend im Kopf herum und verscheuchte den Schlummer. War dieser Verdier nicht ein wildes Thier? Hatten ihn nur die Menschen so wild gemacht? War das wilde Thier nun wirklich gezähmt?

5. Der letzte Tag von Sanspeur.

Am nächsten Tage zeigte Verdier sichtliche Unruhe, die mit dem Schwinden der Stunden zunahm. Schon gestern hatte man die Leute vom Stamm Ben=Nemi erwartet, und sie waren ausgeblieben, um so sichrer erwartete man sie heute, aber sie blieben auch heute aus. Verdier sagte zu Werner, als bereits die vierte Nachmittagsstunde herangerückt war: „Sie kommen heut nicht mehr, denn sie würden keine Zeit zur Rückkehr haben. Wegen der Lebensmittel, die sie uns zu bringen pflegen, bekümmert mich das eben nicht, denn wir greifen im Nothfall zu unsren Reserve=Vorräthen, mit denen wir wohl eine monatliche Belagerung aushalten können. Aber es muß etwas Andres zum Grunde liegen, das jedenfalls bedenklicher für uns ist. Entweder sind die Beduinen von feindlichen Streifzüglern aufgefangen, oder es ist ihnen von einer größeren Macht der Weg verlegt, oder sie sind einmal wieder durch unsre Feinde gewonnen und von uns abgefallen, was aber doch nicht anzunehmen ist, da sie vor wenigen Tagen erst einen so gewichtigen Beweis ihrer Treue abgelegt haben. Am wahrscheinlichsten ist also, daß wir von einer feindlichen Macht umschwärmt werden und zwar von einer

sehr ansehnlichen. Wir müssen demnach vor einem Angriff auf der Hut sein, zu dem muthmaßlich die Nacht gewählt wird, zumal da gerade kein Mondschein ist."

In diesem Augenblick meldete die Schildwache am Thor die Ankunft der arabischen Reiter. Nachdem Verdier selbst, welcher die mit der Berber-Sprache vermischte und keinem Gelehrten verständliche Mundart einigermaßen durch den Verkehr erlernt hatte, sowie die Leute ihrerseits einige französische Brocken radebrechten — nachdem also Verdier selbst mit ihnen einige Worte gewechselt, wurden sie eingelassen und packten das Lastpferd ab. Verdier ließ sich während dessen von dem sprachgewandtesten der Beduinen, so gut es ging, die Gründe der Verzögerung ihrer Ankunft auseinandersetzen, und es kam eine verworrene und sonderbare Geschichte zum Vorschein. Sie waren wirklich auf eine fremde Beduinenhorde gestoßen, die aber keine kriegerischen Zwecke verfolgte, sondern eine Anzahl Kameele aus der Wüste mit sich führte, um diese in der Küstenlandschaft zu verkaufen. Die fremden Beduinen hatten sich nicht feindselig, aber mißtrauisch gezeigt, sie hatten den Boten nicht glauben wollen, daß sie Vorräthe in ein französisches Lager brächten, es hatte ein langes Reden und Streiten stattgefunden, bis der fremde Stamm endlich zugegeben hatte, die Ben-Nemi weiter ziehen zu lassen, unter der Bedingung, ihm einen Mann als Gei-

ßel zurück zu lassen, wofür er seinerseits einen von seinen Angehörigen als Geißel mitsenden wolle.

Verdier ließ sich den fremden Beduinen zeigen und beobachtete ihn mit argwöhnischen Blicken. Derselbe erwies sich aber als sehr unbefangen, betrachtete mit der Neugier eines Naturkindes die Gebäude und sonstigen Sehenswürdigkeiten des Postens, spielte mit den Hunden, die ein ganz ungewöhnliches Zutrauen zu ihm gefaßt zu haben schienen, machte sich aber mit den Ben-Nemi wenig oder Nichts zu schaffen, ja nahm nicht einmal Theil an dem kleinen Mahl, welches ihnen Verdier verabreichen ließ, sondern aß einige Datteln, die er in der Tasche mit sich führte. Werner betrachtete diesen Mann mit besondrem Interesse, denn nie glaubte er natürliche Wildheit mit so viel Scharfsinn in einem Menschengesicht verschmolzen gesehn zu haben. Um ihn zutraulicher zu machen, bot er ihm einige Cigarren an, die der Sohn der Wildniß auch, wiewohl nach einigem Zögern annahm, indem er dabei einen raschen und scharfen Blick in das Gesicht des Gebers warf, als wollte er sich über die Beweggründe des Geschenks dort Raths erholen.

Verdier aber schüttelte vielfach den Kopf und sagte zu Werner: „Die Sache kommt mir zu sonderbar vor, um mir ganz zu gefallen.“

„Was fürchten Sie denn eigentlich, mein Kommandant?“

„Das ist's eben, daß ich keinen rechten Haken finde, woran ich meine Furcht knüpfen kann. Mit den Ben-Nemi ist die Sache ganz in Ordnung, aber die Behelligung, die sie durch den fremden Stamm erfahren haben, und dieser seltsame Bursche, der da mitgekommen ist — das sind Dinge, die mir zu denken geben."

„So behalten Sie die ganze Gesellschaft hier bis morgen."

„Ich darf die Ben-Nemi nicht beleidigen, ihnen nicht einmal Argwohn zeigen, weil das leicht wirklichen Grund zum Argwohn erzeugt. Auch werden die fremden Beduinen den Zurückgehaltnen tödten, wenn diese Andern nicht zurückkommen. Aus demselben Grunde kann ich den Fremden nicht allein zurückhalten. Ich muß sie Alle ziehn lassen, aber ich wiederhole: die Sache gefällt mir nicht."

Werner wußte auch keinen weitern Rath. Als die Abenddämmerung einbrach, machten sich die Beduinen zum Aufbruch fertig, und der Hauptmann entließ sie mit sorgenvoller Miene, immer wieder seine Blicke auf den Fremden werfend, der aber stets die gleiche Unbefangenheit zeigte. Verdier stieg sogar auf die Brustwehr, um den Abreitenden nachzusehn, denn er dachte, wenn der Gegenstand seines Mißtrauens wirklich ein Spion sei, so würde er, sobald er das Thor hinter sich habe, in hastiger Eile fortzukommen suchen, aber derselbe ritt in mäßigem Trab hinter den Andern her.

Ein wenig hierdurch beruhigt, stieg Verdier wieder herunter, ordnete aber für die Nacht an, daß die Soldaten in den Kleidern bleiben und ihre Gewehre zur Hand behalten sollten, daß ferner die Wachtmannschaft verdoppelt und die einzelnen Posten doppelt besetzt würden. Allen empfahl er die größte Wachsamkeit und Nüchternheit bei Androhung schwerer Strafe an. Von Stunde zu Stunde machte er die Runde bei allen Posten, so daß heute nicht ein so ruhiges Gespräch zu Stande kam, wie an den beiden vorigen Abenden.

In einer der Pausen, wo sie zusammensaßen, fragte Verdier: „Saget mir, Freund, glaubt ihr an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode?"

„Ich glaube daran."

„Und meint ihr, daß dann eine Erinnerung an das vergangne Leben stattfindet? daß Lohn und Strafe für die Thaten des letzren eintritt?"

„Ich kann mir keinen bestimmten Begriff von der Art machen, wie diese Fortdauer beschaffen sein wird."

„Ich, ich glaube an Nichts von diesen Dingen, welche herrsch- und habsüchtige Priester erfinden, um gemeinschaftlich mit den weltlichen Tyrannen die Dummheit und den Servilismus der Menschen auszubeuten."

„Aber eben Ihre Lebensgeschichte, mein Kommandant, scheint dafür zu sprechen, eine Fortdauer der Seele nach dem Tode und zwar mit Erinnerung an dieses Leben zu glauben."

„Wie so?“

„Ihr Leben ist mit so vielen und großen Leiden angefüllt gewesen, daß es für Ihre unsterbliche Seele ein Dasein geben muß, wo sie nicht mit Gott darüber zürnt, geschaffen zu sein, sondern ihm dankbar ist dafür, daß sie existirt.“

„Ah bah! ich glaube gar nicht an einen Gott. Wenn ich Leiden auszustehn gehabt habe, so habe ich dafür selbst mir die Genugthuung verschafft, mich zu rächen. Damit habe ich meine Rechnung mit dem Leben ausgeglichen, will aber auch nicht, daß mir meine Rache nachgerechnet werde. Was meint Ihr?“

„Darüber hab' ich kein Urtheil. Ich setze aber den Fall, daß Sie nicht in die Lage gekommen wären, Rache nehmen zu können, oder daß Ihre Leiden gar nicht von andern Menschen herrührten, wie z. B. eine unheilbare und schmerzliche Krankheit: wäre es Ihnen dann nicht ein beruhigender Gedanke anzunehmen, daß das Glück eines folgenden Daseins die Leiden des vergangenen ausgliche?“

„Ich will Nichts von Ausgleichung wissen, ich bedarf keiner Theorie der Ausgleichung. Für jedes Leiden giebt es einen Trost, und wenn es auch nur derjenige wäre, auf Rache zu hoffen. Ich bin durch einen Augenblick für alle Leiden entschädigt, die mich betroffen haben. Dieser Augenblick war der, als ich die

Tricolore auf Algier's Mauern wehen sah und die Marseillaise wieder hörte. Das Leben ist wie ein mechanisches Rechenexempel, es geht Alles gegen einander auf."

Werner schwieg um so eher, da er den sehr aufgeregten und unruhigen Mann nicht reizen mochte. Es war schon spät in der Nacht, ohne daß irgend ein Umstand die Beunruhigung Verdier's gerechtfertigt hätte. Dieser sprang plötzlich auf und rief: „Wo mögen die Hunde sein? ich habe während des Abends und der Nacht von den Hunden Nichts gesehen, Nichts gehört."

Werner mußte bekennen, daß es ihm eben so gehe. Sie traten vor die Thür, und Verdier rief mehrmals die Namen der Hunde ohne Erfolg in die Dunkelheit hinaus. Sie gingen nach dem Schuppen, worin die abgelöste Wachtmannschaft sich aufhielt, und diese erklärte auf Befragen des Hauptmanns einstimmig, daß man von den Hunden Nichts wahrgenommen habe.

„Zündet eine Laterne an. Einer von Euch begleite mich damit zu dem Hundestall!"

Sie gingen mit der Laterne zu dem Hundestall: die beiden treuen Hunde lagen todt auf dem Boden.

„Pest!" — knirschte Verdier — der verdammte Spion hat sie vergiftet. François, auf nach der Wache! augenblicklich Lärm geschlagen! die ganze Mannschaft soll antreten!"

Aber kaum war der Befehl ertheilt, so rollte Etwas

den nahen Abhang des Walles herunter, und beim Schein der Laterne ließ sich erkennen, daß es ein französischer Soldat war.

„Canaille! hat sich überraschen lassen!" murmelte Verdier, zum Wachthause stürzend. In diesem Augenblick blitzte es an einer andern Stelle des Walles, der Schuß eines Gewehres dröhnte durch die Stille, gleich darauf aber hörte man wieder das Gepolter eines herunterstürzenden Soldaten. Jetzt wurden noch einige Schüsse oben losgefeuert, unten rasselte die Trommel, die Soldaten stürzten aus den Baracken hervor. Verdier hatte sich an die Spitze der zuerst fertigen Wachtmannschaft gesetzt und eilte mit ihr den Wall hinauf zu steigen, indem er Werner zurief: „Ordnet die übrige Mannschaft!"

Aber schon war der ganze Umkreis des Walles von den Feinden besetzt. Sie waren unbeachtet an dem Abhang des Hügels hinaufgeklettert, einige der Kühnsten hatten sich mit der ihrem Volke eignen Körper-Elasticität über die Pallisaden geschwungen, die Schildwachen überwältigt und einige Lücken im Pfahlwerk gerissen, wodurch immer neue Haufen hereinströmten, während die Vordersten bereits am Wall herunterstiegen. So begegnete Verdier fast noch am Fuße des Walls den Beduinen, er durchbohrte zwar den ersten mit seinem Degen, aber der zweite durchstach ihn mit einem

solchen Dolchmesser, mit welchem auch er einst seine Rache gekühlt hatte. Die Franzosen schossen ihre Gewehre nach allen Seiten hin ab, wo sie die Burnus der Araber durch die Nacht schimmern sahen, aber der Pulverdampf verfinsterte nun Alles noch mehr, und die Unordnung wurde so groß, daß sie es Werner unmöglich machte, eine Aufstellung zu Stande zu bringen. Die Beduinen stürzten auf die Vereinzelten los, umklammerten sie, rissen sie zu Boden, stachen ihnen ihre langen Messer in's Herz oder schossen sie mit ihren Pistolen durch den Kopf. Die Schildwachen am Thore öffneten dieses und flüchteten hinaus, ihnen folgten Andre, die so we[illegible]mmen konnten, und bald war die Flucht der Uebriggebliebnen allgemein. Werner war es endlich gelungen, den größten Theil der Leute, die er mit nach Sanspeur gebracht hatte, bei sich zu versammeln, er machte mit ihnen einen Bajonett-Angriff auf den nächsten Knäuel von Feinden, aber ein Beduine sprang von der Seite herzu, drückte seine Pistole ab und schlug ihn mit derselben, da sie versagte, so gewaltig auf den nur mit einer leichten Mütze bedeckten Kopf, daß er bewußtlos niederstürzte. Seine Begleiter erlagen theils, theils suchten sie ihre Rettung in der Flucht durch das Thor. So fand nach kurzem Kampf kein Widerstand mehr statt, und der Platz war in den Händen der Beduinen.

Das Erste, was die Sieger begannen, bestand darin,

daß sie den Wachtschuppen anzündeten, was ihnen vermittelst des darin noch befindlichen Feuers sehr erleichtert wurde. Beim Schein der Flammen, welche die Umgebungen fast mit Tageshelle beleuchteten, fingen sie das Werk der Plündrung an, indem sie Alles aus den Gebäuden schafften, was möglicher Weise irgend einen Werth haben konnte, und auf dem freien Raum aufhäuften: Waffen, Kleidungsstücke, Geräthe, Decken — kurz alles Mögliche. Nachdem dies beendigt war, und indem die Flamme auch andre bereits entleerte Gebäude ergriff, plünderten sie die Gefallenen aus und stachen ihnen zugleich, wenn sie noch Leben in ihnen gewahrten, das Messer in die Brust. Wenn ein Zuschauer dieses Schauspiel hätte ansehen können, wie in der Beleuchtung der hochaufschlagenden Lohe vier- bis fünfhundert wilde bärtige Gestalten, in faltige Gewänder vermummt, das Werk der Zerstörung, des Raubes, des Mordes so eifrig betrieben: es wäre das schauerlichste und gräßlichste Bild gewesen, das sich nur denken ließ!

Derselbe Beduine, der sich heute als Späher in die Befestigung gewagt, war zuerst über Verdier's Leiche hergefallen, hatte die Uhr, die Börse, das Taschenmesser herausgenommen und in seine Beutel gesteckt, dann schritt er suchend unter den andern Leichen umher und blieb bald bei dem bewußtlosen Werner stehen. Nachdem er auch dessen Taschen geleert hatte, überzeugte er

sich leicht, daß hier nur eine ziemlich ungefährliche Verwundung stattfand. Während er noch mit dieser Untersuchung beschäftigt war, kamen zwei andere Beduinen hinzu, von denen einer ohne Weiteres sogleich den Todesstreich führen wollte, aber jener hielt seinen Arm zurück und setzte mit beredter Zunge auseinander, wie er von diesem „Ferendschi" ein Geschenk angenommen und darum beim Grabe seines Vaters gelobt habe, dessen Leben zu schonen, wenn er in seine Hände fiele. Es sammelten sich noch einige Andere dazu, die aber nicht gestimmt schienen, dem Gelübde des Beduinen Rechnung zu tragen. Doch dieser hatte noch einen andern Grund in Bereitschaft. Er machte seinen Genossen begreiflich, daß sie, wie schon früher, verschiedene Taschenuhren erbeutet hätten, daß diese Dinger gewiß großen Werth hätten, aber jedesmal „stürben," wenn sie in den Händen der Rechtgläubigen wären; wenn man diesen Ferendschi am Leben lasse, so könne der die „metallne Schildkröte" am Leben erhalten, und sie könnten diese Kunst von demselben lernen. Später könne man ihn immer noch todtschlagen oder als Sklaven verkaufen. Dieser Beweisgrund war überzeugend und rettete Werner's Leben, man schaffte ihn nebst den eignen Verwundeten aus der zerstörten Befestigung zu dem Platze, wo die Genossen der Beduinen bei den Kameelen geblieben waren, und wohin auch die

geplünderten Sachen, in große Bündel gepackt, geschafft wurden. —

Wir fügen zur Erklärung der eben erzählten Begebenheit noch einige Worte hinzu. Die Araber vom Stamme Ben-Nemi waren nicht blos unschuldig an der Gefahr, die den Franzosen bereitet wurde, sondern sie wurden auch selbst das Opfer derselben. Als der kleine Reitertrupp der Ben-Nemi von den Beduinen des fremden Stammes aufgefangen wurde, führte man sie, um seine kriegerische Stärke und Rüstung zu verdecken, nicht zu der Hauptschaar, sondern zu der Nebenabtheilung, welche die Kameele besorgte. Die Kameele aber hatte man eigens mitgenommen, um die Beute, die man auf dem Zuge machen würde, darauf zu laden. Nun war die Horde zwar im Angriff auf Allegrette blutig zurückgewiesen worden, hatte sogar ihren Scheikh oder Anführer verloren und sich in unmuthigem Zwist von ihren Verbündeten getrennt, aber sie wollte nicht in die Heimat zurückkehren, ohne irgend eine Siegesbeute mitzubringen. Sie war von dem Vorhandensein des Postens Sanspeur in allgemeiner Kenntniß, aber keiner von ihr kannte genau die Lage, geschweige die Stärke der Besatzung oder der Befestigungen. Indem man sich in der ungefähren Richtung der französischen Niederlassung Lagerplätze ausgesucht hatte, sandte man Reiter aus, um das Nähere auszukundschaften, und in deren

Hände waren die Ben-Nemi gefallen. Die Beduinen waren sehr erfreut, auf diese Weise genaue Kunde über Lage und ungefähre Stärke des Postens zu erlangen, sie täuschten glücklich ihre Landsleute, in denen sie natürlich fluchwürdige Verräther erblickten, und sandten einen ihrer kühnsten und gewandtesten Männer mit, um sich möglichst genau von der Sachlage zu überzeugen und später zum Führer zu dienen. Als dieser Plan vollkommen geglückt und der Späher mit seiner Begleitung in's Lager zurückgekehrt war, ermordete man ohne Weiteres die Männer vom Stamme Ben-Nemi, und die Unternehmung auf Sanspeur wurde mit dem glücklichsten Erfolge und einem verhältnißmäßig nur geringen Verlust ausgeführt.

Achtes Buch.

In der Wüste.

Wer, von dem eig'nen Heerd verbannt,
Irrt in ungastlich fernem Land,
Der Wandrer, der auf wüstem Meer
Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit kecken Sinnen
Durch Wälder, über Bergeszinnen
Auf irrem Pfad zu weit geschweift,
Der ist's, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüthe
Zum scharfen Dorn die Rosenblüthe,
Du ziehst, o wilde Heimatlust!
Als Heimweh durch die kranke Brust.

Geibel.

1. Die Einführung in die Wüste.

Als Werner's Bewußtsein zurückkehrte, konnte er seine Wahrnehmungen nicht unter dem Brennpunkt einer klaren und bestimmten Erkenntniß sammeln. Es war dunkel um ihn, und zwar nicht dunkel durch die Nacht, sondern vielmehr durch einen engen verschlossenen Raum. Er lag auf etwas Weichem, aber nicht auf einem Lager, denn er konnte sich aus einer etwas gekrümmten Lage nicht losmachen und ausstrecken. Der Raum, worin er sich befand, mußte sehr klein sein, denn er stieß überall gegen dessen Wände. Der Kopf schmerzte ihm, doch schien derselbe durch einen leichten Umschlag verbunden. Aber er empfand noch einen andern Schmerz, über dessen Beschaffenheit er sich nicht klar wurde, bis er begriff, daß derselbe von irgend einer Art der Fortbewegung herrühren müsse, woher aber diese ruck- und stoßweise sich hebende und senkende Bewegung rühre, das vermochte er sich nicht zu erklären. So waren alle Sinne gleichsam ausgeschlossen, nur das Gefühl litt fortdauernde und immer wiederholte Qualen, bis eben diese Gleichmäßigkeit und vielleicht die von der Kopfwunde herrührende Betäubung doch wieder einen Schlummer hervorbrachte.

Ein Aufstoßen seines Behältnisses auf den Boden erweckte ihn, und da plötzlich volle Tageshelle über ihn hereinbrach, so kam er ganz zur Besinnung und richtete sich auf. Er bemerkte nun, daß er in einem geflochtenen Korbe auf einigen Decken gelegen hatte; die Hinwegnahme des Deckels verschaffte ihm die Freiheit, sich auszudehnen und des Tageslichtes und der freien Luft zu erfreuen. Der Korb aber war an die eine Seite eines Kameeles geschnallt, während ein ähnlicher Korb, mit Gepäck beladen, auf der andern Seite ein Gegengewicht bildete; das Kameel hatte sich niedergelassen, wodurch der plötzliche Stoß entstanden war. Ueber ihn beugte sich ein braunes bärtiges Beduinengesicht, und der erste Blick in diese lauernden scharfen Augen belehrte ihn, daß er den Spion von Sanspeur vor sich habe. Diese Augen blickten ihn aber nicht ohne eine gewisse Freundlichkeit an, denn auch der Beduine verleugnet nicht den allgemein menschlichen Zug, eine Liebe für denjenigen zu fassen, dem man Gutes erzeigt. Nach einer kurzen Besichtigung der Kopfwunde half der Beduine seinem Schützling aus dem Korbe heraus und deutete ihm eine Decke unter dem dichten Schatten der Bäume als Ruhesitz an. Jetzt schaute sich Werner seine Umgebungen etwas genauer an und sah, daß ein mäßig zahlreicher Zug von Kameelen ringsum gelagert war, um die sich ihre Treiber beschäftigten, während

etwa dreißig Reiter von ihren Rossen gestiegen waren und für diese sorgten. Der Ruheplatz befand sich in einer Thalsohle, wo ein lebendiger Quell einen ansehnlichen Teich speiste, und diesem Wasserreichthum zu Lieb' hatte man wohl eben diesen Rastort gewählt, zumal da der reiche Baumwuchs einen wohlthuenden Schatten bot. Zwischen den Bäumen zeigten sich einige Hütten, aus Steinen gebaut und mit Brettern bedeckt. Aus denselben krochen allerlei Wesen heraus, Menschen und Thiere; aber die ersteren hatten Nichts von dem wilden Adel der Beduinen an sich, sie waren kleiner von Wuchs, stumpfsinniger von Angesicht, schmutziger und elender von Bekleidung. Doch waren diese Gebirgsbewohner entweder zu gutmüthig oder zu respektvoll vor den Beduinen, um den gefangenen Christen weiter zu behelligen, als daß sie ihn aus der Entfernung mit stummer Neugierde angafften. Wo die Lücken zwischen den Bäumen einen weiteren Ausblick gewährten, da traf dieser nur himmelhoch sich thürmende Berge, ganz mit Wäldern von dunklem Grün bedeckt. Werner konnte entnehmen, daß er sich im Atlasgebirge befand. Er war in einer Stimmung, wo ihn dieser Gedanke, so wie die Wahrscheinlichkeit, daß er immer weiter von den Wohnstätten gebildeter Menschen in unbekannte Wildnisse geführt werden würde, nicht besonders bekümmerte. Vielmehr hing sein Auge mit einer gewissen unbefangenen

Neugierde auf den kriegerischen Gestalten der Beduinen, die im wahren Sinn des Wortes von oben bis unten bewaffnet waren mit Lanzen, Flinten, Pistolen und Messern. Daß dies nur ein kleiner Theil der Schaar sein konnte, welche Sanspeur erobert hatte, war klar, und Werner's Vermuthungen trafen so ziemlich das Richtige, daß sich nämlich die Schaar getheilt hatte, um sich die Verpflegung unterwegs zu erleichtern, oder um verschiedene Plätze zum Verkauf ihrer Beute aufzusuchen, oder um zu den auseinander liegenden Heimatsorten zurückzukehren. Werner's Beschützer schien von dieser Abtheilung der Horde als Führer betrachtet zu werden, und das war jedenfalls ein sehr günstiger Umstand für den hilflosen Gefangenen. Jetzt erhielt dieser eine Schale Milch, die aus einem der Häuser geholt wurde, eine Hand voll Datteln und einige flache Brote, aus weißem Mehl gebacken.

Es schien gegen Mittag zu sein, aber es wurden solche Anstalten durch Entlasten der Kameele und Abzäumung der Pferde getroffen, daß man sah, wie sich die Truppe zu einer längeren Rast vorbereitete. Nachdem hinlänglich für die Thiere gesorgt war, wurden Feuer angezündet und einige geschlachtete Schafe gebraten. Gegen Abend waren die Vorbereitungen zum Mahle getroffen und dieses von den Beduinen unter Vollziehung ihrer religiösen Gebräuche vorgenommen; darauf

reichte man auch dem Gefangenen Fleisch und Brot, und er ließ es sich ganz gut schmecken. Die steigende Kühle machte es ihm auch sehr dankenswerth, als man ihm bedeutete, sich in die Nähe eines der Feuer auf eine Decke zu setzen. Die in malerischer Unordnung umher gelagerten Araber fielen bis auf die Wächter in Schlaf, allein Werner konnte nur zu einem unruhigen Schlummer gelangen, der noch dazu oft vom Gebrüll herumstreifender Raubthiere gestört wurde; auch war ihm die Kälte empfindlich, ungeachtet man ihm eine hinreichende Decke gegeben hatte, um sich hinein zu hüllen.

Bald nach Mitternacht rührten sich die Schläfer und rüsteten sich zur Abreise, die Herbeiführung und Beladung der Thiere jedoch dauerte eine geraume Zeit. Als Werner wieder in seinen Korb gesetzt wurde, gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er den Deckel nicht wieder über sich zugemacht wünsche, und man ließ denselben also fort, hüllte aber den Kopf des Verwundeten warm ein.

So ging es weiter thalaufwärts und über Gebirgspässe durch eine großartige Natur, welche Werner große Freude gemacht haben würde, wenn er jetzt dafür empfänglich gewesen wäre. Bei kleinen Gebirgsdörfern machte man Halt, aber erst gegen Mittag wurde wieder ein Lagerplatz unter ähnlichen Umständen eingerichtet, wie am vorigen Tage. Und so ging es noch mehrere Tage fort. Die Thäler senkten sich nun nach der an-

deren Seite, die Berge wurden niedriger und milder. An einem schönen Morgen trat man aus dem letzten Thale heraus und hatte eine weite unabsehbare Aussicht vor sich. Da man sich noch am Fuße des Gebirgs, also höher befand wie die Ebene, die man überschaute, so konnte man um so ungehinderter den Blick in ungemessene Fernen schweifen lassen. Anfangs durchzogen noch flache Thalungen mit reichem Grün die Ebene, hier und da blitzten sogar die Wasserspiegel kleiner Landseen hervor, dahinter aber verlor sich Alles in ein gleichförmiges verwaschenes Grau — das war die Wüste! Der Blick der Araber belebte sich, die Pferde wieherten vor Vergnügen, selbst die Kameele streckten die langen Hälse verlangend vor: kurz, Alles freute sich, auf dem wohlbekannten Boden wieder anzulangen. Auch Werner konnte nicht ohne Bewunderung in diese ihm neue Natur schauen, die ihn mit den üppigsten Dattelpalmen, mit dem feinen Laub mannichfacher Akazien empfing. Aber als man nun die Region des Pflanzenwuchses verließ und in die wirkliche Wüste eintrat, da wurde das Reisen durch die Hitze lästig, durch die nie unterbrochene Einförmigkeit unerträglich, wenn nicht etwa in der Ferne dahinfliegende Strauße oder Antilopen einmal vorübergehend das Auge auf sich zogen. Zu Lagerplätzen fanden sich dennoch immer Brunnen oder Wasserpfützen vor, die nie ganz ohne eine grüne Umgebung waren.

Aber nun tauchte es wie ein Wall vor den Reisenden auf: es waren die Palmenwälder einer der größeren Oasen, das einstweilige Ziel der Reise. Als man näher kam, gewahrte man Heerden, darauf hier und da Felder, mit unbekannten Getreidearten bebaut, endlich ein Dorf, bestehend aus runden Erdhütten mit spitzen Strohdächern, daneben eine Masse größerer, aber zusammenhängender Gebäude, die eine Art von Schloß vorstellten. Hier wurde Halt gemacht, die Thiere wurden abgepackt, die Gepäckballen geöffnet, und bald bildete sich ein ausgelegter Markt von dem buntesten Allerlei, wie es sich nur denken ließ. Französische Waffen und Uniformstücke, alte Wäsche und Betttücher, Schreibpapier und Stiefeln, einige Bücher und Kochgeschirr — Alles wurde ausgebreitet und für die Beschauer ausgelegt. Auch die Taschenuhr von Verdier wurde ausgepackt, und da sie natürlich längst in Stillstand gerathen war, so mußte nun der „Ferendschi" seine Kunst daran versuchen. Zu dessen großem Glück befand sich noch an der Uhr das Gehänge mit dem Schlüssel, und so gelang es ihm, die höchste Genugthuung seiner Herrn zu erregen, als er die Uhr „wieder lebendig" machte. Auch seine eigene Taschenuhr sah Werner nun in den Händen des Beduinen wieder, aber sie fand weniger Gnade vor den Augen desselben, weil sie nicht so groß war, wie die andere.

Niemand von den Bewohnern der Oase wagte, Etwas von den ausgebotenen Gegenständen zu kaufen, bis Ahmed ben Jussuf, der Scheikh oder patriarchalische Beherrscher dieser abgeschiedenen Landschaft, sie besichtigt haben würde, um etwa dies oder jenes auszuwählen. Aufgefordert durch vorläufige Ueberreichung eines Geschenkes kam er denn auch mit einem kleinen Gefolge von Dienern zum Marktplatz und nahm Alles in Augenschein. Nichts zog seine Aufmerksamkeit so auf sich, als der „Ferendschi" und die Taschenuhr. Nach langem Hin- und Herreden in dem Patois, das sich unter den verschiedenartigen Bewohnern der Wüste gebildet hatte, wurde man Handels einig, und Scheikh Ahmed ben Jussuf erstand die Uhr und den dazu gehörigen Christensklaven um einen hohen Preis. Als der Beduine seinem bisherigen Schützling bedeutet hatte, daß er nun dem Scheikh folgen müsse, nahm er einen freundlichen Abschied, eine lange Rede dabei haltend, von der Werner freilich Nichts verstand. Dagegen begriff er so ziemlich, daß er verhandelt sei und dem neuen Gebieter auf dessen gebieterische Handbewegung zu folgen habe.

Man trat in einen Hofraum von ziemlichem Umfang ein. Die Mauer war aus getrockneten Lehmsteinen aufgeführt und bildete ein fast regelmäßiges Viereck. An der einen Seite erstreckte sich eine Reihe zahl-

reicher Zimmer oder Hütten, von denen jede einen besonderen Ausgang in den Hof hatte; dies waren die Wohnungen der Dienerschaft. Die entgegengesetzte Seite wurde von der Wohnung des Scheikhs eingenommen, durch welche man in einen besondern Hausraum gelangte, der weiter keinen Zugang von außen und nur Fensteröffnungen nach einem Innenhof hatte; das war der Harem oder die Frauenwohnung. Die dritte Seite, welche die Dienerwohnungen mit dem Herrenhaus verband, hatte nur an ihren beiden Enden eine geräumige Hütte, zum Beherbergen von Fremden bestimmt, außerdem bildete sie eine offene Halle oder Veranda, welche durch davorstehende Bäume Schatten und Kühlung erhielt; einige auf den Boden gebreitete Teppiche boten dem Hausherrn und seinen Besuchern angenehme Plätze, um sich mit untergeschlagenen Beinen darauf niederzulassen. Die vierte Seite endlich, in welcher sich die Pforte befand, besaß rechts und links von derselben eine Reihe Stallungen. So bildete das Ganze ein geordnetes Wesen von ansehnlichem und behaglichem Charakter, dem nur einige Garten- und Park-Anlagen fehlten, um es zu einem ganz angenehmen Aufenthalte zu machen.

2. Scheikh Ahmed ben Jussuf.

Der Scheikh wandelte würdevoll durch den Hofraum seiner Behausung auf die Halle zu, wo er sich auf den mittelsten Teppich niederließ, während einer der Diener die erkaufte Uhr, ein anderer ein Buch, das er getragen hatte, auf ein besonderes Polster niederlegte, worauf sich die Diener entfernten, Werner aber vor der Veranda stehen blieb, weil er nicht wußte, was er zu thun hatte. Der Scheikh war ein schöner Mann in der zweiten Hälfte des Lebens. Sein Gesicht besaß in seinen edlen Zügen den höchsten Ausdruck der Ruhe, ja man konnte aus diesen großen schönen Augen den denkenden Geist eines Weisen herauslesen. Der stattliche wohlgepflegte Bart wallte noch ganz in seinem glänzenden Schwarz auf die Brust herab, den Turban umschlang ein kostbarer grüner Shawl, ein noch kostbarerer, aber mehr farbiger, umgab als Gürtel den Leib. Pantoffelschuhe vom feinsten Leder bekleideten die Füße, die übrige Tracht war einfach und schmucklos, so wie er auch keine Waffe an sich trug. Nachdem er den Christensklaven eine Zeit lang nachsinnend angeblickt hatte, sagte er für sich hin, gleichsam um religiöse Bedenken darüber, daß er mit einem Ungläubigen zu thun

hatte, zu beschwichtigen: „O ihr Ungläubige, ich verehre nicht das, was ihr verehrt, und ihr verehrt nicht, was ich verehre, und ihr werdet auch nie das verehren, was ich verehre. Ihr habt eure Religion, und ich habe die meinige."

Werner horchte hoch auf: er verstand Wort für Wort, was der Scheikh sagte, denn es war reines Arabisch, ja, er entsann sich der Stelle, denn sie war aus dem Koran! Eine freudige Regung durchzuckte ihn, denn nun war sein Ohr nicht mehr geschlossen, es konnte menschliche Rede in sich aufnehmen und fassen, nun war seine Lippe geöffnet und vermochte mit Menschen zu reden! Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete er mit der ersten besten Stelle aus dem Koran, die ihm als passend einfiel: „Als Jesus mit deutlichen Zeichen kam, da sagte er: „„Ich komme zu euch mit der Weisheit, um euch einen Theil dessen deutlicher zu machen, worüber ihr in Ungewißheit seid, darum fürchtet Gott und gehorchet mir. Wahrlich, Gott ist mein und euer Herr, darum verehret nur ihn, denn das ist der richtige Weg.""

Ein maßloses Erstaunen ergriff den Scheikh, er vergaß so sehr seine gewohnte Ruhe, daß er in sichtlicher Bestürzung, ja fast in wirklichem Erschrecken ausrief: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes!"

Werner fuhr fort mit den Anfangsworten des

Korans: „Lob und Preis sei Gott, dem Herrn der Welten, dem Allerbarmenden, der da herrschet am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die Deiner Gnade sich freuen, und nicht den Weg derer, über welche Du zürnst, und nicht den Weg der Irrenden."

Der Scheikh wurde in immer tieferes Erstaunen versetzt, doch sammelte er sich genug, um seine äußere Würde zu wahren, und er sagte: „Es giebt nur eine Zuflucht, zu Gott dem Allmächtigen! Welche Wunder geschehen unter seiner Zulassung! Ein Christ, ein Abendländer, der die heiligen Worte des Koran's spricht — wie geht das zu? Oder hast Du so von dem Unflath der Sünde gegessen, daß Du erzogen bist in rechtem Glauben und abtrünnig geworden bist und gekämpft hast mit den Ungläubigen gegen die Anhänger des Propheten? Wehe Dir für dieses Leben, denn Du sollst eines dreifachen Todes sterben, und dreifach wehe Dir für den Tag des Gerichtes, denn Dir wird die Frucht des Baumes Al Sakkum zur Speise dienen, und zu den Peinigern der Hölle wird gesagt werden: „„Ergreifet ihn und schleppt ihn in die Mitte der Hölle und gießet über sein Haupt die Qual des siedenden Wassers!""

Werner erwiderte: „Möge es Dir gefallen, o hoher Herr, Deinen Zorn nicht auszugießen auf mein Haupt.

Ich bin geboren und erzogen unter einem christlichen Volke, aber weil ich ein Schriftgelehrter werden wollte, so habe ich auch Deine Sprache erlernt und Eure heiligen Schriften gelesen."

Ahmed schwieg einige Zeit und sagte dann: „Gelobt sei Gott, der Allbarmherzige, er hat ein großes Wunder an Dir gethan! Weil es im Buche Deines Schicksals verzeichnet stand, daß Du einst in die Hände der rechtgläubigen Kinder des Propheten fallen solltest, so hat er Dir schon früh in's Herz gesenkt, daß Du die Sprache erlerntest, worin die heiligen Offenbarungen Gottes niedergeschrieben sind. Denn siehe, ich will meine Hand öffnen über Dir und Gutes über Dich ausgießen. Du sollst nicht gehalten sein wie ein gewöhnlicher Diener, sondern es soll unvergessen sein, daß Du ein Schriftgelehrter bist und unsern heiligen Koran, die Quelle aller Weisheit und alles Heiles, gelesen hast."

Er winkte einen Diener herbei, der in der Ferne stand, und theilte ihm Befehle mit, die aber Werner nicht verstehen konnte, weil sie in jenem Gemisch der ursprünglichen Landessprache mit dem Arabischen gesagt wurden, das ihm völlig unverständlich war, und das bisher den Glauben in ihm nicht hatte aufkommen lassen, als würde er hier zu Lande irgend einen Vortheil davon ziehen können, daß die arabische Sprache sein Lieblingsstudium gewesen war. Die Folge der er-

theilten Befehle zeigte sich aber bald, denn in das eine Eckzimmer der Veranda wurden Teppiche und Polster getragen, und der Scheikh bedeutete Werner, daß dies seine Wohnung sein solle. Obwohl die Unterhaltung über gewöhnliche Angelegenheiten des Lebens unendlich mehr Schwierigkeit für Werner darbot, als über Gegenstände aus dem höheren und besonders aus dem religiösen Gebiet, so fand er sich doch ziemlich hinein und wurde durch die Geduld und Nachsicht des Scheikh wesentlich im Verständniß der Umgangssprache unterstützt. Nichtsdestoweniger wurde es ihm sehr schwer, dem neugierigen Araber einigermaßen zu genügen durch die Mittheilung über seine Heimat und über die Veranlassung, die ihn von dort vertrieben und unter die französische Fremdenlegion verschlagen hatte. Uebrigens faßte der wohlunterrichtete und in der Geschichte der arabischen Volksstämme wohlbewanderte Mann leicht den Unterschied zwischen einem politischen Vergehen und einem bürgerlichen Verbrechen auf, er schien daher seinem Diener keinen besonderen Vorwurf daraus zu machen, daß derselbe in einen Konflikt mit den Gewaltigen seines Landes gerathen sei und dieses darum habe meiden müssen.

Es begann nun ein eigenthümliches Leben für Werner. Für seine Wohnung und seine Nahrung war hinreichend gesorgt, doch speiste er immer allein für sich. Selbst Kleidungsstücke erhielt er nach und nach,

wie sie dem Klima und der Sitte des Landes angemessen waren, und da er auch den Bart frei wachsen ließ, so bot nach einiger Zeit seine Erscheinung nicht so sehr viel Auffallendes mehr dar, nur daß die helle Gesichtsfarbe, wenn auch durch die Hitze verdunkelt, doch nicht bis zu der tiefen Färbung der Einheimischen gebräunt werden konnte, und daß der Haarwuchs und die Bedeckung des Kopfes mit einer leichten Kappe den Ausländer und Ungläubigen bezeichnete. Die Dienerschaft des Scheikh, so wie die übrige Bewohnerschaft der Oase betrachtete den Fremdling mit einer gewissen Scheu, doch ohne alle Böswilligkeit oder Abneigung. Da man sah, daß der Scheikh, der unter dem Völkchen zugleich Fürst und Priester und sogar halb und halb Heiliger war, den Fremden mit Rücksicht und immer steigender Vorliebe behandelte, so widmete man demselben ohne Grübelei und Neid einen ziemlich hohen Grad von Ehrerbietung, man nannte ihn seltsamer Weise den „ungläubigen Effendi,“ wie wenn wir von einem „heidnischen Theologen“ reden wollten, und da sein Benehmen immer gleich ernst und ruhig war, so vermehrte sich dadurch die Achtung vor ihm. Er lernte leicht so viel von der einheimischen Sprache, daß er sich mit diesen Leuten unterhalten konnte, obwohl sein Hauptbestreben dahin ging, des Arabischen immer kundiger zu werden.

Eine eigentliche Arbeit hatte der „Effendi“ nicht zu verrichten, denn man konnte es keine Arbeit nennen, daß er die Uhr Verdier's im Gange hielt. Nachdem er sich auf die kunstlose Weise, wie er's einst als Knabe auf der Schule gelernt, einen Meridian gezogen, sorgte er dafür, daß die Uhr immer nach der Sonnenzeit richtig ging, und der Scheikh, der das Geheimniß der Zeiger bald begriffen hatte, gewöhnte sich so sehr an diesen Zeitmesser, daß er ihn als eins seiner kostbarsten Besitzthümer ansah und mit Hülfe desselben noch regelrechter lebte, als er bis dahin schon gethan hatte. Eine Hauptaufgabe für Werner war, dem Scheikh in seinen müßigen Stunden, und deren hatte derselbe gar viele, Rede und Antwort auf seine Fragen zu stehen, so daß sich der wißbegierige Araber nach und nach über die geographischen, historischen, religiösen und sozialen Verhältnisse des Abendlandes eine Summe von Kenntnissen erwarb, wovon er das Wichtigste niederschrieb. Denn der Scheikh war in seiner Art ein Schriftsteller, der bereits Alles aufgezeichnet hatte, was er von der Geschichte und den Eigenthümlichkeiten der Stämme der Wüste in Erfahrung zu bringen im Stande gewesen war. Einen andern Stoff bot die Unterhaltung über religiöse Angelegenheiten dar. Der Scheikh war nie ohne seinen Koran, und er liebte es sehr, über manches, was ihm nicht völlig klar geworden, den jungen Gelehrten

des Abendlandes zu befragen, wo sich der Letztere denn natürlich sehr hütete, einen Widerspruch zu erheben, welcher den obwohl duldsamen, doch immer eifrigen Mohamedaner beleidigen oder verletzen konnte. Alle andere Zeit war Werner überlassen, wo nämlich der Scheikh entweder mit Essen beschäftigt war, oder sich seinen besonderen Andachts-Uebungen hingab, oder sich in seinem Harem befand, oder eine Art von Audienz ertheilte und sich seinen richterlichen wie seinen priesterlichen Verpflichtungen widmete. Solche Mußezeit brachte Werner damit zu, daß er die Handschriften studirte, die im Besitz des gelehrten Wüstenfürsten waren, von manchen sogar Abschriften nahm, Sprachstudien anstellte, oder daß er sich draußen ein abgelegenes Plätzchen aufsuchte, wo er sich unter einem Baum hinstreckte und seinen Gedanken nachhing.

Gelegentlich erkundigte sich auch der Scheikh nach den gesellschaftlichen Vergnügungen der Europäer, und als Werner unter Anderem auch des „Schotranj" oder Schachspiels erwähnte, da war es, als wenn dem Zuhörer ein neues und willkommenes Licht aufgegangen wäre. Er ließ sogleich ein Schachbrett herbeibringen und ein kostbares Kästchen mit schönen, aber seltsam alterthümlichen Figuren, deren Bedeutung Werner erst theilweise errathen mußte. Ahmed ben Jussuf war in seiner Art ein vorzüglicher Schachspieler, der aber, weil

er durchaus keinen ebenbürtigen Gegner fand, diese Lieblingsbeschäftigung fast ganz hatte liegen lassen; sobald also Werner die Frage, ob er das Spiel verstehe, bejaht hatte, glich der schachlustige Araber einem guten Jagdhunde, der eine ergiebige Fährte wittert und unverweilt darauf eingeht. Die Figuren wurden sogleich aufgestellt und ein Spiel versucht. Werner mußte sich an das fremde Aussehen der Figuren gewöhnen, sich die abweichenden Spielgewohnheiten des Arabers merken und sich selbst wieder in die lange nicht betriebene Beschäftigung hineinfinden; es war also kein Wunder, daß er die ersten Partieen verlor, wiewohl seinerseits auch Ahmed merkte, daß er es mit keinem schwachen Gegner zu thun hatte. Seine Spielweise war höchst bedächtig nnd langsam, mehr vorsichtig und sicher, als geistvoll und überraschend. Als sie später wieder spielten, versuchte Werner dieselbe Spielweise, die er einst gegen den Kriegsrath auf Hohenfels angewandt hatte, daß er nämlich durch freiwillige Verluste zu einem raschen Angriff gelangte. Auch der Scheikh ließ sich hinreißen, anscheinend sichere Vortheile rasch zu benutzen, und sah sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit besiegt. „Gott ist groß! Es giebt keine Zuflucht, als zu Gott dem Allmächtigen!“ rief er voll Erstaunen aus, noch immer auf das Brett schauend, wo so zahlreiche Truppen wohlbehalten standen und dennoch der König matt war.

Von nun an hatte der Schachkampf noch viel mehr Anziehungskraft, und es wurde ihm mit verdoppeltem Eifer gehuldigt.

Von der Familie des Scheikh bekam Werner Nichts zu sehen, und er kannte die Ansichten dieses Volks zu gut, um durch eine unzarte Frage nach den Frauen Ahmed's dessen Empfindlichkeit zu reizen. Doch theilte ihm bei größerer Vertraulichkeit der Scheikh aus freien Stücken mit, daß er zwar einige Töchter, aber nur ein einziges Söhnchen von noch zartem Alter habe, indem er als Trost die Worte des Koran's hinzusetzte: „Gott ist das Reich des Himmels und der Erde, und er schaffet, was er will. Er giebt Weiber, oder Kinder weiblichen oder männlichen Geschlechtes, oder beide zusammen, wem er will, und er macht kinderlos, wen er will, denn er ist allmächtig und allwissend."

Die Verdüsterung im Gemüth Werner's wich allmählich bei der ungestörten und friedlichen Ruhe dieser Lebensweise, und wenn gelegentlich auch die Wogen leidenschaftlicher Verzweifelung aufbrausen wollten, so beschwichtigte sie immer wieder der Umgang mit dem frommen und weisen Araber. Denn so wenig auch Werner die Glaubensgrundlage des Mohamedaners theilte, so sehr mußte er doch dessen Gerüstetsein gegen jedes Ungemach, dessen Fassung in jedes Geschick, dessen allgemeine Milde in Beurtheilung des Lebens bewundern

und anerkennen, und schon der Umstand, daß er sich hätte schämen müssen, mit einem leidenschaftlichen und heftigen Trotz gegen das Schicksal hervorzutreten, wo er das Muster frommer Geduld vor Augen hatte, daß er sich fürchten mußte, dem Araber wie ein Kind zu erscheinen: schon dieser Umstand wirkte vortheilhaft auf ihn ein, und dann lag in dieser gleichförmigen Natur, in diesem ungetrübten Himmel, in dieser wechsellosen Atmosphäre gleichsam ein Element der Ruhe, welches man mit allen Sinnen aufnahm, welches man mit dem Athem in sich sog, welches man in seinem Geiste zu dessen eigner Beruhigung und Beschwichtigung verarbeitete.

---

3. Wüstenträume.

So schwanden die Tage, die Wochen, die Monate hin. In der beschaulichen Weise, die sich Werner nach und nach aneignete, liebte er es nun ganz vorzüglich, sich ein stilles einsames Plätzchen aufzusuchen, wo er, im Schatten der letzten Bäume hingelagert, einen unbegrenzten Blick auf die Wüste hatte; die Unermeßlichkeit, die vor ihm ausgebreitet lag, weit wie das Meer, aber viel ruhiger, beförderte und beflügelte das freie Leben im Gedankenreich, er konnte da Stunden hinbringen, nur mit sich selbst beschäftigt. Da breitete sich sein vergangenes Leben vor ihm aus wie eine Landkarte, wo als mehr oder weniger hervorstechende Punkte alle Momente verzeichnet standen, in denen er Wichtiges erlebt hatte; sein Sehnen und Streben, sein Lieben und Hassen, seine Freuden und Schmerzen, seine guten Eigenschaften und seine Fehler — das Alles lag vor ihm, als wenn es, aus ihm selbst herausgetreten, sich zur objektiven Beschauung darböte, als wenn es fertig und abgeschlossen wäre und sich nichts Andres jemals wieder daran schließen würde.

Und kamen ihm niemals Gedanken an Flucht? Im Beginn seines Aufenthaltes in der Wüste traten

ihm wohl zuweilen solche Gedanken vor die Seele. So gänzlich unbewacht wie er war, stellte sich ihm die Möglichkeit vor, daß er aus diesem Zustand, der doch immer eine Sklaverei war, sich durch die Flucht retten könne. Er erinnerte sich des Hauptmanns Verdier, wie dieser mit einem Säckchen Getreide und einem Messer seine Flucht bewerkstelligt hatte. Auch er konnte bei der Arglosigkeit des Scheikh's, bei dem gänzlichen Mangel an Beaufsichtigung sich leicht einer Waffe und eines hinlänglichen Speisevorraths bemächtigen, er konnte unbemerkt entkommen, ja sogar wohl eines Pferdes habhaft werden. So blutige Spuren wie Verdier brauchte er nicht hinter sich zurück zu lassen, er hatte Nichts zu rächen, denn er hatte nur Wohlthaten empfangen. Und war ihm nicht selbst, als er die Geschichte des Franzosen gehört hatte, dieser wie ein wildes Thier vorgekommen? Hatte er damals nicht mit der größten Klarheit eingesehen, daß man nicht an der Menschheit rächen soll, was man durch die Menschheit gelitten hat? Hier war freilich der Fall ganz anders; zu rächen hatte er Nichts, aber zu danken, er durfte nicht mit Undank scheiden von dem Manne, der ihm so viel Gutes gethan. Außerdem sagte ihm sein Verstand, daß ein Entfliehen aus der Wüste unermeßliche Schwierigkeiten habe, ja fast unmöglich sei. Die große Sandebene, welche zwischen dieser Oase und den Gebirgsgegenden des Atlas

lag, hätte sich nur in einer langen Reihe von Tagen oder Nächten durchschneiden lassen; selbst wenn ihn sein Speisevorrath nicht im Stich ließ, so konnte er doch nicht für ausreichendes Getränk sorgen und mußte darum muthmaßlich verschmachten. Und dann war seine Spur leicht zu verfolgen, ein Versteck nicht vorhanden, er mußte also sehr bald eingeholt werden. Gab man sich aber nicht einmal die Mühe der Verfolgung, wurde er nicht die Beute eines Löwen oder anderen Raubthieres, kam er wirklich bis zum Fuß des Gebirges: wie sollte er dieses überschreiten? wie sollte er durch eine wilde Bevölkerung dringen? Daß er den tausendfachen Todesgefahren, die ihn bedrohten, entrinnen und glücklich zu den Besitzungen der Franzosen gelangen würde, war vernünftiger Weise nicht anzunehmen. Aber wenn er nun auch den Tod fand, sei es durch Verschmachten in der Wüste, sei es durch den Zahn eines wilden Thieres, sei es durch die Lanze eines Beduinen: scheute er denn den Tod? war ihm nicht das Leben hassenswürdig oder gleichgültig genug, um es bereitwillig bei dem Versuch, die Freiheit wieder zu gewinnen, auf's Spiel zu setzen? war der Tod nicht ein viel geringeres Schreckniß, als etwa die Furcht, in die Hände anderer roherer Herren zu fallen und die entwürdigendste Behandlung zu erfahren? Vor dem letzteren Schicksal konnte er sich freilich durch den muthigen Entschluß, sterben zu wollen,

bewahren. Und diesen Muth hatte ihm ja längst sein Lebensüberdruß eingegeben, schon unter der Fremdenlegion hatte er mit der größten Gleichgiltigkeit an den Tod gedacht. Aber darin lag's eben: sein geistiger Standpunkt war jetzt ein anderer, er wollte nicht einem wahrscheinlichen Tode entgegengehen, er wollte leben! Bei Verdier's Erzählung war ihm blitzähnlich der Gedanke gekommen, daß er zwar mit dem rache- und blutdürstigen Franzosen nicht in gleichem Falle stehe, aber daß er in seinem Haß und Zorn auf das Leben doch einen ähnlichen Standpunkt einnehme. Hier im Stillleben der Wüste kam es ihm zum vollen Bewußtsein, daß er in tiefem Unrecht befangen gewesen sei, daß er sich augenblicklich auf dem Wege befinde, sich eines Bessern zu besinnen, daß er noch leben müsse, um seine Besserung, wenn nicht zu vollenden, doch weiter zu führen, um zu einer Versöhnung mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst zu gelangen. Dieses Werk der Besserung und Versöhnung gelang ihm aber jedenfalls in der Wüste unter den Beduinen besser, als in den französischen Besitzungen unter der Fremdenlegion. Das Leben, das er dort geführt, kam ihm jetzt unerträglich vor, unwürdig seiner selbst im höchsten Grade; er mußte mit Ausnahme des braven Brune alles Andere, was ihn dort umgab, nie wieder zu sehen wünschen, er wäre gern die Erinnerung daran losgewesen — doch nein,

die Erinnerung nicht! Das Verweilen unter diesen rohen, leidenschaftlichen, blutgierigen Schaaren, wo er seine Waffen für eine fremde, für eine kaum berechtigte Sache führte, war eigentlich das strafende Fegefeuer gewesen, das dem jetzigen Zustande der Läuterung voranging, er mußte desselben eingedenk bleiben, um die Ueberzeugung festzuhalten, daß er für seine Fehltritte gebüßt hatte und ruhiger darauf zurückblicken konnte.

Ja, seine Fehltritte waren groß und strafwürdig! Was er freilich gegen Theodor Falkenberg gethan, machte er mehr seinem Kopfe als seinem Herzen zum Vorwurf. Er konnte den Verrath des ehemaligen Freundes mit schweigender Verachtung strafen, den Rath des Rittmeisters von Werffen befolgen, den Beistand des Grafen Westerholz abwarten, um eine gesicherte Existenz ringen; selbst nachdem dies Rächeramt an Falkenberg vollzogen, konnte er jenen vom Rittmeister vorgezeichneten Weg innehalten. Was trieb ihn so unaufhaltsam als Flüchtling aus dem Vaterlande? Er hatte schon damals den Schwerpunkt seines geistigen Wesens verloren, er war bereits durch den Abschied von Hohenfels und von Rosalinde gleichsam steuerlos geworden und auf die wilden Wogen des Lebens hinausgeschleudert worden. Besonnenheit und Mäßigung hielten nur äußerlich noch einen trügerischen Schein fest, bei dem ersten Anstoß aber stürzten sie in den Staub zusammen.

Ja, Rosalinde — — da steckte der tiefste Pfeil in seinem Herzen! Das war der größte Vorwurf, den er sich zu machen hatte! Sie zwar, die hohe schöne Jungfrau, hatte keine Schuld. Sie war eine Schwärmerin eigener Art, ihr romantischer Geist glich einem gothischen Bauwerk, mehr in Erhabenheit als in Harmonie ausgeführt, unvollendet gelassen durch die schwächer gewordene Kraft einer späteren Zeit. Sie fühlte, daß ihr Etwas zur Ergänzung fehlte, sie hoffte, daß die Freundschaft das Fehlende ergänzen werde, da sie an der Liebe verzweifelte. Auf die Liebe aber hatte sie verzichtet, weil sie den dunklen Fluch ihres Hauses fürchtete, und eben diese Furcht trieb sie demselben Fluche entgegen. Wenn sie glaubte, durch Freundschaft ersetzen zu können, was ihrem bedürftigen Herzen nur die Liebe zu bieten vermochte, so war das ein Irrthum, verzeihlich bei dem Mädchen. Aber für Werner, den Mann, war dieser Irrthum nicht verzeihlich; er mußte wissen, daß er einem solchen Verhältniß nicht gewachsen war, daß Rosalinde demselben nicht gewachsen bleiben konnte. Er wußte es damals schon, als sie ihm die Freundschaft antrug, daß er zu warm für sie empfand, bei größerer Annäherung zu leidenschaftlich für sie empfinden mußte, um in ihr das Weib, das schöne, die ganze Sinnlichkeit reizende Weib zu vergessen und in einem reinen Seelenbund zu verharren, während Rosalinde in

ihrer Keuschheit nicht an den Mann, sondern nur an den Geistesfreund dachte, mit dem sie zusammen auf den Fluren der höhern Erkenntniß wandeln und die edelsten Blüthen der Menschheit pflücken wollte. Sie selbst konnte in diesem reinen Verhältniß nicht verharren, sie mußte von der sinnlichen Natur des Freundes berührt, ergriffen, hingerissen werden, und dann war allerdings der Fluch des Hauses auch an ihr erfüllt. Das Alles mußte sich Werner früh genug sagen und demgemäß handeln, er durfte es gar nicht so weit kommen lassen, und wenn es so weit gekommen war, so mußte er einer größeren Annäherung ausbeugen, und wenn er nicht ausbeugen konnte, so mußte er fliehen. Er hätte die demüthigenden Vorwürfe des Freiherrn vergessen und verzeihen können, wenn sie unverdient waren, aber er hatte Nichts zu verzeihen, denn sie waren in vollem Maße verdient, er konnte sie nicht vergessen, denn sie trafen ihn niederschmetternd als eine begründete und gerechtfertigte Anklage. Ja, dies war der wunde Fleck in seinem Gewissen, und nur die Hoffnung, daß Rosalinde vielleicht schon an der Hand des edlen und besonnenen Grafen Westerholz ein schönes Lebensglück gefunden haben könne, nur die Betrachtung, daß er selbst seinen Fehler schwer gebüßt habe und tief bereue, konnte ihm einigermaßen zum Trost gereichen.

Und Clara? — — Hatte er sich Nichts vorzuwer-

fen in Beziehung auf die liebliche Tochter des braven Oberförsters? — Er selbst war wohl gestraft genug, daß ihm durch eigne Schuld ein Glück verloren gegangen war, welches, wenn auch noch so fern, doch erreichbar ihm winkte. Clara hätte ihn vielleicht geliebt, und er hätte sehr glücklich werden können. Aber bei dieser Betrachtung, daß er nur sich selbst geschadet habe, konnte er sich nicht beruhigen. Als er sich damals auf dem Balle in Rottenheim befand, und es schien, als wäre die gerechte Empfindlichkeit wegen der erfahrenen Vernachlässigung leicht bei dem wohlwollenden Vater, schwerer, aber doch am Ende auch erfolgreich bei der Tochter bekämpft — — hörte er damals den Hahn nicht krähen, wie er Clara verließ und Rosalinde folgte? Ja, der Hahn hatte gekräht, und Werner fühlte noch jetzt die Stacheln des Selbstvorwurfs wegen eines Verfahrens, das ihm bei seiner nunmehrigen strengen Prüfung nicht anders als wie ein Treubruch erschien. In dem tiefen Gemüth des eigenthümlichen Mädchens konnten die Keime einer innigen Zuneigung geweckt sein, geweckt durch ihn, und wenn sie nun groß genug geworden waren, um dem Geiste zum Bewußtsein zu kommen, so hatte er selbst sie zerstört; er glich einem tückischen Frühling, der Blüthen zu voreilig hervorruft, um sie dann zu morden; wohl können andere Blüthen nachwachsen, aber das dauert oft lange, und zuweilen bleiben sie auch ganz aus.

Werner war sich auch gegen Clara eines großen Unrechtes bewußt.

Und auch der lieben treuen Schwester Elise gegenüber fühlte er sich schuldbeladen. Ihr Herz hing zu sehr an ihm, um nicht durch die hoffnungslose Wendung seines Geschicks, durch sein Verlassen des Vaterlandes ohne Aussicht auf Rückkehr schmerzlichst verwundet zu werden. Auch mußte man in der Kolonie Allegrette den Korporal Thormann unzweifelhaft für erschlagen halten, die Kunde davon fand vielleicht einen Weg zur Heimath, sei es durch die Behörden, welche den Geburtsort des Legionairs gehörig in ihre Bücher eingetragen hatten, sei es durch Brune, der sich verpflichtet fühlen konnte, die Trauernachricht an die Verwandten Werner's gelangen zu lassen. Dann hielt man ihn zu Hause für todt. Aber wenn man ihn betrauert hatte, — und das war doch am Ende nur von der Schwester zu erwarten, — so war es vorbei, und man gedachte des Gestorbenen nur noch mit stiller Wehmuth. So sollte es sein. Die Mutter, welche im Tode des Sohnes einen fortdauernden Grund für Thränen und Schmerzen gehabt hätte, lag selbst gebettet unter dem Hügel, der alle Schmerzen und Thränen stillt. Die Schwester fand hoffentlich an der Seite des braven Gatten so viel Glück, daß sie die eine dunkle Trauerblüthe in den Kranz von Freudenblumen einflechten konnte, ohne den letzteren zu stören und zu verderben.

Ja, er war gestorben und todt für seine Vergangenheit, er hatte sein Leben abgeschlossen wie der Einsiedler, der nur noch in der Erinnerung und Beschauung der vergangenen Tage lebt, von dieser Erde aber keine Zukunft mehr erwartet. Alles Leid, welches ihm zugestoßen war, hatte er selbst durch seine Handlungsweise sich zugezogen, er hatte das Schicksal und die Menschheit nicht anzuklagen, er büßte seine Irrthümer und Fehler durch ein Dasein, in der Abgeschiedenheit einer fernen Oase der afrikanischen Wüste nur der Erinnerung und Reue geweiht. Der Einsiedler, welcher sein Leben als abgeschlossen betrachtete, der Büßer, welcher die noch übrigen Tage in der beschaulichen Betrachtung der Vergangenheit hinbringen wollte, war aber ein junger Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren!

---

4. Die Versuchung.

Es ist schon früher erwähnt, daß die Frauenwohnung des Scheikh sich in einem besonderen Gebäude befand, welches, einen kleinen Hofraum einschließend und nur dahin sich öffnend, nicht anders als durch das Haupthaus betreten werden konnte. Mitunter sah Werner einzelne Bewohnerinnen des Harems, wenn sie in tiefer Verhüllung ausgingen, oder er begegnete ihnen, wenn er sich in dem Hauptgebäude bei den Schriften des Scheikh zu thun machte, aber er befolgte stets die von Anfang an eingeschlagene Weise, ihnen aus dem Wege zu gehen und gar nicht über sie mit seinem Herrn zu reden, was dieser wohl bemerkte und würdigte.

Seit einiger Zeit kam es aber Werner vor, als wenn eine der weiblichen Bewohnerinnen, und zwar anscheinend immer dieselbe, ihm zu oft in den Weg käme, als daß nicht eine gewisse Absichtlichkeit zu Grunde hätte liegen sollen. Obwohl man von ihrem Gesicht nur die Augen sah und diese lebhaft genug waren, so deutete doch der Gang und die ganze Körperhaltung darauf hin, daß sie nicht mehr jung war. Besonders während der drei Zeiten, wo der Muselmann allein zu

sein pflegt, nämlich vor dem Morgengebet, bei der Mittagsruhe und beim Abendgebet, wußte sie den Fremden bald hier, bald da zu treffen und schien ein Gespräch anknüpfen zu wollen, was jedoch bei dessen entschiedener Abneigung nicht gelang.

Einmal aber, als Werner während der Zeit der Mittagsruhe einsam unter einem Baume saß, hörte er plötzlich hinter seinem Rücken eine Anrede: „O Effendi, ist Dein Ohr geöffnet, wenn eine Freundin zu Dir reden will, was zu Deinem Besten ist?"

Werner drehte sich um und gewahrte, daß die Frau, die er gewissermaßen für seine Verfolgerin halten mußte, nicht weit von ihm sich auf dem Boden niedergekauert hatte. Mißtrauisch sagte er: „Wer bist Du und was willst Du von mir? Ich kenne Dich nicht."

„Ich bin Deneb, die älteste Dienerin im Harem. Meine Herrinnen haben Dich oft vom Dache ihres Hauses gesehen, ohne daß Du sie gewahren konntest, sie haben von Dir gehört, wie weise und höflich Du wärest, und sie hegen den Wunsch, daß Du ihnen auch wie unserm Herrn erzählen möchtest vom fernen Lande, aus dem Du gekommen bist, und den Frauen Deines Landes, von welchem Ansehen und welcher Tracht und Geberde sie sind."

Werner erwiderte: „Wenn ich auch Deinen Herrinnen von den Frauen des Abendlandes erzählen wollte,

so geht das ja doch nicht an, denn siehe, sie wohnen in ihrem Hause, und ich wohne in dem meinigen."

„Ich will Dich zu ihnen bringen, wenn unser Herr ausgegangen ist nach Tauat oder anderswohin, um seine Geschäfte zu besorgen. Es sind lauter ehrbare Frauen, zu denen ich Dich bringen will, und es liegt nichts Anstößiges darin. Die erwachsene Tochter des Herrn, Fatimah, soll sich entfernen, auf daß nicht eine böse Zunge Gelegenheit zum Verleumden finde, und nur die Frauen sollen anwesend sein. Es wird aber zu Deinem Besten sein, denn sie werden Dir süße Speisen und liebliche Getränke vorsetzen, und sie werden Gutes über Dich reden vor ihrem und Deinem Herrn, auf daß die Sonne seiner Huld immer wärmer über Dir leuchte."

„So brauchen sie ja nur unserem Herrn zu sagen, daß sie mich zu sehen und zu sprechen wünschen, und so er es genehmigt, bin ich ganz zu ihrem Willen."

„Nein, Effendi, das geht nicht an."

„So geht es auch nicht an, daß ich zu ihnen komme."

„Es ginge wohl an, aber Du willst nur nicht."

„Nein, ich will den Theil der Wohnung nicht betreten, wohin mich der Scheikh Ahmed ben Jussuf nicht selbst führt oder einlädt. Der Koran befiehlt den Gläubigen: „Geht in kein Haus, außer in das eurige, ohne erst um Erlaubniß gefragt zu haben." Ich aber bin

ein armer Fremdling von einer anderen Religion, mir ziemt es noch weniger, wenn ich einen Theil des Hauses meines Herrn ohne seine Erlaubniß betreten sollte."

Unzufrieden entfernte sich die Botin der neugierigen Bewohnerinnen des Harems. Aber Werner sollte dennoch die Bekanntschaft derselben machen. Er hatte schon einige Zeit her bemerkt, daß Ahmed niedergeschlagen und betrübt war, aber er wagte ihn nicht über die Ursache zu befragen. Endlich brach der Scheikh selbst das Schweigen, indem er plötzlich fragte: „Junger Christ, verstehst Du Etwas von den Krankheiten und ihrer Heilung?"

„Nein, Herr, davon habe ich Nichts erlernt."

„Doch weiß ich, daß ihr Abendländer darin bevorzugt seid. Gott hat Euch mehr Krankheiten gegeben als den gläubigen Moslems, vielleicht um Euch zu strafen dafür, daß ihr nicht glauben wollt an den Propheten; aber Euer Elend ist ihm nah gegangen, denn er ist voll barmherziger Güte und er hat Euch, damit Ihr nicht verderbet, geoffenbart die Kräfte der Kräuter und der Gesteine und aller Geschöpfe der Natur. Mir ist bekannt, daß in Misr oder Kahira, wie ihr es nennt, der Pascha, und sogar in Stambul der Padischah selbst bei Krankheiten die Abendländer befragt, es kann also nichts Böses darin sein."

„Aber, o Herr — warf Werner nicht ohne Aengst-

lichkeit ein — solche Abendländer haben die Krankheiten besonders studirt, und es ist ihre Wissenschaft, ich aber verstehe Nichts davon."

Mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit fuhr der Araber fort: „Was Gott den Völkern geben will, das giebt er ihnen; Uns hat er die Offenbarung des heiligen Glaubens gegeben, Euch aber die Kenntniß von den Krankheiten des Menschen und von ihrer Heilung. Wenn wir im Kampfe verwundet werden, so wissen wir auch die Wunde zu heilen, denn wir können sie sehen mit unseren Augen, wenn aber eine Krankheit im Innern des Leibes wüthet, die wir nicht sehen können, so verstehen wir sie nicht so zu heilen, wie ihr. Sage mir nicht, daß nur diejenigen von Euch, welche die Schriften der Aerzte studirt haben, sich darauf verständen, sondern jeder Gelehrte unter Euch hat auch einige Kenntniß von der menschlichen Natur. Sieh', ich habe eine Tochter, Fatimah, die war sonst so frisch wie eine Antilope, jetzt aber ist sie krank und hinfällig wie eine abgebrochene Blume, und ich glaube, sie wird sterben. Gott giebt die Kinder und nimmt die Kinder. Wenn sie am Leben erhalten werden können durch menschliche Kunst und Wissenschaft, so ist das ein Zeichen, daß er sie noch nicht nehmen will. Du sollst also die Kranke sehen und sagen, ob Du ein Mittel weißt gegen ihre Krankheit. Ist Dir kein solches Mittel offenbart, so will

ich Dir darum nicht zürnen; glaubst Du aber ein Mittel zu wissen, so wende es an, und wenn dann meine Tochter dennoch stirbt, so will ich Dir doch nicht zürnen, sondern es als ein Zeichen ansehen, daß sie Gott hat nehmen wollen."

Werner zögerte zu antworten, denn er befand sich in großer Verlegenheit und fürchtete die ungemeine Verantwortlichkeit, welcher er sich aussetzen konnte.

Mißvergnügt sagte der Scheikh: „Wie? Du willst die Kranke nicht einmal sehen? Ich habe immer nur Gutes gegen Dich im Sinne gehabt, und Du besinnst Dich und willst nicht einmal den Versuch machen, ob Du die Wolke der Bekümmerniß von mir scheuchen kannst?"

„Ich will die Kranke sehen, o Herr, und will nach meinem besten Wissen sagen, ob ich einen Rath ertheilen kann."

„Mehr verlange ich auch nicht von Dir, denn es steht nur bei Gott, ob ihr wirklich geholfen werden kann." Er klatschte hierauf in die Hände, und Deneb, welche Werner schon kannte, trat ein. Der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, daß die ganze Krankheitsgeschichte nur eine List der neugierigen Bevölkerung des Harems sein möchte, um dennoch den Fremdling in der Nähe zu beschauen und auszufragen, aber er wußte Nichts dagegen vorzubringen.

Ahmed sprach: „Deneb, Du sollst den fremden Effendi zu meiner kranken Tochter führen. Er kennt die Vorschriften unseres heiligen Korans und weiß, wie derselbe spricht: „„Sage auch den Gläubigen, daß sie ihre Augen abwenden und sich bewahren sollen vor allem Unkeuschen; so ist's am schicklichsten für sie, und Gott ist wohl bekannt mit dem, was sie thun. Sage auch den gläubigen Frauen, daß sie ihre Augen abwenden und sich bewahren sollen vor Unkeuschem, und daß sie nicht ihren Körper, außer nur, was nothwendig erscheinen muß, entblößen, und daß sie sich mit dem Schleier verhüllen sollen."" Der Effendi wird also Dir sagen, was er von der Kranken sehen muß, um ihre Krankheit zu erkennen, und Du sollst so weit die Verhüllung fortnehmen. Ich überlasse Euch das im Namen Gottes des Allwissenden, der Alles kennt, was ihr veröffentlicht und was ihr verheimlicht."

Werner hatte die Dienerin ernst in's Auge gefaßt; wenn es sich wirklich um die Durchführung eines weiblichen Betruges gehandelt hätte, so konnte sie schwerlich einen heimlichen Triumph ganz unterdrücken. Aber ihre niedergeschlagene Miene — denn sie trug jetzt kein Kopftuch vor — und die traurige Stimme, womit sie sagte: „O Herr, Dein Wille soll geschehen!" bewies, daß hier schwerlich eine Täuschung beabsichtigt wurde, und Werner folgte ihr mit dem festen Willen, dem

Vertrauen des Scheikh nach Kräften zu entsprechen, obwohl fast ohne alle Hoffnung, irgend etwas Ersprießliches thun zu können.

Deneb führte den unfreiwilligen Arzt nach dem inneren Hofraum, der von den Wohnungen der Frauen umschlossen wurde, doch gewahrte man Niemand daselbst. Sie betraten ein Zimmer, wo eine verschleierte weibliche Gestalt auf Polstern ruhte. Die Dienerin sagte zu ihr: „Richte Deinen Geist auf, meine Gazelle, ich bringe hier den fremden Effendi, der wird Dich wieder gesund machen."

Die Ruhende hob den Oberkörper etwas in die Höhe, denn es mochte ihre ganze Neugierde spannen, den vielbesprochenen Fremdling in der Nähe betrachten zu können. Werner wußte sich nicht zu nehmen, er blieb stumm stehen, diesen wirren Haufen von Kleidungsstücken betrachtend, worin die junge Araberin steckte. Deneb fuhr fort: „Licht meiner Augen, es ist der Wille Deines Vaters, daß Du Dein Antlitz dem Effendi zeigest, damit er wisse, welcher der abtrünnigen gottlosen Geister Dich angehaucht habe, daß Du nicht mehr so gesund und munter bist, wie sonst."

Sie zog nach diesen Worten mit sanfter Gewalt den Schleier fort, den Fatimah unwillkürlich fest zu halten suchte. Als nun ihr Gesicht den Blicken des fremden Mannes ausgesetzt war, da wurde es von einer

holden Schamröthe übergossen, und die großen Augen flehten ängstlich wie um Schonung. Es war ein wundervoller Anblick, wie sich das wirklich sehr reizende Mädchen in sich zusammenschmiegte und, nachdem es einen bittenden Blick zu Werner emporgesandt hatte, die Augenlider mit den herrlichen Wimpern niedersenkte, mit schüchterner Ergebung und tiefen Athemzügen das Fernere erwartend; es war ein liebliches Bild der keuschesten Jungfräulichkeit.

Werner war gerührt. Er dachte daran, wie eine solche Blüthe der Wüste, die nicht einmal von fremden Männerblicken berührt war, einst das Schicksal habe, ohne vorbereitenden Uebergang einem unbekannten Ehegatten überliefert zu werden; wie traurig, wenn diese holde Schamhaftigkeit nicht die verdiente Schonung und Milde fand! Um das eingeschüchterte Mädchen zu beruhigen, fragte Werner mit milder Stimme: „Meine junge Herrin ist krank? Es macht ihrem Diener Kummer, daß sie nicht gesund und munter ist, wie die Vögel der Luft."

Sie sagte Nichts, und Werner faßte sie nun in der ihm aufgedrungenen Rolle des Arztes schärfer in's Auge. Allerdings trugen die schönen Züge des jugendlichen Gesichts deutliche Spuren der Erschöpfung und Erschlaffung, die Umgebungen der Augen waren eingefallen, um den zierlichen Mund hatte sich ein schmerzlicher

Zug eingegraben, eine unnatürliche Röthe hatte die Stirne eingenommen, der Athem schien, obwohl heftig, doch beklemmt.

„Kann Fatimah fest und ruhig schlafen?“ fragte Werner freundlich.

Fatimah machte eine verneinende Bewegung und Deneb antwortete für sie: „Es ist das Leiden der jungen Rose, daß sie nicht schlafen kann und Iblis seine bösesten Träume sendet, um sie zu schrecken.“

„Nimmt Fatimah Speise und Trank zu sich, wie sonst?“

Abermals verneinte Fatimah durch eine Geberde, und Deneb sagte: „Das ist eben das Allerschlimmste, daß sie Nichts essen mag, so schöne Speisen wir auch für sie bereitet haben. Wie soll sie leben, wenn sie nicht isset?“

Zu Deneb gewandt, sprach Werner: „Ich möchte gerne ihre Hand anfassen, wenn sie mir dieselbe reichen will.“

Deneb holte unter den Gewändern die sich mit Sträuben zurückziehende Hand hervor und reichte sie Werner. Während das Mädchen von Neuem tief erglühte, faßte er die kleine Hand am Gelenke fest und fühlte nach dem sehr ungeregelten Pulsschlag, während er zu Deneb sagte: „Ihr solltet die junge Herrin aufzumuntern suchen durch solches, was ihr Freude macht.“

Betrübt antwortete Deneb: „Wir haben Alles gethan, um sie aufzuheitern, aber es ist ein Werk des Satans, daß sie an Nichts Freude hat."

Werner ließ die Hand los, die sich sogleich wieder versteckte, und sagte zu Fatimah: „Meine junge Herrin ist noch nicht krank, aber sie kann sehr krank werden. Wenn sie dem Glauben schenkt, was ich rathen werde, so kommt vielleicht die Gesundheit bald wieder zurück. Will sie gern das thun, was ich ihrem Vater sagen werde?"

Sie blickte mit Schüchternheit, aber doch mit Vertrauen auf und sagte mit leiser Stimme: „Ja, Effendi, ich will Alles thun, was Du sagen wirst."

„Mit einer sichern Bestimmtheit, die er wohl eigentlich nicht verantworten konnte, sagte Werner: „Dann darf Fatimah hoffen, daß sie bald wieder genesen wird."

Sie empfand wirklich diese Hoffnung, denn ihre Augen belebten sich und sandten dem heilverkündenden Arzte einen Blick des Dankes zu. Während Werner den Rückweg zum Scheikh antrat, überlegte er sich noch einmal rasch das Resultat seiner Wahrnehmungen und den darauf begründeten ärztlichen Rath. Er glaubte, daß Fatimah in den ersten Stadien einer hitzigen Krankheit, muthmaßlich eines Nervenfiebers, sich befinde, einem Leiden, welches bei den außerordentlich gesunden Bewohnern selten genug sein mochte, dem sie daher um

so weniger zu steuern wußten. Er nahm ferner an, daß Erbrechen und Schwitzen wohl die einfachsten und natürlichsten Mittel sein würden, um den vollen Ausbruch des Uebels zu verhindern, indem er wenigstens hoffte, daß mindestens kein Nachtheil von diesen Mitteln zu befürchten sein dürfte. Als er daher den Scheikh in seinem Koran lesend antraf und gewartet hatte, bis der wenigstens scheinbar Vertiefte aufblickte, — denn man konnte die angstvolle Erwartung der Vaterliebe recht gut in seinen Mienen lesen, — so theilte er demselben mit, daß nach seiner Meinung allerdings eine schwere Krankheit im Anzuge sei, deren Heftigkeit aber vielleicht noch abgewandt werden könne; nachdem er nun nicht ohne Mühe dem Araber begreiflich gemacht hatte, daß er ein Erbrechen hervorzubringen wünsche, fragte er, ob auch Etwas wie ein Brechmittel hier vorhanden sei. Der Scheikh besaß nichts Derartiges. Der hierdurch entstehenden Rathlosigkeit kam die kluge und gewandte Deneb, die mit in das Zimmer getreten war, zu Hilfe, denn sobald sie völlig verstanden hatte, was Werner eigentlich beabsichtigte, erklärte sie, daß sie schon Sorge dafür tragen wolle, ohne sich weiter über die Geheimnisse der Harems-Apotheke auszulassen; sie meinte, daß Fatimah sich unter andern Umständen zu einer solchen Kur nicht verstehen möchte, daß sie aber nun, im Vertrauen auf die Weisheit und sichere Hilfe des

Effendi sich unbedingt derselben unterwerfen würde. Werner ordnete ferner an, daß die Kranke, nachdem das Erbrechen vorüber wäre, entkleidet und recht warm zugedeckt würde, während man das muthmaßlich eintretende Schwitzen durch geeignete Mittel, wozu Deneb auch vielleicht Rath zu schaffen wisse, zu unterstützen hätte. Deneb nannte sogleich ein theeartiges Getränk, welches die gewünschte Wirkung hervorbringen würde.

Sei es nun, daß die von Werner angeordneten Mittel wirklich für den vorliegenden Fall geeignet waren, oder sei es — was wenigstens eben so wahrscheinlich ist — daß das große Vertrauen des Naturkindes in die Wissenschaft des fränkischen Arztes die Kur wesentlich unterstützte: kurz, der Verlauf war ein sehr günstiger, Fatimah gerieth in ein starkes Schwitzen, darauf fiel sie in einen tiefen Schlaf, und als sie aus diesem erwachte, war sie wieder gesund. Die Dankbarkeit des Scheikh kannte kaum eine Grenze. Werner freute sich nicht wenig, seinem guten Herrn einen Dienst geleistet zu haben, so wenig eignes Verdienst er auch dabei hatte. Je lebhafter aber die Dankbezeigungen Ahmed's gewesen waren, um so mehr befremdete es Werner, daß er einige Zeit darauf gewahrte, wie der Scheikh nachdenklicher und tiefsinniger wurde, als er je gewesen war; die Unterhaltungen über gelehrte Gegenstände ruhten, sogar das beliebte Schachspiel wurde hintangesetzt. Da

sich Werner seinerseits keiner Schuld und Veranlassung bewußt war, andererseits auch Ahmed trotz seiner Einsilbigkeit doch freundlich gegen ihn blieb, so zerbrach er sich nicht weiter den Kopf darüber. Er sollte aber bald über das, was das Gemüth des Arabers bewegte, aufgeklärt werden.

Als einst Beide schweigend und rauchend auf ihren Teppichen in der Veranda saßen, begann plötzlich der Scheikh: „Jüngling, Du besitzest große Wissenschaft und Tugend, denn so lange Du auch bei uns bist, so habe ich doch keinen Vorwurf gegen Dich gefunden, und kein Anderer hat je über Dich eine Klage in mein Ohr geflüstert. Auch bin ich Dir großen Dank schuldig, weil Du mit des Allmächtigen und Allbarmherzigen Beistand meine Tochter vom Tode errettet hast. Sollte Dir nun aber aus unseren Gesprächen und aus dem Lesen des heiligen Koran nicht das Verständniß der wahren Religion aufgegangen sein? Du mußt ja erkennen, daß Deine Glaubensgenossen zwar in manchen Dingen nach Gottes Willen handeln, in andern aber ihm zuwider sind: Gott nennt den Wein und die Verehrung von Bildern ein Werk des Satans, und doch trinken die Christen den Wein in öffentlichen Gesellschaften, bis sie trunken werden und unwürdige Worte und Thaten von sich ausgehen lassen, dennoch tragen sie Götzenbilder in ihre Gotteshäuser und erweisen ihnen abgöttische Ver-

ehrung. Solltest Du dabei nicht erkennen, daß Deine Brüder wandeln auf falschem Pfad, der nicht führt zum Paradies, sondern zu den Schrecken der Hölle?"

Werner ahnte, daß der Scheikh auf einen Bekehrungsversuch losgehe, er antwortete ausweichend: „O Herr, ich habe gehört, daß auch die Moslems Wein trinken."

„Das mag wohl wahr sein, — antwortete Ahmed — aber es ist ein Frevel, und die Strafe wird sie ob ihres Frevels treffen. Wann hättest Du aber gehört, daß die Rechtgläubigen jemals Bilder angebetet hätten? Gelobt sei Gott, der Himmel und Erde geschaffen, der Licht und Finsterniß geordnet: und dennoch machen sich die Ungläubigen noch andere Bilder, die ihm ähnlich sein sollen, und verehren sie. Ist das nicht ein großes Unrecht?"

Werner blätterte im Koran und sagte: „Die Meinung der Christen von der Verehrung der Bilder ist getheilt, und es giebt ihrer eben so viele, die sich dagegen aussprechen, als solche, die sie rechtfertigen. Genehmige es, daß ich Dir die Worte des heiligen Koran vorlese, welche also lauten: „„Und wenn Gott einst Jesus fragen wird: o Jesus, Sohn der Maria, hast Du je zu den Menschen gesagt: nehmet außer Gott noch mich und meine Mutter zu Göttern an? — so wird er antworten: Preis und Lob gehört nur Dir, es

ziemt mir nicht, Etwas zu sagen, was nicht die Wahrheit ist: hätte ich es aber gesagt, so wüßtest Du es ja, denn Du weißt ja, was in mir, ich aber nicht, was in Dir ist, Du kennst alle Geheimnisse. Ich habe nichts Anderes zu ihnen gesagt, als was Du mir befohlen, nämlich: Verehret Gott, meinen und Euren Herrn. So lange ich bei ihnen war, war ich Zeuge ihrer Handlungen, nun da Du mich zu Dir genommen, bist Du ihr Wächter, denn Du bist aller Dinge Zeuge. Strafst Du sie, so sind sie Deine Diener, verzeihst Du ihnen, so bist Du allmächtig und allweise. Gott antwortet: an diesem Tage soll den Wahrhaftigen ihre Wahrheit Nutzen bringen; wasserreiche Gärten sollen sie erhalten und ewig darin verbleiben. Gott hat Wohlgefallen an ihnen, und sie sollen Wohlgefallen haben an ihm. Das wird eine große Seligkeit sein! Gott ist das Reich über Himmel und Erde und was darinnen, und er ist allmächtig!"" — Sieh', o Herr, so lauten die Worte des Koran, und ich antworte Dir in aller Bescheidenheit, daß viele Christen, und so auch ich, nach diesen Worten thun, als seien sie in ihrem eigenen Religionsbuch verzeichnet."

Der Scheikh versank in tiefe Gedanken, bis er endlich sagte: „Ich will mit Dir nicht streiten über solche einzelne Dinge, aber so viel bleibet ewig wahr, daß euch auch da, wo ihr das Rechte erkennt und thut, kein Lohn dafür erwachsen kann, weil ihr es nicht erkennt und

thut im Glauben an den heiligen Propheten. Vieles aber erkennt und thut ihr auch unrecht, und ihr werdet doppelte Strafe dafür haben, weil euch der Weg des Heils geöffnet gewesen wäre, wenn ihr an den Propheten hättet glauben wollen. Wem die Augen gegeben sind, daß er sehe, und wer doch nicht siehet, dem werden mit Recht die Augen genommen. Ich wünschte, daß Dir das Verständniß eröffnet wäre für den rechten Propheten und den rechten Glauben, denn siehe, wenn das der Fall wäre, so wollte ich Dich halten wie meinen Sohn, und Deine Tage sollten verfließen in allen Freuden, die Gott für dieses Leben gestattet hat, und Deine Zukunft wäre herrlich, denn Du nähmest Theil an den reichen Freuden des Paradieses."

Werner schwieg still, aber in seinen Mienen mochte der Scheikh Nichts lesen von einer Willfährigkeit, auf seine Vorschläge einzugehen. Derselbe fuhr daher dringender und angelegentlicher fort: „Wärest Du gesonnen, einzutreten in die Schaar der Gläubigen, siehe, so möchte es geschehen, daß ich Dir meine Tochter Fatimah vermählte, und daß ich Dir übergäbe meine Weiden, die nach Sonnenaufgang liegen, und alle Kameele, die darauf weiden, und die Sklaven, welche die Kameele warten, und ich ließe Dir ein Haus erbauen, worin Du wohntest und glücklich wärest alle Tage, die der Herr Dir schenkt."

Höchst betroffen schaute Werner den Araber an,

der ihm Vorschläge machte, wie sie gewiß nicht leicht einem Christen, der doch eigentlich ein Sklave war, von einem Moslem gemacht worden waren.

Ahmed bemerkte das große Erstaunen, welches seine Worte in dem jungen Christen hervorgebracht hatten, er setzte daher hinzu: „Du sollst mir nicht alsogleich antworten, denn ich will nicht, daß Deine Zunge Etwas sagte, wovon Dein Herz Nichts wüßte, sondern Du sollst es in Deinem Geiste bedenken, und in einigen Tagen will ich Dich wieder fragen.“

---

5. Das Vaterland.

Werner saß im Schatten der Bäume am Rande der Wüste und dachte über die Worte des Scheikh nach.

Warum sollte er die ihm gemachten Anerbietungen nicht annehmen?

Der Religionswechsel an und für sich ließ Manches für sich sagen. Werner war keineswegs ohne Religion, besonders in den letzten Zeiten der Selbstbeschauung und Selbsterkenntniß hatte er ein innigeres Verhältniß zu Gott und göttlichen Dingen gewonnen, als je vorher. Aber er war nicht abhängig von einer bestimmten Glaubensform hinsichtlich der geschichtlichen Offenbarung und Begründung einer Religion, eben so wenig von einer bestimmten Verehrungsart. Er war, obwohl Protestant, duldsam gegen den Katholiken und, obwohl Christ, duldsam gegen den Muhamedaner. Zwar widersprach der Islam in gar manchen Dingen seinem Verstand und Gemüth, aber es gab auch im Christenthum nicht wenig Satzungen, mit denen er sich nicht einverstanden erklären konnte. Zwar stand ihm das Christenthum als eine Religion der Milde, Liebe und Versöhnung unendlich näher, aber er erkannte auch in den Grundzügen des Islam den besten Willen, die

Menschen auf dem Wege der Tugend zu Gott zu führen. Er vermochte, wenn er auch der Form nach ein Muhamedaner war, doch dem Wesen nach ein echter Christ nach dem Sinne Jesu zu sein, wenn auch nicht eben im Sinne christlicher Religionslehrer. Und dann kam seine Lage sehr in Betracht. Er konnte nicht hoffen, je wieder unter Christen zu kommen, er mußte erwarten, daß er sein Leben unter Muhamedanern beschließen würde. So lange er durch die Religion von seinen Umgebungen getrennt blieb, befand sich eine Scheidewand zwischen ihnen, die ihn weniger von jenen als jene von ihm abhielt. Die träumerische Unthätigkeit, in welcher er bis dahin gelebt hatte, konnte doch am Ende nicht immer fortdauern, er mußte sich irgend eine nützliche Wirksamkeit verschaffen, wäre sie auch von noch so untergeordneter Art. Wenn er jetzt freilich die Anträge des Scheikh ablehnte, so konnte sich dieser leicht daran erinnern, daß der hartnäckige Christ ja nur sein Sklave sei, den er vielleicht im Unmuth über die Widerspenstigkeit zur Wartung der Kameele oder einer ähnlichen Verrichtung verurtheilte. Das war denn eine Thätigkeit, die täglich neue Qualen für den Geist besaß. Nein, er wollte mit seinem Geiste wirken, und das konnte er am Ende nur, wenn er als gleichberechtigt von seinen Umgebungen angesehen wurde.

Es ließ sich demnach Manches anführen, was den Religionswechsel in besserem Licht erscheinen ließ.

Doch lag ein eigenthümlich widerwärtiger Sinn im Worte „Renegat!“ — Wenn Werner ehemals in Werken der Geschichte oder der Phantasie von einem Renegaten gelesen hatte, so war jedesmal sein Gemüth von einem besonders lebhaften Groll, ja von einem wirklichen Zorn erfüllt worden. Die Renegaten waren ja auch immer viel boshafter, viel christenfeindlicher, als die geborenen Moslems. Im eigenen Bewußtsein, einen entwürdigenden Schritt gethan zu haben, fühlten sie sich ergrimmt, und diesen Grimm äußerten sie in verdoppelter Wuth. Aber lag hierin nicht doch am Ende eine Täuschung? Entsprang die Verachtung der Christen gegen einen Renegaten nicht lediglich aus der stolzen Ansicht von der unfehlbar höchsten Stellung der eigenen Religion? Der Jude, der zum Christenthum übertrat, in gleichem Falle der Muhamedaner, der Hindu — wurden sie nicht von den Christen geachtet? wenn sie also auch vielleicht in den Augen ihrer früheren Glaubensgenossen verächtlich erschienen, so gab es doch andere, vielleicht bessere und gebildetere Leute, die ihnen ihre Achtung zuwandten. Die Verachtung wegen des Religionswechsels beruht also auf einem sehr relativen Grunde! Es läßt sich zu ihrer Erklärung nur anführen: „Der Renegat hat das Bessere für das Schlimmere hingegeben, darum verdient er Verachtung; wenn umgekehrt ein fremder Religionsbekenner zu uns übertritt,

so giebt er das Schlimmere für das Bessere hin, und darum verdient er unsere Achtung!" Aber eben in dieser Beweisführung liegt der Grund, warum die Verachtung des Religionswechsels — wenn nicht sonst verächtliche Motive vorliegen — unstatthaft ist. Freilich hat Jeder das Recht, seine Religion für die bessere zu halten, aber dasselbe Recht muß er auch andern Religions-Bekennern zugestehen, wie die alte Parabel von den drei Ringen lehrt, und von diesem Standpunkt aus kann nicht von Verachtung eines Uebertritts die Rede sein — wohl von Haß, wo überhaupt ein Religionshaß vorhanden ist. Nur der stolze Hochmuth, seine eigene Religion für die herrschende oder diejenige, die doch wenigstens herrschen müßte, zu halten, bringt eine solche Verachtung hervor. Daß die Renegaten von jeher bei den Christen diese Verachtung fanden oder voraussetzen mußten, reizte erst ihrerseits den Zorn und veranlaßte sie, gegen diejenigen zu wüthen, von denen sie hochmüthiger und unberechtigter Weise verachtet wurden.

Nein — entschied Werner — wenn der Renegat sich nicht selbst zu verachten braucht, so hat er die Verachtung der früheren Glaubensgenossen nicht zu fürchten und wird nie so handeln, als wenn er sie fürchtete; sollte sie ihn treffen, so wird er eher in echt christlichem Sinn Böses mit Gutem vergelten.

War es eine Vision des träumerisch versunkenen

Werner, oder war es Wirklichkeit, wenn er wieder die Worte sich zuflüstern hörte: „O Effendi, ist Dein Ohr geöffnet, wenn eine Freundin zu Dir reden will, was zu Deinem Besten ist?“ und gewahrte er wirklich, indem er sich umdrehte, die hinter ihm kauernde Deneb, oder bildete er es sich nur ein? Die Deneb aber, mochte sie nun in der Wahrheit oder in seiner Phantasie bestehen, fuhr also fort: „Ergreife das Glück, das Dir geboten wird. Während Du sonst doch immer ein Sklave bleibst und der schöneren Güter des Lebens verlustig gehst, erwartet Dich in den schönen Armen Fatimah's die höchste Wonne. Bist Du ein Mann, daß Du Dich nicht sehnen solltest, eine so reizende Geliebte, eine Huri des Paradieses zu umarmen? Und sie liebt Dich wirklich, und ihr Herz sehnt sich nach Dir. Sie hat es mir anvertraut, und ich habe es ihrem Vater wiedergesagt, und so ist dieser auf den Gedanken gekommen. Bedenke wohl, welche Freuden Deiner warten!“ Und nach dieser Einflüsterung verschwand oder entfernte sich Deneb.

Ja, Fatimah war sehr schön, sie war gewiß auch gut, und es war eine reizende Vorstellung, wenn man sich dachte, wie sie sich mit ihren Körperreizen und ihren Herzensneigungen in bräutlicher Verschämtheit einem geliebten Manne hingäbe! Zwar ein solcher Seelenbund ließ sich wohl nicht mit ihr schließen oder auf die Dauer durchführen, wie er den deutschen Mann mit der deut-

schen Jungfrau zu vereinen vermag: dazu war hier Land, Volk und Sitte nicht geeignet. Aber es hatte doch auch etwas sehr Verführerisches, nach Sitte des hiesigen Landes und Volkes sich mit dem holdesten Wesen zu vereinigen, welches die Phantasie zu schaffen vermochte. Die Auseinanderhaltung der sinnlichen und geistigen Liebe — an und für sich manchen Zweifeln und Bedenken unterworfen — ist nur unter der kälteren Sonne des nordischen Himmels möglich, nicht aber im heißen Klima Afrika's, die Wahrheit liegt überhaupt in der Mitte, in der richtigen und naturgemäßen Vereinigung beider; der Abendländer trägt zu wenig dem sinnlichen Elemente Rechnung, der Araber zu wenig dem geistigen; dort spielt oder kokettirt man zu viel mit dem Idealismus, hier faßt man die Sache mit zu stark hervortretendem Realismus an, eine Vermittelung ist möglich und kann beglücken. Werner hätte eine verkrüppelte und krankhafte Natur haben müssen, wenn er nicht den verdienten Werth auf den Besitz eines so reizbegabten weiblichen Wesens gelegt hätte. Und dazu kam die aus dieser Beziehung entstehende Verbindung mit dem Scheikh, einem so ehrenwerthen Mann, wie er überall höchst selten zu finden ist.

Die Schale neigte sich offenbar und entschieden dahin, auf die Heimat eben so in der Idee zu verzichten, wie sie in der Wirklichkeit verloren war, und hier in

einer Oase der afrikanischen Wüste ein nicht zu verschmähendes Lebensglück zu begründen.

Die Heimat! — Ja, sie war verloren und aufgegeben! Wie konnte Werner hoffen, dorthin zurückzukehren? was konnte er dort erwarten, wenn er wirklich wider Erwarten zurückkehrte? Eigne Unbesonnenheit und ein Zusammenwirken ungünstiger Umstände hatten ihm die Heimat verschlossen oder wenigstens jede frohe und gute Aussicht für ein Leben in derselben geraubt. Und ist es am Ende nicht eine Engherzigkeit, sein Herz an der Scholle kleben zu lassen, auf der man geboren ist? Das Kind wurzelt nach seinen Bedürfnissen und darum mit seiner Liebe in der Familie, in der Heimat; für den erweiterten Horizont des Jünglings dehnen sich die Ansprüche und Neigungen auf das Vaterland aus: soll auch der Mann sich diese Grenze stecken und nicht fortschreiten bis zu einer Höhe, wo sein Horizont die Menschheit ist? soll er nicht, wie er die Liebe für die Heimat in der Vaterlandsliebe aufgehen ließ, wie er die Pflichten für die Familie denjenigen für das Vaterland unterordnete, nun folgerichtig weiter gehen und die Liebe zum Vaterlande in derjenigen für die ganze Menschheit sich auflösen lassen? Führt nicht die Konsequenz des Patriotismus entschieden zum Kosmopolitismus? Welch' ein logischer Fehler ist es, beim Patriotismus stehen bleiben zu wollen und nicht sich entschließen zu können,

das Banner des Kosmopolitismus aufzupflanzen! Die Familie geht im Vaterlande auf, das Vaterland geht in der Menschheit auf, die Menschheit geht in der Gottheit auf. Steht man in einer Familie, so muß man für sie wirken, lebt man in seinem Vaterlande, so muß man ihm seine Kräfte leihen; ist man aber losgetrennt von der Familie, ist man herausgerissen aus dem Vaterlande, so muß man sich auf den höhern Standpunkt erheben, daß man der Menschheit angehört, daß man in ihr immer ein Heim sich gründen, daß man stets seine Kräfte ihrem Besten widmen kann. Das Beste, was die Größten geleistet, haben sie nicht ihrem Vaterlande, noch weniger ihrer Heimat, sie haben es der Menschheit geleistet. Gott ist kein Gott Juda's oder Deutschland's oder Europa's, sondern er ist ein Gott der Erde und der Menschheit, er ist sogar ein Gott des Weltalls, und wenn es dem Menschen möglich wäre, seine Wirksamkeit über die Erde hinaus auf das Weltall auszudehnen, so hätte er auch dazu die Verpflichtung in sich. Sein Glück zu suchen, ist jedenfalls der Mensch berechtigt: gewährt es ihm nicht die Familie, so eröffnet ihm das Vaterland seinen Raum, findet er es auch da nicht, so darf er auf der ganzen Erde darnach spähen, und versagt es ihm auch diese, so muß er sich mit der Hoffnung trösten, daß ihm für ein andres Dasein irgendwo anders eine Stätte im Weltall bereitet sein werde, die seine gerechtfertigte Sehnsucht nach Glück befriedigt.

Immer tiefer sank die Schale nach der Entscheidung hin, daß Werner mit dem Vaterlande abrechne und abbreche, daß er hier im fremden Lande so glücklich zu werden suche, wie es möglich war. Kann man das Vaterland an der Fußsohle mitnehmen?

Das Vaterland! — — In der Wüste bildete sich eine Phantasmagorie vor Werner's geistigem Auge aus. Es sammelte sich wie ein Gewölke vor ihm, und wie er hinein starrte, so schoß daraus eine Spitze hervor, die war anzusehen wie ein Thurm, und es schloß sich eine größere Masse an, bis das Gebilde fertig geformt war: ja, es war die Kirche seines Geburtsortes, er erkannte sie deutlich, worin er getauft war, worin sein Vater gepredigt hatte. Und es schossen wie krystallinische Gebilde immer mehr Formen darum herum an: der Kirchhof, worauf der Vater und die Mutter ruhten, das Pfarrhaus, in dem seine Wiege gestanden, das Häuschen mit dem Garten, wo er mit der Schwester aufgewachsen war, das ganze Dorf mit seinen Obstbäumen, die Anhöhe dahinter mit dem Wege, auf welchem ihn Elise so oft begleitet! Wie er die Heimat so vor sich sah, da regte sein Herz sich mächtig, es wurde mit tausend feinen, aber starken Fäden dorthin gezogen. Läuteten nicht die Glocken in dem alten Thurme? Sie zogen hinein, Männer, Weiber und Kinder, er selbst als Knabe mit der Mutter, die an der andern Seite

das Schwesterchen führte, und der Vater stand auf der Kanzel in mildem Ernst und redete mit eindringlicher Wärme, mit hinreißendem Feuer über die Worte der Schrift: „Wenn die Sünde mächtig ist, so ist die Gnade desto mächtiger!" Und die Herrlichkeit der Christus-Religion füllte sein Herz, daß es wuchs und die enge Brust sprengen wollte, bis es sich in strömenden Thränen Erleichterung verschaffte. Ja, das Christenthum war eine Offenbarung Gottes, um der Welt, die nur nach dem Wahren gerungen und das Schöne dargestellt hatte, den Sinn für das Gute, das Erhabene, das Göttliche aufzuschließen. In dem Idealismus, worauf Jesus Christus hinwies, liegt die Zukunft und Bestimmung der Menschheit. Der Islam aber ist eine Reaction, eine Zurückführung zum Realismus, ein Festketten der Menschheit an die Erde. So mannichfach auch das Christenthum getrübt sein mag durch menschliche Satzungen, so viele Verwirrung auch durch die Verblendung irrender, durch die Hartnäckigkeit beschränkter, durch die absichtliche Entstellung herrsch- und habsüchtiger Männer hineingetragen ist: das Christenthum bleibt doch die Weltreligion, und Christus der Weltheiland! Wer durch seine Geburt der Erziehung durch das Christenthum entzogen gewesen, der mag dem Islam oder einer andern Religion, die ihn ja auch zu Gott führt, dankbar sein und ihr treu anhangen; wen aber sein Vaterland erwachsen

ließ in derjenigen Religion, die mit der höchsten Bestimmung des Menschengeschlechtes zusammenfällt: wie sollte der das edelste Metall fortwerfen dürfen, um nach dem unedleren zu greifen? Das Höchste und Wesentlichste ist die vernünftige Erkenntniß Gottes; alle Beweggründe, die hiervon abziehen können, sind dagegen unwesentlich und niedrig: wehe aber dem, der das Verbrechen gegen die Majestät der Vernunft begeht, daß er das Wesentliche dem Unwesentlichen opfert! Die Vernunft verlangt so gut ihre Märtyrer wie der Fanatismus; jeder Mensch, welcher der Vernunft huldigt, muß den stolzen Muth haben, lieber zu leiden, lieber unterzugehen, als die Vernunft zu verläugnen.

Nein, das Leben bietet keine Gründe, die den Christen veranlassen dürften, seinen Glauben abzuschwören und zum Islam überzutreten.

Und die Heimat wie die Religion: sie sind die Geschenke des Vaterlandes. Der Boden, worin die Eltern ruhen, auf dem wir erwuchsen und reiften, er haftet im Vaterland. Die Anlagen des Geistes, die Neigungen des Herzens, die Empfindungen des Gemüths, sie wurzeln im Vaterland. Der Ausdruck der Seele selbst, die Sprache, sie ist nichts Zufälliges, Veräußerliches, sie ist etwas organisch Nothwendiges, sie ist ein Band, das nicht blos durch den übereinstimmenden Klang der Worte, sondern durch das innerlichste Wesen der Ge-

danken und Empfindungen an alle Diejenigen kettet, welche sie reden. Die Gesammtsumme von Anlagen und Neigungen, von Vorstellungen und Gefühlen, welche in der Sprache ihren nothwendigen Ausdruck findet, macht mit dieser selbst die Gemeinsamkeit des Volkes aus. Die Liebe zur Heimat wächst zur Vaterlandsliebe heran, die Liebe zur Familie erweitert sich zu der Begeisterung für das Volk, dem man angehört. Weiter hinaus verallgemeinert sich wieder die Liebe; der Deutsche kann sich freuen, wenn der Chinese Fortschritte in politischer und socialer Freiheit macht, aber er ist nicht unmittelbar dabei betheiligt, weil das Band der Gemeinsamkeit fehlt; wenn aber sein Volk eine Gabe der Freiheit oder des Gemeinwohls empfängt, so ist er dabei betheiligt, auch wenn er in der Ferne weilt, denn es ist den ihm Angehörigen ein Heil widerfahren. Die allgemeine Menschenliebe kann so wenig die Vaterlandsliebe aufheben, wie die Vaterlandsliebe die Liebe zur Familie zu vernichten vermag; der rechte und begründete Egoismus sträubt sich dagegen, er findet seine Culmination im Vaterlande, weil darüber hinaus die Rechte und Pflichten verschwimmen, weil der feste Boden unter den Füßen schwindet; muthet man sich zu viel zu, so wird man desto weniger leisten. Das Unwesentlichere dem Wesentlicheren unterordnen, ist Vernunft, den Egoismus höheren Beziehungen aufopfern, ist Tugend. Man kann

sich selbst der Familie, sich und die Familie dem Vaterlande opfern, wie man aber das Vaterland der Menschheit sollte opfern können, ist undenkbar. Der Kosmopolitismus ist, wenigstens im gewöhnlichen Sinne aufgefaßt, eine Negation des Patriotismus und daher als scheinbar berechtigte Doktrin demjenigen sehr willkommen, der dem Vaterland keine Anstrengungen und Opfer widmen will.

Und vor Werner's geistigem Auge wandelte sich die Phantasmagorie des Wüstenbildes in die Universitätsstadt um, wo er in die Vaterlandsliebe eingeführt wurde, und wo er sich ihr zu eigen gab für sein Leben. Er sah den Marktplatz wieder, wo so oft hochherzige deutsche Jünglinge zusammenströmten, er schaute in den Versammlungssaal hinein, wo so manches begeisterte deutsche Wort gesprochen wurde; es war ihm, als tönten wie von Geisterstimmen ihm die Chöre entgegen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und: „Freiheit, die ich meine!“ — Freilich mochte sich die Begeisterung für Vaterland und Freiheit bei Manchen nicht bewähren, wie Theodor Falkenberg ja ein redendes Beispiel war, aber wenn auch noch so Viele abfallen sollten, so berechtigt das den Einzelnen nicht; Werner sprach leise vor sich hin: „Wenn Alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu!“

Es kann Mancher gezwungen sein, das Vaterland

zu verlassen, dieser für längere Zeit, jener für immer, aber Niemand darf es verlassen, ohne die Liebe dafür mitzunehmen. Diese Liebe hält in der Fremde vor, diese Treue erlischt erst nach dem Tode. Wenn das Vaterland auch mit manchen Fehlern und Gebrechen behaftet ist, so liebt man es mit diesen, und die zärtliche Sehnsucht nach einer bessern Zukunft für das theure Volk, nach seiner Erstarkung und Freiheit ist um so lebendiger; wir lieben desto zärtlicher das, um welches wir besorgt sein müssen. Nie aber soll der Geschiedene oder Ausgestoßene im fernen Lande Etwas begehen, was er vor seinem Volk und Vaterlande nicht verantworten möchte, was ihn hindern könnte, mit offener Stirn da wieder aufzutreten, wo er geboren ist. Das ist ein Verrath am Vaterlande, das ist ein ewiger Bruch mit ihm. Und so — mußte sich Werner sagen — wäre es auch von ihm ein Verrath am Vaterlande, wenn er zu einer andern Religion überträte, die Tochter der Fremde zur Frau nähme und in das Volk der Wüste als sein Angehöriger sich aufnehmen ließe. Konnte er je seiner Schwester, seinen Freunden, seinem Volk entgegentreten als Muselmann? Konnte er je Fatimah ihnen vorführen als seine Frau? Konnte er wirklich bei ihr das Glück finden oder ihr das Glück geben, das seinem Herzen Bedürfniß sein mußte? „Du sollst — sagte er sich — keine Frau haben, die Deine Ansichten

nicht verstehen, und keine Ansichten, die Deine Frau nicht vertragen kann!" Er konnte, wenn es sein mußte, sich als Sklave behandeln lassen, er konnte die geringsten Dienste verrichten, aber dabei festhalten in treuer Liebe zum Vaterlande und mit dem Bewußtsein, daß er jeden Augenblick zu ihm zurückkehren und sprechen könnte: „Da bin ich, Dein Dir treu gebliebener Sohn, Du magst mich ohne Bedenken wieder aufnehmen in Deinen Schoß, denn ich that Nichts, was mich Deiner unwerth machte."

Ja, man nimmt dennoch das Vaterland an den Fußsohlen mit!

Und Werner erhob sich, um den Rückweg zu seiner Wohnung einzuschlagen. Er hatte eine lange Zeit am Rande der Wüste gesessen, er hatte kein Bedürfniß nach Speise und Trank gefühlt, jetzt fielen schon die schrägen Strahlen der Abendsonne durch die Baumstämme.

Er fand den Scheikh in der Veranda sitzend. „Darf ich — fragte er — meinem Herrn ein aufrichtiges Wort sagen, wie es mir aus dem Herzen kommt?"

Der Scheikh erwiderte: „Gott kennt alle Wahrheit und alle Lüge, er hasset die, aus deren Munde die Unwahrheit hervorgeht. Sprich, mein Sohn, was Dir Dein Herz eingiebt."

„Ahmed ben Jussuff, ich habe mir lange überlegt, was Du mir heute sagtest, aber ich habe in meinem In-

nern nicht die Kraft gefunden, mich zu trennen von dem Glauben meiner Väter."

Mit Stirnrunzeln sagte der Scheikh: „Bist Du nicht thöricht, o Jüngling, und handelst wie ein Thörichter?"

„Wirf Deinen Zorn nicht auf mich, weiser und gerechter Herr, sondern bedenke dieses. Wenn Du im Lande der Franken wärest, fern von Deinen Glaubensgenossen und Deiner Heimat, und man schlüge Dir vor, Du solltest ein Christ werden, dann wolle man Dich zum Könige im Abendlande machen und Dich mit Ehre und Reichthum überhäufen: würdest Du es thun?"

Der Scheikh machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, dann sprach er: „Wir wollen nicht weiter davon reden, es ist Gottes Wille nicht gewesen und stand nicht aufgezeichnet im Buche der Zeit."

---

6. Abschied von der Wüste.

Das Leben verlief wieder so wie früher, und doch war es in mancher Beziehung anders. Werner verdoppelte seine Mühe, dem gütigen Herrn zu Gefallen zu sein, ihm jeden Wunsch an den Augen abzulesen und unausgesprochen zu erfüllen, aber es wollte ihm doch nicht gelingen, das ehemalige Verhältniß ganz wieder herzustellen; der Scheikh war gütig und wohlwollend, aber zurückhaltend und unmittheilsamer. Eine noch größere Aenderung war aber im Innern Werner's vor sich gegangen. Als er die letzte wichtige Ueberlegung bei sich anstellte, da hatte er Klänge erweckt, die immer noch forttönten, Bilder hervorgerufen, die er nicht wieder bannen konnte.

Die Wüste hörte nicht wieder auf, ihre Zaubergebilde zu gestalten. Bald formte sie deutsche Berge und Wälder, bald liebe Menschen. Die sanfte Elise, die edelstolze Rosalinde, die anmuthig trotzende Clara — sie traten auf dem nebelhaften Hintergrunde deutlich hervor. Bald sah er einen belebten Markt mit mannichfachen Gestalten, bald rüstige Landleute bei der Arbeit emsig beschäftigt, bald eine lernbegierige Jugend zur Schule strömend. Jetzt stieg eine mittelalterlich aus-

sehende Stadt mit Thürmen und Zinnen vor ihm empor, jetzt ein stilles friedliches Dörflein. Allein so Vieles auch der Wüstenzauber seinem Auge bot, so schweigsam war er doch für sein Ohr.

„O, wenn ich doch einmal eine Glocke läuten hören könnte! Wenn doch einmal ein deutsches Wort zu mir geredet würde!" seufzte er.

Aber die Wüstenbilder hatten keine Töne für ihn, und wenn er selbst in der Einsamkeit einige deutsche Worte laut sagte, so erschrak er selbst davor. Er floh dann aus der Einsamkeit und suchte die Nähe der Menschen auf, aber die Gestalten der Heimat verfolgten ihn, umlagerten seinen Sitz, drängten sich in seinen Traum. Und darüber wich die Farbe der Gesundheit von seinem Gesicht, die Augen sanken tief in ihre Höhlen, die Glieder ermatteten und versahen nur ungern ihren Dienst.

Er litt am Heimweh!

Ahmed ben Jussuf bemerkte das Hinwelken des jungen Mannes und mochte sich auch den Grund wohl angeben können, doch sagte er Nichts, sondern wurde nur nachdenklicher.

Werner wurde immer schwächer und wünschte sich von Herzen den Tod, wenn — er hätte in deutscher Erde können begraben werden.

Endlich begann plötzlich der Scheikh: „Alle Worte

des Koran sind heilig und wahr, denn sie sind von Gott selbst offenbaret, aber die Menschen achten ihrer oft nicht und vergessen sie in ihrer Thorheit. Also habe auch ich nicht der Worte gedacht, die geschrieben sind: „„O ihr Gläubigen, schließet keine Freundschaft mit solchen, die nicht zu eurer Religion gehören!““

Werner schaute stumm zum Scheikh auf, denn er fühlte wohl, daß diese Selbstanklage desselben eine wichtige Beziehung auf sein Schicksal habe, aber er war zu matt und gebrochen in seinem Geist, um sich irgend einer lebhaften Besorgniß hinzugeben. Endlich aber sprach er doch in der rührenden Weichheit, welche Kranken eigenthümlich sein kann, mit den Worten des Koran: „O Herr, bestrafe uns nicht, wenn wir ohne oder mit Absicht gesündigt. Lege uns nicht mehr auf, als wir tragen können. Verzeihe uns, vergieb uns, erbarme Dich unser, Du bist unser Beschützer!“

Mit großer Milde erwiderte der Scheikh: „Du mißverstehest meine Worte, o Fremdling. Ich will sagen, daß ich nicht wohl daran that, Freundschaft mit Dir zu schließen, so Du nicht etwa Einer der Unsern würdest. Denn wenn ich Dich ferner bei mir behalten wollte, so würdest Du sterben; wenn ich Dich von mir lasse, so thut es meiner Seele leid. Du hast die Krankheit meiner Tochter erkannt und das rechte Mittel gegen ihre Krankheit gesagt, und darauf ist sie gesund geworden.

Darum will ich Dir auch das rechte Mittel gegen Deine Krankheit sagen, auf daß Du gesund werdest. Du mußt zurückkehren in das Land, von wannen Du gekommen bist."

Werner war so überrascht in froher Bestürzung, daß ihm die Thränen in die Augen traten, während er kein Wort hervorbringen konnte.

Der Scheikh fuhr fort: „Du erkennest selbst, wie weit es mit Dir gekommen ist, denn Du weinest wie ein Weib, sobald Du von der Rückkehr in Deine Heimat reden hörest. Ich hätte Dir schon früher gesagt: Du bist frei, kehre zurück zu Deinem Volk und Deiner Verwandtschaft! Aber ich wußte nicht, wie Du dahin gelangen solltest. Nun aber habe ich die Botschaft erhalten, daß Sidi al Tuarek nach Suera reisen wird. Es ist derselbe Mann, der Dich einst zu mir brachte und an mich verkaufte. Er hat Gummi aus der Wüste und Elfenbein von Kano und andere Dinge eingekauft, welche die Franken lieben, und will damit nach Suera ziehen, wo fränkische Kaufleute wohnen und wohin fränkische Schiffe kommen, damit er dort Handel treibe. Er soll Dich mitnehmen und wird Dich sorglich behüten, bis er Dich den Christen, die in Suera sind, überantworten kann. Ich schenke Dir ein Reitkameel und Lebensmittel, auch etwas Geld, aber nur weniges, denn siehe, ich besitze selbst nur eine geringe Baarschaft."

Schluchzend warf sich Werner vor dem gütigen Scheikh nieder und umfaßte seine Kniee, wurde aber von ihm aufgehoben und einen Augenblick lang an die Brust gedrückt.

Wir übergehen die Danksagungen Werner's und die Zurüstungen zur Reise. Werner wußte nicht, wo Suera lag, aber es war ihm gleichgiltig, wohnten doch Europäer dort, konnte er doch mit einem europäischen Schiffe seine Rückkehr nach Deutschland antreten. Es war ihm nicht bekannt, daß die Stadt, die von den Europäern Mogadore genannt wird und an der südlichsten Küste von Marokko liegt, bei den Arabern Suera heiße.

Sidi al Tuarek kam mit seiner Karawane an und hörte die Mittheilung, daß sein ehemaliger Schützling ihn begleiten solle, um so erfreuter an, als er sich bald überzeugte, daß derselbe sich jetzt vollkommen mündlich mit ihm zu verständigen vermochte. Werner, der sich wieder ganz frisch und munter fühlte, packte vorsichtig Alles zusammen, was er an Abschriften und Notizen aufgesetzt hatte, welche Sammlung der Scheikh noch mit einigen werthvollen Manuskripten vermehrte.

Der Abschied Werner's von seinem bisherigen Beschützer war innig, überfließend in Rührung bei dem Europäer, herzlich, aber gemäßigt durch besonnene Beherrschung bei dem Araber. Noch manchen Blick warf

Werner, als sie durch die Wüste zogen, nach den Baumgruppen der Oase zurück, und als diese immer undeutlicher wurden und endlich ganz verschwammen und versanken, da packte ein eigenthümlicher Schmerz ihn an und zog ihm die Brust krampfhaft zusammen, es war ein Weh des Abschiedes, was er sich nie so stark und mächtig gedacht hatte. Wechselnde Bilder der Reise und Gespräche mit dem klugen und vielerfahrenen Sidi konnten erst nach und nach die Wehmuth der Trennung mildern. — —

Nach einer langen und beschwerlichen, aber weder gefährlichen noch ganz uninteressanten Reise erblickten sie, als sie eine gelinde Höhe erstiegen hatten, in der Ferne die Stadt Mogadore. Sie sah aus wie ein wüster Steinhaufen, aber dahinter dehnte sich in unabsehbarer Ferne die glatte Spiegelfläche des Meeres aus. Dieser Anblick machte einen gewaltigen Eindruck auf Werner, denn nun trennte ihn nur das Meer noch vom Vaterland, und das war viel gangbarer als die Wüste. Sidi al Tuarek schaute angestrengt über die Stadt weg, und als Werner seinen Blicken folgte, erschaute er bald deren Gegenstand: ein Schiff, das seine weißen Segel entfaltet hatte; ob es aber herankam oder fortging, ließ sich freilich nicht erkennen. So wie man von der Höhe herabstieg, verschwand das Meer und das Schiff, dagegen trat die Stadt mehr hervor, aus

der sich einige schmale Minaretthürme und einige schlanke Palmen hervorhoben.

Mit ungastlichem Schweigen empfing die unschöne Stadt die Reisenden, denn es war um Mittag, und die Hitze hatte alle Bewohner in ihre Häuser verscheucht. Sidi lenkte den Zug nach einem Karawanserei, wo alsbald die Kameele abgeladen und untergebracht wurden. Zu seiner Freude gewahrte Werner ganz in der Nähe auf einem Gebäude die englische Flagge. Er theilte Sidi seinen Entschluß mit, sich dahin zu wenden, und trat auch alsbald den Weg an; einestheils wußte er nicht, ob noch andere europäische Mächte hier Konsulate unterhielten, anderntheils hielt er es für nicht unbedenklich, sich dem französischen, wenn ein solches da war, vorzustellen, weil Ansprüche an ihn als ein Mitglied der Fremdenlegion gestellt werden konnten, die ihm lästig geworden wären. Als er zu dem Gebäude kam, wies ihn ein mürrischer Eingeborner, der mit der Würde eines Thürhüters betraut schien, in den Hofraum, wo ein junger Mann im Schatten saß, wenn man seine Position „Sitzen" nennen konnte; er lehnte sich bequem in einen Schaukelstuhl, indem er die Beine über einen andern Stuhl gestreckt hatte, und las in einem Buche. Also das war der erste Europäer, den Werner nach so langer Zeit wieder zu Gesicht bekam! Sein volles rothes Gesicht, ungeachtet des Schattens mit einem leichten

Panama-Strohhut bedeckt, verrieth leicht den Sohn Albions; seine Tracht war sehr einfach, denn sie beschränkte sich außer der feinen Leibwäsche auf ein Beinkleid und eine Jacke, beide aus chinesischem Nanking.

Da der Lesende gar keine Notiz von dem Eintretenden nahm, so nahm dieser das Wort, indem er in französischer Sprache fragte: „Mein Herr, gehören Sie zum königlich großbritannischen Konsulate?"

„Ja!" antwortete der Gefragte, ohne vom Buche aufzublicken.

„Ich bin ein Europäer."

„Das kann wohl sein."

„Und ich möchte den Beistand oder wenigstens den Rath des Konsulates ansprechen."

Für einen Augenblick schaute der Engländer vom Buche auf und fragte nachlässig: „Britischer Unterthan?"

„Nein, ich bin ein Deutscher."

Sogleich vertiefte sich der Engländer wieder in seine Lektüre, und zwar mit einem geflissentlichen Eifer, gleichsam um auszudrücken, daß der da vorhandene Deutsche für ihn nicht vorhanden sei, und von diesem Augenblicke an erhob er die Augen nicht wieder von dem Buche.

Werner fragte beleidigt: „Kann ich nicht den Herrn Konsul selbst sprechen?"

„Nein."

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf!“

„Krank.“

„Ist denn kein anderes Konsulat hier, an das ich mich wenden kann? Kein preußisches oder österreichisches?“

„Oesterreichisches — gewesen, jetzt nicht, französisches — erste Straße links.“

In höchster Entrüstung wandte sich Werner um und verließ ohne Abschied den flegelhaften Vertreter der hochherzigen englischen Nation. Er klagte Sidi sein Leid, daß er durchaus keine Auskunft habe erlangen können, aber dieser tröstete ihn alsbald mit der Nachricht, daß so eben das Schiff, welches sie gesehen hatten, in den Hafen gelaufen sei, und zwar, wie er bereits vernommen, sich auf dem Wege nach Europa befinde. Beide gingen nun nach dem Hafen und trafen das Schiff, dessen Flagge übrigens Werner unbekannt war, schon vor Anker und den Capitain desselben, der sich so eben in einer Jolle an's Land rudern ließ. Werner stellte sich ihm alsbald vor, und eine Unterhaltung in französischer Sprache, deren der Capitän leidlich mächtig war, belehrte ihn, daß es ein schwedisches Schiff sei, aus Ost-Indien kommend, und daß es hier anlege, um wo möglich eine Quantität arabischen Gummi's einzunehmen. Auf weiteres Befragen hörte Werner zu seiner großen Freude, daß der Schwede in einen großen deutschen Seehafen einlaufen werde, um eine ansehnliche Thee-

Ladung, die dorthin konsignirt war, abzusetzen, und daß er geneigt war, den Deutschen dahin mitzunehmen, aber freilich gegen eine Geldsumme, die nicht in dessen Besitz war. Er theilte Sidi das Erfahrene mit, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er vielleicht ein gutes Geschäft abschließen könne. Sidi ließ sich die Summe nennen, die für die Ueberfahrt verlangt wurde, und diejenige, die Werner als Geschenk des Scheikh besaß, und schlug darauf vor, das Kameel zu verkaufen oder ihm abzutreten, wodurch das verlangte Geld gedeckt würde, was gern angenommen wurde. Werner machte nun den Dolmetscher zwischen Sidi und dem Capitain und hatte die Freude, nicht nur seinen arabischen Freund sehr zufriedengestellt zu sehen, sondern auch die Beschleunigung der Abfahrt dadurch möglich zu machen. Er konnte seinem guten Glück nicht dankbar genug sein, denn er hörte, daß oft manche Monate verstrichen, ehe ein europäisches Schiff hier einlaufe, er war daher um so froher, als er schon nach wenigen Tagen nach dem Abschied von Sidi auf dem Verdeck des schwedischen Schiffes stand, das seinen Anker lichtete und die Fahrt nach Europa, nach Deutschland begann.

Neuntes Buch.

Die Rückkehr in's Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
E. M. Arndt.

1. Die Ankunft.

Die Seefahrt verlief ohne besondere Widerwärtigkeiten und Unfälle. Die einzige Unterhaltung, durch welche sich Werner die einförmige Reise verkürzen konnte, bestand in der Betrachtung der wechselnden Erscheinungen, welche Meer und Himmel darboten, denn der Kapitän, mit dem er sich allein verständigen konnte, war zwar eben nicht unfreundlich, aber höchst einsilbig und unmittheilsam; unter den Matrosen mochten einige etwas Deutsch verstehen, aber sie waren zu stolz, um mit dem unscheinbaren Passagier in seiner Muttersprache anzubinden, da er nicht schwedisch zu ihnen redete. So saß denn Werner fast immer einsam im Vordertheil des Schiffes auf dem Verdeck, wo einiger Schatten zu finden war, und blickte nach der Richtung hin, in welcher das rüstige Schiff segelte, das ihn mit jeder Stunde dem Vaterlande näher brachte. Seine Gedanken flogen voraus, ließen ihn täglich viele Male am ersehnten Ufer landen und malten die Freuden der Rückkehr in tausend Farben aus. Aber die gereifte Phantasie hatte zu sehr die Blüthen der Jugendträume abgeworfen, um sich in reichen Bildern einer glücklichen Zukunft zu ergehen; er machte sich keine Täuschungen und versprach

sich keineswegs zu viel; er blickte vielmehr ernst und besonnen auf die Schwierigkeiten hin, die zu überwinden waren, bevor er sich eine genügende Stellung und Wirksamkeit sichern konnte. Vor allen Dingen wollte er sich seiner Landesregierung stellen, um wegen der Vergangenheit reine Bahn zu machen, selbst wenn er auch eine Zeit lang in Gefangenschaft leben mußte; denn er wollte sich nicht mehr seines ehrlichen Namens schämen, nicht mehr als unstäter Flüchtling und Fremdling umherirren, nicht mehr von seiner Schwester getrennt sein. Und wenn nun die Vergangenheit abgemacht oder abgebüßt war, dann mußte sich ja irgend ein bescheidener Wirkungskreis finden, um sich seinen Unterhalt erwerben und zugleich sich nützlich erweisen zu können: sei es als Lehrer, sei es als Schriftsteller, sei es als Förster. Nur sträubte sich sein Gemüth dagegen, zu seinem Fortkommen etwa den Beistand des Grafen Westerholz, der jetzt wohl mit Rosalinde vermählt war, oder des Oberförsters Degenhart, des Vaters von Clara, in Anspruch zu nehmen; diesen wollte er eben so aus dem Wege gehen, wie dem Assessor Falkenberg, und wenn dazu der Staat, dem er angehörte, vielleicht zu eng sein sollte, so ließ sich ja wohl in einem andern Staate des deutschen Vaterlandes ein Unterkommen finden. Eins aber stand besonders fest vor seiner Seele: er wollte nicht wieder als der Epimetheus zurück-

kehren, als welcher er die Heimat verlassen hatte; er wollte aus der Fremde das eine Besitzthum mitbringen, das ihm früher so sehr gefehlt hatte: die Besonnenheit! Von den besten Lehrmeistern dieser herrlichen Tugend, den Griechen, hatte er sie nicht hinreichend erlernt, eignes Nachdenken hatte sie ihm nicht verschafft, aber die Umwege seines Lebens hatten ihn zur Erkenntniß dessen, was ihm gefehlt hatte, und zu dem unerschütterlichen Entschlusse geführt, nunmehr diese Besonnenheit ängstlich zu wahren. Wenn er sich keine glänzende, sondern auch nicht einmal eine sorgenfreie Zukunft versprach, so gedachte er doch dieser Anforderung, die er an sich selbst stellte, zu genügen und so Beruhigung und Selbstachtung zu gewinnen.

Wie er von der Seestadt, in welcher der Schwede ihn absetzen würde, in seine Heimat gelangen sollte, das war freilich eine schwierige, nicht zu umgehende Frage. Aber es hatten mehrere Söhne dieser Stadt mit ihm studirt; wenn er ein Adreßbuch durchging, mußte er auf Namen von Bekannten stoßen, die er aufsuchen wollte, und dann konnte ihm eine kleine Anleihe nicht schwer werden. Es hätte demüthigend für ihn sein können, sich in seinem jetzigen Lebensalter so entblößt und mittellos wie den ärmsten Bettler zu sehen, aber er ließ sich nicht dadurch niederschlagen; er glaubte aus der harten Lebensschule ein hinreichendes Resultat mitzubringen; er

fühlte in sich selbst die Zuversicht, der Zukunft ein bescheidenes, aber befriedigendes Loos abringen zu können.

Von einer kleinen Sorge, die denn doch aber immer eine war, wurde er über Erwarten befreit. Er besaß keinen Anzug als den arabischen, den er vom Scheikh Ahmed mitgebracht hatte, und keine Leibwäsche; als Beduine in Deutschland aufzutreten, verursachte eine gewisse tragikomische Verlegenheit. Aber der schwedische Kapitän hatte eine eben so sonderbare als heftige Neigung für diesen Anzug gefaßt, sei es nun, daß er damit der Neugierde seiner nordischen Landsleute eine Unterhaltung verschaffen oder irgend einem befreundeten Sammler von Kuriositäten ihn als Geschenk mitbringen wollte: kurz, er machte Werner den Vorschlag, ihm die Beduinenkleidung abzutreten. Da dieses unserem Freunde höchst gelegen kam, so wurde man bald dahin einig, daß der Kapitän einen einfachen, aber guten Seemannsanzug nebst einiger Wäsche abtrat und dafür den afrikanischen erhielt. Werner kannte sich selbst kaum wieder, als er in der europäischen Tracht auf und abging! Er erwarb noch als Dreingabe eine Umhängtasche, in welche er die mitgebrachten Manuscripte und seine Wäsche packen konnte.

Sowie man in höhere Breiten kam, wurde das Meer belebter, hier und dort tauchten Schiffe wie ferne Schwäne auf, zuweilen kamen sie sogar so nahe, daß

durch das Sprachrohr einige Mittheilungen gewechselt werden konnten, doch traf es sich bei diesen Gelegenheiten nicht, daß man einem deutschen Schiffe begegnet wäre. Aber nichtsdestoweniger wurde es Werner immer vaterländischer zu Sinn. Jetzt lief man in den Kanal ein, in diese belebte Seestraße Europa's; die trotzigen Küsten des stolzen England waren sichtbar, später zeigten sich auch die flachen unscheinbaren Ufer Frankreich's, das Meer verengerte sich, man konnte die Thürme von Dover und Calais sehen, dann erweiterte sich wieder die Wasserfläche, die beiderseitigen Ufer schwanden, und nun schwamm das Schiff auf dem Deutschen Meere! Endlich an einem schönen Abend tauchte es aus den Fluthen empor wie ein Phantasiegebild: es war eine deutsche Insel, und Werner's Augen hingen unverwandt an diesem ersten deutschen Boden, den er freilich nur aus der Ferne begrüßen konnte. Er erinnerte sich der großen Aehnlichkeit mit dem Anblick, den die Palmen der Oase ben Jussuf's in der Wüste gewährt hatten; sie waren ihm heilverkündend gewesen, mochte auch dieser erste Blick auf sein Vaterland glückverheißend sein!

Als das niedrige Ufer des Festlandes hervortrat, brach bereits der Abend herein. Allein ein günstiger Wind und die bald eintretende Fluth gestatteten dem Schiffe, seinen Lauf den Fluß hinauf während der Nacht zu verfolgen, und als es wieder Morgen war, da stiegen

bald die stolzen Thürme der Seestadt vor den trunknen Blicken Werner's empor, und vor ihnen ein Wald von tausend Masten.

Der Kapitän schlug vor, daß Werner, ehe das Schiff im Hafen Anker werfe, mit dem Lootsenboote abfahren möge, welches ihn an der Vorstadt aussetzen würde; wahrscheinlich glaubte er auf diese Weise sich und seinen Passagier den Weitläuftigkeiten zu überheben, die dessen gänzlicher Mangel an ihn legitimirenden Papieren herbeiführen könnte. Werner war damit einverstanden, denn je früher er den heimischen Boden betrat, um so lieber war es ihm. Er wurde also an einem Anlegeplatz der Vorstadt ausgesetzt, wo Niemand auf den vermeintlichen Seemann achtete, da Hunderte von diesen Leuten sich hier theils geschäftig, theils müßig umhertrieben.

Mit Andacht that Werner seinen ersten Schritt auf deutsches Land, mit Wonne hörte er die Laute der Muttersprache, wenn auch in ungewohnter Mundart, von allen Seiten in sein Ohr dringen, mit stillem Entzücken blickte er in diese hellfarbigen breiten guten Gesichter seiner Landsleute, die keine Ahnung davon hatten, weshalb der Steuermann — denn dafür konnte Werner seiner Kleidung und seinem sonstigen Ansehn nach gehalten werden — sie so scharf in's Auge faßte; sie beachteten es nicht, daß dieses Auge feucht war vor herausquellender Rührung.

Werner hatte augenblicklich kein Ziel und suchte auch keines; er überließ sich dem beglückenden Gefühl, auf deutschem Boden unter Deutschen zu wandeln; er sprach auch Niemand an, sondern begnügte sich damit, deutsche Laute zu hören. Nur wenn schachernde Händler ihn anredeten, um ihm ein seidnes Halstuch oder einen andern köstlichen Gegenstand anzubieten, sagte er freundlich: „ich danke!" und ging mit abwehrender Geberde weiter.

Wie lange er sich solchergestalt dem Zufall der Menschenströmung überließ, wußte er selbst nicht. Er fand sich nach geraumer Zeit im Freien wieder, indem er den Raum betrat, der die Vorstadt von der eigentlichen Stadt scheidet. Da langten aus der Ferne, dann immer mehr sich nähernd, die stolzen Klänge eines kriegerischen Marsches an sein Ohr. Die Menge strömte theils der Musik entgegen, theils einem Hügel zu, den bereits ein zahlreiches Publikum umlagerte. Als Werner bis an's Thor gelangt war, marschirte das Musikcorps, umdrängt von Neugierigen, heraus, und hinter ihm eine geordnete Schaar von Bewaffneten. Indem er mit Andern zur Seite trat, um dem militärischen Zuge Platz zu machen, riefen die Zuschauer: „Die Bürgerwehr lebe hoch!" und ein tausenfaches Geschrei übertönte die Musik, die kurz abbrach und von dem rasselnden Lärm der Trommeln abgelöst wurde.

Aber Werner rieb sich die Augen, gleichsam um sich zu überzeugen, ob er recht sehe: der stattliche Offizier, welcher zunächst hinter der Musik einherschritt, trug eine breite Binde quer über die Brust, und diese Binde war aus Roth, Schwarz und Gold zusammengesetzt, aus den Farben der Burschenschaft; es war dieselbe Binde, die auch Werner wohl schon bei feierlichen Gelegenheiten als einer der Festordner getragen hatte. Und doch wußte er bestimmt, daß diese Stadt, deren Bürger da im kriegerischen Aufputz herausrückten, andere Farben in Flagge und Wappen führe. Aber es war keine Täuschung: alle Offiziere trugen die Binde, alle Uebrigen trugen große roth-schwarz-goldne Kokarden an den Hüten! Und nun — wer vermag Werner's Empfindungen bei diesem Anblick zu schildern? — nun kam eine kolossale Fahne aus Roth, Schwarz und Gold, die stolz im leichten Luftzug über die Schaar hinwallte.

Außer sich vor Erregung sprach Werner einen neben ihm stehenden gutgekleideten Herrn mit der Frage an: „Ich bitte Sie, — was hat dies zu bedeuten?"

Der Gefragte sah ihn von oben bis unten an, dann sagte er gleichgültig: „Die Bürgerwehr pflanzt die deutsche Fahne auf der Paulshöhe auf." Hierauf wandte er sich um und sah sich die weiter nachrückenden Kolonnen an.

Die **deutsche Fahne**!! Also es war kein Traum,

keine Täuschung: es gab eine deutsche Fahne, eine roth-schwarz-goldne Fahne! Werner wußte sich nicht zu lassen; er drängte sich rücksichtslos durch den dichten Haufen, Stöße ertheilend und empfangend, er mußte neben der Fahne einherschreiten, sie über sein Haupt fortwallen sehen, ihr Rauschen hören.

Der Zug langte bei dem Hügel an, der mittlerweile von allen müßigen Zuschauern gesäubert war. Die Bürgerwehr schloß um denselben einen weiten Kreis, und dahinter schaarten sich Tausende jedes Standes, Alters und Geschlechtes; das Offiziercorps und die Musik befanden sich innerhalb des Kreises. Nun spielte die Musik die Weise: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und darauf sang unter ihrer Begleitung die ganze Bürgerwehr das Lied, und zahllose Zuschauer fielen mit ein, und jedesmal, wenn eine Strophe geendet war, erscholl der ernste Klang von drei Kanonenschüssen, abgefeuert von Geschützen, die dem Zug nachgefahren und an einer Seite des Kreises aufgepflanzt waren.

Werner war wie verzaubert; er hätte auf die Kniee fallen mögen, wenn ihm die drängende Menge Platz gelassen hätte; heiße Thränen stürzten ihm aus den Augen, ein lautes Schluchzen unterbrach ihn, wenn er mitsingen wollte. Einige der Bürgerwehrmänner sahen sich verwundert nach ihm um, doch fiel seine Rührung weniger auf, da manches andre Auge gleichfalls von Thränen gefüllt war.

Nun trat der Fahnenträger mit seinen Geleitern auf die Höhe, die Fahne wurde in einem dazu vorbereiteten Gestelle befestigt, und darauf sprach der Offizier, der den Zug angeführt hatte: Meine geliebten Mitbürger, indem wir diese Fahne als das Sinnbild des einigen, freien, starken Deutschlands aufgepflanzt haben, bringen wir der Einheit, Freiheit und Stärke unsres deutschen Vaterlandes ein donnerndes Lebehoch!"

Das Lebehoch wurde dreimal in höchster Begeisterung gerufen, die Musik fiel ein, die Kanonensalven krachten, die Mützen und Hüte flogen in die Höhe, ein endloser Jubel setzte sich weit wie eine hochgetragene Welle bis zu den letzten Kreisen der ungeheuren Menschenmasse fort.

Kaum hatte sich die Begeisterung etwas gelegt, als unerwartet ein Mann von kurzem gedrungnem Wuchs, in einen grauen Ueberziehrock gekleidet, das Haupt mit einem flachen breitrandigen Hute bedeckt, sich durch die Bürgerwehr drängte, die Anhöhe hinauf schritt und sich neben die Fahne stellte, deren Stange er mit der einen Hand anfaßte, während er mit der andern den Hut abnahm, aber nicht mit einer Geberde, als wolle er die Anwesenden begrüßen, sondern als wolle er nur besser sehen und gesehen werden. Dann sprach er mit so lauter durchdringender Stimme, daß er weithin verstanden werden konnte, folgendermaßen: „Werthe deutsche Män-

ner! Sie haben hier ein Sinnbild der Einheit, Freiheit und Stärke Deutschlands aufgepflanzt, und das ist eine schöne erhebende Feier. Aber das Sinnbild ist nur ein Zeichen, es kommt auf die Sache selbst an, die dieses Zeichen ausdrücken soll. Ich vernahm es mit Freuden, daß Sie unter den Klängen der Musik, unter dem Donner der Kanonen Ihre Begeistrung für das Vaterland ausgesprochen haben, ich nehme an, daß dies nicht leere Worte waren, sondern daß sie aus aufrichtigem treuem deutschem Herzen kamen, von dem es heißt: ein Wort, ein Mann! Wohlan denn, ich fordere Sie auf, Ihr Wort zur That, zur Wahrheit werden zu lassen. Die deutsche Einheit und Freiheit wird nicht gewonnen, indem man ihr Fahnen errichtet und Lebehochs ausbringt — sie ist ein zu kostbares Gut, um so wohlfeil erkauft zu werden. Es bedarf des muthigen Entschlusses, der kühnen That, es bedarf des Kampfes und des Blutes, ehe der herrliche Siegespreis gewonnen wird. Mächtige Feinde, nur für den Augenblick eingeschüchtert und zurückgescheucht durch den unerwartet losgebrochnen Sturm des Patriotismus, beginnen wieder ihr Haupt zu erheben, sie lauern auf den ersten Augenblick, wo die Revolution sich schwach zeigt, sie rüsten die Waffen zum Angriff dahin, wo sie eine wunde Stelle erblicken, sie getrösten sich der Hülfe des Auslandes, sobald sie einen Vortheil erfochten haben. So lange

Deutschland einig und frei ist, ist es auch stark genug, um jeden Gedanken an Einmischung im Ausland zu unterdrücken; sobald aber auch nur der geringste Erfolg der Reaction unser Vaterland zerspalten zeigt, werden fremde Bajonette unsre Grenze überfluhten, um die Reaction siegreich zu machen. Darum gilt es die Anstrengung aller echten Freunde der Freiheit und des Vaterlandes, den ersten Versuch nieder zu schlagen, der gemacht wird, um die frühere Zeit der Schmach und Knechtschaft zurück zu führen. Sie wissen es Alle, daß in einem benachbarten Staate dieser Versuch unternommen wird, daß man sich weigert, den Beschlüssen des deutschen Parlamentes zu gehorchen, daß man seine Bataillone zum Kampf gegen das Volk rüstet. Der Ruf des Volkes um den Beistand seiner deutschen Brüder ergeht durch mich an Sie, und Sie können des hohen Berufes gewürdigt sein, mit einem glorreichen Schlage der Reaction den Todesstreich zu versetzen, ihr das letzte Haupt abzuschlagen, worauf sie kein Neues zu erheben wagen wird. Rücken Sie, wie Sie hier sind, auf den Kampfplatz! Ihr Marsch führt Sie durch Gegenden, wo das Volk Sie mit Jubel empfängt, wo Niemand kühn genug ist, Ihren Weg zu hemmen. Sie werden in keine Stadt, in kein Dorf gelangen, wo nicht eine größere oder kleinere Schaar Gleichgesinnter zu Ihnen stoßen wird. Sie werden ein Heer an Ihre Füße ketten,

und wenn Sie mit diesem Volksheer anlangen, so wird die entmuthigte Fürstengewalt den Kampf nicht wagen, oder wenn sie ihn wagt, so wird sie für immer zu Boden geworfen. Es kostet Ihnen nur einen raschen Entschluß, und unsterblicher Ruhm wird Ihnen zu Theil; der muthigen Hand reicht das Glück seine Kränze, der zaghaften verweigert selbst die Furcht eine Gabe!"

Der Redner schwieg und schaute mit seinen kleinen blitzenden Augen umher, aber er traf nur auf verlegne oder gleichgültige Gesichter. Hier und da im Haufen der Zuschauer erhob sich ein beifälliges Gemurmel, aber es fand zu wenig Unterstützung, um zu einem anerkennenden Zuruf anzuschwellen, deshalb erstarb es bald.

Der Führer der Bürgerwehr schien unentschlossen, wie er nach einer so unerwarteten und unwillkommenen Ansprache sich zu benehmen hätte, ohne die für dieselben geweckten Sympathieen zu sehr zu verletzen und die eigne Popularität zu sehr zu gefährden. Er faßte sich aber bald und sprach zu dem fremden Redner mit einem kühlen Geschäftstone: „Ich erlaube mir die Frage, ob Sie in dem bestimmten Auftrag irgend einer Corporation, oder ob Sie blos aus eignem Antrieb gesprochen haben."

Der Fremde antwortete stolz: „Das deutsche Volk spricht durch mich, gleichviel ob es mich mit Brief und Siegel beauftragt, oder ob ich aus eigner Veranlassung mich zu seinem Redner aufwerfe."

„Nun ja — sprach der Führer mit steigender Sicherheit — es ist allerdings gleichviel; wenn Sie aber irgend einen Antrag an unsre Bürgerwehr zu stellen haben, so ist hier nicht der Ort und Augenblick der Erledigung, geben Sie denselben mündlich oder schriftlich auf unsrem Bureau ab, Fuleneck Nummer 46, und er soll die geschäftsmäßige Behandlung finden.“

Ohne dem Fremden Zeit zu einer weiteren Erwiderung zu lassen, ließ er seine Kommando-Worte erschallen, die Bürgerwehr formirte sich wieder zu einer Marschkolonne und rückte mit kühnem Trommelschlag zur Stadt zurück, um dann, als sie durch's Thor geschritten war, die Einwohner mit den stolzen Klängen des wohleingeübten Musikcorps zu erfreuen. Die Zuschauer warfen noch einen neugierigen Blick auf den ungebetnen Redner, den „Fremden,“ dessen Zumuthung so vollständig „abgeblitzt“ war, und strömten der Bürgerwehr nach.

Der Fremde stand allein auf dem Hügel, noch immer mit der einen Hand die Fahnenstange anfassend, er hatte den Hut trotzig aufgesetzt und sah den Abziehenden mit einem Blicke unsäglicher Verachtung nach.

Ein einziger Mann trat auf den Hügel, es war Werner. So verworren sich noch alle Eindrücke in seinem Geiste drängten, so geneigt war er doch, Partei für den einfachen Mann mit der eifrigen Rede gegen

die prunkende Bürgerwehr zu ergreifen. Er begann: „Also es ist an dem, daß eine Revolution ausgebrochen ist, daß ein deutsches Parlament tagt, daß das Volk die Waffen für Freiheit und Vaterland führt?"

Verwundert blickte ihn der Fremde an und sagte: „Aus welcher Tiefe der Erde kommt Ihr herauf, daß Ihr nicht wisset, was jedes Kind erzählen kann?"

„Ich steige so eben aus dem Schiffe. Ich bin Jahre lang im Innern Afrika's gefangen gewesen, ich habe keine Ahnung von diesem ungeheuren Umschwung gehabt, ich höre hier das erste Wort davon. Und siegt mein Volk im Kampfe gegen seine Unterdrücker?"

„Es wird siegen — antwortete der Andre — selbst wenn keine Krämerseele die Reihen der Patrioten verstärkt. Aber Blut wird fließen; ich eile noch heute nach dem Kampfplatz, wo für das freie einige Deutschland gegen die Reaction gefochten werden wird.

Werner sagte in seiner Verzückung, ohne zu wissen, was er that, halblaut zu sich selbst: „Wenn Alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu!" Der Fremde schaute verwundert auf den braunen Mann in der Seemannstracht, den er für einen Matrosen gehalten hatte, und als er denselben schärfer in's Auge faßte, überzeugte er sich leicht, daß er einen Gebildeten vor sich habe.

„Nehmen Sie mich mit — fügte Werner hinzu

— ich gehe mit Ihnen und helfe den heiligen Kampf kämpfen."

„Das ist ein Wort!" rief der Fremde. „Gehen wir denn! wir müssen heut' Nacht an Ort und Stelle sein, denn morgen beginnt der Kampf."

„Und wohin führen Sie mich?"

Der Fremde nannte eine große und berühmte Stadt, in eben dem Staate gelegen, in welchem Werner geboren war, so daß diesen die Ueberraschung sprachlos machte. Wie sie übrigens diesen Ort so bald erreichen würden, war ihm ein Räthsel.

„Wer sind Sie denn eigentlich und wie heißen Sie?" fragte der Fremde, indem sie ihren Weg nach der Stadt antraten. Aber er unterbrach sich selbst mit den Worten: „Doch ich will von Ihrem Namen und Ihrer Vergangenheit Nichts wissen, ich werde Sie Afrikaner nennen, sowie Sie mich Fürstenschreck nennen mögen. Wie wir hießen, was für eine Stellung wir bis dahin einnahmen, das ist gleichgültig. Nach gewonnenem Sieg wollen wir uns erzählen, was für ein Raupen- und Puppenleben wir geführt haben, bevor wir uns entfalteten. Eine andre Frage liegt näher: sind Sie mit Geldmitteln versehen?"

Mit einiger Verlegenheit erwiderte Werner: „Nein, ich habe kaum die Kosten der Ueberfahrt bestreiten können. Doch besitze ich hier einige Universitätsbekannte,

die ich ausmitteln wollte, um eine Anleihe zu machen, und das kann ich auch jetzt noch thun."

Fürstenschreck — denn wir müssen ihn mit diesem selbstgewählten Namen bezeichnen — machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand und sagte: „Dazu ist keine Zeit, Sie sollen das Nöthige erhalten, auch Waffen. Wissen Sie mit Feuergewehr umzugehen?"

„Ich diente einige Jahre in der Fremdenlegion — —"

„Das ist sehr gut — unterbrach Fürstenschreck — ein Mann, der schon gefochten hat, ist mehr werth, als sechs Andre, die noch kein Pulver gerochen haben."

Sie gingen rasch, ohne weitere Worte zu wechseln, durch verschiedne Straßen, bis sie vor einem Hause anlangten, das eine große Restauration zu sein schien. Die vorderen Räume des Gebäudes durchschreitend, traten sie in einen geräumigen Saal ein, wo gegen hundert Männer versammelt waren, theils lebhafte Gespräche führten, theils Zeitungen lasen, theils ihren Gedanken sich überließen; es schienen Leute aus allen möglichen Ständen zu sein, doch der Mehrzahl nach Handwerker. Der Eintritt Fürstenschreck's brachte eine allgemeine Aufregung hervor; ein fein gekleideter Herr trat ihm rasch entgegen und wechselte einige flüsternde Worte mit ihm.

Fürstenschreck stellte darauf seinen Begleiter kurz vor: „Afrikaner, ein braver Mitstreiter, der mich

begleiten wird — Doctor Firnhaber, Präsident des hiesigen Volksvereins."

Werner machte eine kurze Verbeugung; der Mann gefiel ihm nicht recht; es sprach ein eigenthümlich mißtrauischer Geist aus diesen unsteten Augen, und ein innerer Hohn schien die schmalen Lippen mit einem stehenden Zuge zu umgeben, auch besaß der Klang seiner Stimme etwas Scharfes und Schneidendes, was dem Ohre nicht wohl that.

Firnhaber begab sich auf eine kleine einfache Tribüne, die am Ende des Saales stand; die Anwesenden ließen sich auf den Stuhlreihen nieder, auch Werner setzte sich auf einen der letzten Plätze. Nun begann der Präsident: „Meine Freunde! Als ich heut in der Frühe den unerwarteten Besuch des uns Allen wohlbekannten Volksfreundes Fürstenschreck erhielt und von ihm zu einer außerordentlichen Versammlung des Volksvereins wegen einer sehr eiligen und dringlichen Angelegenheit aufgefordert wurde, habe ich sogleich alle Anstalten getroffen, wenigstens eine möglichst große Zahl der Mitglieder zusammen zu berufen. Allein eines Theils war die Zeit zu kurz, um die Einladung Allen zukommen zu lassen, andern Theils sind Manche verhindert, namentlich durch die Parade der Bürgerwehr, so daß die Versammlung nicht vollzähliger hat ausfallen können. Ich bitte nun unsern Freund Fürstenschreck, das Wort zu

nehmen und dem Verein die Mittheilung zu machen, von welcher er mich bereits in Kenntniß gesetzt hat."

Fürstenschreck trat neben die Tribüne, lehnte die Einladung des Präsidenten, an seiner Stelle auf derselben Platz zu nehmen, kurz ab und sprach mit seiner klangvollen durchdringenden Stimme: „Brüder! Der Augenblick des Handelns ist gekommen. Im Parlament streitet man mit Worten, ebenso in den Kammern der Einzelstaaten. Die Gefahr liegt nahe, daß die Feinde der Freiheit die edle Zeit, die mit müßigen Wortgefechten vergeudet wird, dazu benutzen, um einen Schlag gegen die Revolution zu führen, der ihr unheilbare Wunden versetzen könnte. Wird das Volk an einer Stelle niedergeworfen, so führt die Reaction ihre Bataillone gegen Parlament und Kammern, und die Helden der Rednerbühnen werden ihren Platz nur gar zu bald räumen. Ein solcher Schlag wird in Kesselfort vorbereitet, wo die demokratischen Vereine den Brennpunkt der Bewegung für das ganze Land gebildet, von wo sie ihre Wirksamkeit weithin ausgedehnt haben. Schon sind mehrere Regimenter verschiedner Waffengattungen dort zusammengezogen, noch andre haben Befehl, dorthin aufzubrechen; hat man eine genügende Macht zusammen, so wird man, wie mit Sicherheit ermittelt ist, die dortige Bürgerwehr unter irgend einem Vorwande entwaffnen und die Partei der Freiheit mit eiserner Gewalt

ersticken. Die braven Männer von Kesselfort werden dem zuvorkommen, sie werden den Angriff auf die Truppen beginnen, und auf morgen ist der Augenblick des Losschlagens bestimmt, weil schon in einigen Tagen die Anzahl der Truppen sich in bedenklichem Grade vermehren würde. Die Vereine der Volks- und Freiheitsfreunde rings umher sind in Kenntniß gesetzt, ich habe es unternommen zu versuchen, auch von hier aus Helfer zu berufen. Aber die Zeit drängt so, daß kein Augenblick zu verlieren ist. Obgleich ich in fliegender Eile hierher gereist bin, so habe ich doch an einzelnen Punkten zuverlässige Leute von dem benachrichtigt, was vorgeht, und hoffentlich nicht ohne Erfolg. Meine Haupt-Absicht aber ist, den hiesigen Volksverein, wegen seiner Gesinnungstüchtigkeit wohlbekannt und in seiner Zuverlässigkeit vielfach bewährt, zur Mitwirkung aufzufordern. Da ich von der Feierlichkeit der Bürgerwehr hörte, so wollte ich während der Zeit, bis der Volksverein versammelt sein würde, einen Versuch machen, jene für meinen Zweck zu gewinnen. Etwas Dummeres habe ich nie unternommen, ich hätte eben so gut mich dran machen können, den Blocksberg hierher zu versetzen. Die Bourgeoisie bleibt sich überall gleich. Die Hand, die den Geldsack festhält, will nicht zum Schwerte greifen; die Brust, die mit dummem Hochmuth, mit schnöder Eitelkeit erfüllt, die mit krasser Selbstsucht umpanzert

ist, bleibt unzugänglich für die glühendsten Worte der Freiheit, für die ernstesten Warnungen vor den Folgen solcher Indolenz. Sie wollen sich wie Affen in bunte Röcke stecken, mit farbigen Binden einherstolziren, mit Wehr und Waffen groß thun, aber sie wollen nicht fechten; sie wollen mit Kundgebungen des Patriotismus ihr kindisches Spiel treiben, aber sie wollen der Freiheit und dem Vaterland auch nicht das kleinste Opfer bringen; sie kokettiren mit der Popularität beim Volke, aber sie lassen es im Stich, sobald es darauf ankommt. Wenn aber dieses mißachtete und aufgegebne Volk sich selbst den vollkommnen Sieg verschafft hat, dann wird auch ein Tag der Abrechnung für diese Lumpen kommen, die aus Nichts zusammengesetzt sind, als aus einem Geldsack, einer gierigen Hand, einem großsprecherischen Maul. — Ich wende mich nun an Euch, wackre Brüder, die Ihr ein warmes Herz habt für das echte Volk, dem Ihr ja auch dem Stande nach meistens angehört, und für sein wahres Wohl. Die Freiheit selbst spricht durch mich zu Euch: auf, wackre Söhne Deutschlands, greift zu den Waffen, denn die Freiheit will erkämpft sein! eilet denen zu Hilfe, die eine schwere Stunde zu bestehen haben! theilet ihren Sieg und ihren unsterblichen Ruhm!"

Ein lauter Beifall folgte den Worten Fürstenschreck's, doch glaubte Werner zu bemerken, daß die Bei-

fallsbezeugungen vorzugsweise von Denjenigen ausgingen, die eine sehr niedrige Stellung in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen schienen, während die, welche höhern Kreisen angehörten, nur lau oder gar nicht einstimmten.

Doctor Firnhaber überflog mit raschen Blicken den Eindruck, den Fürstenschreck hervorgebracht hatte, und sagte dann: „Was wir so eben gehört, ist von hohem Interesse für uns und von tiefgreifender Wichtigkeit; wir werden es sogleich der ernstesten Erwägung unterziehen. Ich bitte Freund Fürstenschreck und seinen Begleiter, in einem andern Zimmer eine kleine Erfrischung zu sich nehmen zu wollen, demnächst werden wir dann unsern gefaßten Entschluß mittheilen."

Er setzte die vor ihm stehende Schelle in Bewegung, worauf ein Kellner eintrat, und ertheilte diesem leise einige Befehle. Der Kellner führte Fürstenschreck und Werner in ein besondres Zimmer und belud den Tisch darin bald mit so reichlichen und vortrefflichen Bestandtheilen eines Gabelfrühstücks, als wolle er dem alten Ruf der Seestadt in Beziehung auf Speisen und Getränke in besondrer Sorgfalt Rechnung tragen. Die beiden Gäste des Volksvereins ließen es sich vortrefflich schmecken, denn bei aller geistigen Aufregung verlangte das körperliche Bedürfniß sein volles Recht.

Werner sagte während des Essens: „Diese Leute

scheinen weit mehr Enthusiasmus zu besitzen, als die geputzten Bürgerwehrmänner."

Fürstenschreck besah den goldnen Wein in dem geschliffnen Glase, das er eben in der Hand hielt, und erwiderte langsam: „Es sind viele wackre Herzen darunter, aber die Mehrzahl kann mir doch gestohlen werden. Auf die Familienväter, die ansässigen Bürger, die Besitzer eines einträglichen Geschäftes ist nicht zu rechnen. Man kann nicht zwei Göttern zugleich dienen, die so verschiedenartig sind, wie das Ideal der Freiheit und der materielle Besitz, wer sein Herz an den Besitz verkauft, der bezahlt diesen mit seinen besten und höchsten Gefühlen. Die Bürgerwehr besteht fast nur aus solchen, die sich den untergeordneten Interessen mit Haut und Haar verkauft haben, und ich hätte sie beinah angeredet mit: „meine hochzuverehrenden Herren!" wie bei einem vormärzlichen Zweckessen. Aber auch im Volksverein sind zu viele Mitglieder, die wohl die Kastanien essen, aber nicht aus dem Feuer holen möchten. Es waren ja Manche dieser Mitglieder bei der Fahnenfeier anwesend: hat sich auch nur einer derselben bei meiner Ansprache gerührt? Dagegen unter den Handarbeitern, besonders den jüngern, die noch los und ledig sind, unter den sogenannten Proletariern giebt es manchen braven Kerl, mit dem Etwas anzufangen ist." Und nach diesen Worten trank er sein Glas langsam aus.

„Und der Präsident des Volksvereins?“ fragte Werner.

„Der Präsident Firnhaber ist ein gewandter und geriebner Mann, aber er betet auch einen falschen Götzen an: den Ehrgeiz. Er ist Jurist und will es möglichst weit bringen, zum Senator oder Bürgermeister oder etwas Aehnlichem. Sein Talent würde im Kampf mit der hiesigen Geld- und Familien-Aristokratie nicht durchdringen, da versucht er's mit der Demokratie, und das wird ihm auch wohl gerathen.“

„Großen Erfolg scheinen Sie sich auch beim Volksverein nicht zu versprechen?“

„Nein, doch kann er nicht anders, als wenigstens den guten Willen zeigen.“ —

Nach einiger Zeit trat der Kellner ein und fragte, ob es nun den Herren gefällig wäre, wieder in den Saal zu kommen.

Während sie aufbrachen und dorthin gingen, sagte Fürstenschreck zu Werner: „Der Schlaukopf von Präsidenten hat uns entfernt, damit er freie Hand behält, und ich nicht etwa auf den Beschluß seines Vereins Einfluß ausübe. Er schämt sich auch vielleicht der philisterhaften Ansichten, welche da zu unsern Ohren hätten gelangen können.“

Als sie in den Saal getreten waren, nahm Doktor Firnhaber das Wort: „Der Verein hat Alles wohl er-

wogen, was für und gegen den Antrag spricht, den Sie uns mitgetheilt haben. Auf dasjenige, was uns veranlassen könnte, ihm Folge zu leisten, brauche ich nicht zurück zu kommen, denn Sie haben es selbst genügend hervorgehoben. Der Verein ist aber der Ansicht, daß er in Masse bei dem Zug nach Kesselfort sich nicht betheiligen könne, theils weil Viele wegen dringender Abhaltungen nicht abzukommen im Stande sind, theils weil es nicht gerathen wäre, wenn wir gerade in diesem Augenblicke hier gleichsam das Feld räumten. Es steht ein wichtiger Kampf hinsichtlich unsrer hiesigen Verfassung bevor; die liberale Partei muß alle ihre Kräfte aufbieten, wenn sie bei den Wahlkämpfen und Abstimmungen siegen will; es würde also, wenn so viele Patrioten hier außer Gefecht träten, leicht mehr an Terrain verloren gehen, als durch ihre Anwesenheit anderswo gewonnen werden kann. Wir müssen auch hier den heiligen Kampf für die Freiheit und die Souveränität des Volkes siegreich bestehen. Jedoch will der Verein seinen tiefen Antheil an den Vorgängen in Kesselfort bethätigen. Es haben sich zwölf Freiwillige gemeldet, die den Zug mitmachen wollen, ich werde Ihnen, Fürstenschreck, eine hinreichende Summe einhändigen, um die Reisekosten zu bestreiten, und eine Kiste mit vollständiger Bewaffnung für diese Zwölf wird Sie in einigen Stunden bereits auf dem jenseitigen Flußufer

erwarten. Darauf muß sich leider der Volksverein beschränken."

Mit etwas sauersüßem Lächeln erwiderte Fürstenschreck: „Es ist immer dankenswerth; nur möchte ich bitten, lieber zwei Kisten mit Waffen und Munition über den Fluß zu schaffen, da unterwegs noch einige Mitstreiter zu uns stoßen, die anderweitig zu bewaffnen sich keine Gelegenheit bieten würde, auch die Summe für die Reise hiernach zu bemessen."

Der Präsident warf einen kurzen fragenden Blick auf die hervorragendsten Persönlichkeiten der Versammlung und erwiderte dann: „Der Verein wird gern seinen guten Willen beweisen, indem er auch hierauf bereitwillig eingeht. Um vier Uhr wird Alles, Mannschaft wie Waffen und Geld, drüben in Bereitschaft sein."

Fürstenschreck ließ sich nun die Männer vorstellen, welche sich ihm anschließen wollten, sprach einige herzliche Worte zu ihnen und verabschiedete sich dann von dem Volksverein. Nachdem er noch einige Zeit mit Werner durch die Stadt geschlendert war, bestiegen Beide ein Fahrzeug, das sie zum andern Flußufer führen sollte.

---

2. Die Reise zum Kampf.

Während der Ueberfahrt sagte Werner zu Fürstenschreck: „Sie haben gesagt, morgen fände muthmaßlich ein Kampf in Kesselfort statt, und Sie scheinen zu glauben, daß wir noch rechtzeitig zur Theilnahme eintreffen würden. Ich muß gestehen, dies gemahnt mich lebhaft an die Worte des Todes in Bürger's Leonore: „„Muß heut' noch hundert Meilen mit Dir in's Brautbett eilen!““ Ich kann zwar nicht ganz mit Leonore sagen: „„Ach, wolltest hundert Meilen noch mich heut' in's Brautbett tragen, und horch, es brummt die Glocke noch, die elf schon angeschlagen!““ aber ich möchte doch fragen, auf welche Weise wir bis morgen nach Kesselfort zu gelangen vermögen.“

„Ei nun, wir benutzen den Nachtzug der Eisenbahn und sind, wenn uns kein Unfall zustößt, morgen früh um sechs Uhr auf der letzten Station nicht weit von Kesselfort. Denn wir wollen da aussteigen und den kurzen Weg zu Fuß zurücklegen; es wäre immer möglich, daß Militär den Bahnhof besetzt hielte, und dann führen wir in einen Sack hinein, der nur hinter uns zugebunden zu werden brauchte.“

Werner sagte überrascht: „Ach so, wir reisen auf der Eisenbahn?“

„Wie anders? Ich wüßte nicht, wie wir sonst dorthin kommen sollten.“

„Als ich Deutschland verließ — erwiderte Werner nachdenklich — war zwar schon die Rede von Eisenbahnen, aber es gab noch keine, wenigstens in diesen Gegenden nicht. Also die Eisenbahn kann von hier bis Kesselfort befahren werden?“

„Schon seit einem Jahre. Uns kommt es bereits so vor, als wäre es nie anders gewesen, und wenn nach einiger Zeit der unsterbliche Khidr dies Land besuchte und fragte: wie lange reist man schon auf diese Weise? so würde man sich versucht fühlen, ihm zu antworten: es ist nie anders gewesen!“

Werner versank in tiefe Betrachtung: kam es ihm doch vor, als müsse eine unendliche Zeit während seiner Abwesenheit verstrichen sein, als habe er wenigstens eben so viele Jahre in der afrikanischen Wüste geträumt, wie Epimenides in seiner Höhle geschlafen, und es fielen ihm die Anfangsworte eines schönen Gedichtes von Walter von der Vogelweide ein:

„O, wohin sind verschwunden alle meine Jahr',
Hab' ich mein Leben geträumet, oder ist es wahr?“*)

---

*) Ich kann mir nicht versagen, die ganze schöne Stelle, die so vollständig die Gemüthslage unsres Helden wiedergiebt, beizufügen:

Owe war sint verschwunden alliu miniu Jar!
Ist mir min Leben getroumet oder ist es war?

Er hatte schon des Neuen und Ueberraschenden in wenigen Stunden so viel erfahren, daß gewiß manches lange Menschenleben verflossen ist, ohne einen ähnlichen Umschwung der Dinge und Verhältnisse erfahren zu haben: die früheren Zustände mußten ihm wirklich wie ein Traum erscheinen. Das erste Erwachen in der neuen Gestaltung des Vaterlandes hatte ihn allerdings mit Entzücken und Begeisterung erfüllt: aber konnte er sich zurecht finden in dieser Umgestaltung? Hatte ihn nicht die Zeit zu weit überholt, als daß er hoffen durfte, je wieder gleichen Schritt mit ihr zu halten? — Die hohe Freude, die ihn bis dahin erfüllt, wurde niedergeschlagen durch eine gewisse Bangigkeit, daß auf die Ueberraschung auch manche Enttäuschung folgen könne, daß die langersehnte Blüthe zu plötzlich sich erschlossen habe, um nicht der Furcht Raum zu geben, daß sie nur eine frühreife oder gar keine Frucht ansetzen würde. Werner begann sich weniger behaglich in diesen neuen Zuständen zu

Daz ich je wande, daz iht wäre: was daz iht?
Darnach han ich geslafen und enweiz es niht.
Nu bin ich erwaht und ist mir unbekant,
Daz mir hie vor was kündik als min ander Hant.
Liute und Lant, da ich von Kinde bin erzogen,
Die sint mir frömde reht als ob ez si gelogen.
Die mine Gespile waren, die sint träge und alt
Bereitet ist daz Velt, verhouwen ist der Walt:
Wan daz daz Wazzer fliuzet, als ez wilent floz,
Fürwar ich wande, min Unglücke wurde groz.

fühlen, weil er sich gestehn mußte, daß er sie nicht verstand, daß ihm die Uebergänge und Mittelglieder fehlten.

Sie landeten am andern Flußufer und begaben sich sogleich auf den Bahnhof. Was sich hier den Blicken Werner's darbot, nahm ihn so in Anspruch, daß er sich förmlich erst sammeln mußte, um mit gehöriger Ruhe und Aufmerksamkeit die Mittheilungen anzuhören, welche ihm Fürstenschreck in gedrängter aber übersichtlicher Kürze über die inhaltschweren Ereignisse der letzten Jahre machte. Natürlich ließ ihn der Berichterstatter die Dinge von *seinem* Standpunkt aus sehen, und da jede nähere Beleuchtung abging, so mußte Werner eine sehr einseitige Ansicht über den gegenwärtigen Standpunkt der Dinge gewinnen; er mußte glauben, daß das ganze deutsche Volk den Kampf gegen alle seine Fürsten unternommen habe, daß es bis dahin siegreich gewesen sei, daß aber noch immer ein letzter und entscheidender Schlag gegen die noch nicht ganz niedergeworfene Fürstengewalt geführt werden müsse; er mußte glauben, daß alle seine ehemaligen Genossen der Burschenschaft unter Waffen standen, um an diesem heiligen Kampfe Theil zu nehmen, daß er selbst noch grade zur rechten Zeit gekommen sei, um Blut und Leben für Freiheit und Vaterland einzusetzen. Und das wollte er mit der größten Bereitwilligkeit!

Um die weiteren Folgen zu ziehen, was dann zuletzt

werden solle, wenn der endliche vollständige Sieg erfochten sei, dazu würde eine fernere Erörterung geführt haben, denn Fürstenschreck war nicht der Mann, mit seinen Ansichten irgend zurück zu halten, aber dafür fehlte jetzt die Zeit, denn die Zuzügler langten nach und nach an, und auch die Waffenkisten trafen ein.

„Hegen Sie denn gar keine Besorgniß — fragte Werner — daß man uns und die Waffen gewaltsam aufhalten werde?"

„Nicht die mindeste. Eine Paßkontrolle existirt nicht mehr, Gensd'armen und sonstige Polizisten lassen sich auf den Bahnhöfen nicht blicken; eine militärische Besetzung wagt man nicht, weil sie zu viele Aufregung hervorbringen könnte; uns aufzuhalten, getraut man sich noch weniger, da augenblicklich das Volk unsere Partei ergreifen würde."

Weil die Zeit zur Abfahrt herankam, so nahm Fürstenschreck mit seinen Begleitern einen Wagen der letzten Klasse ein; wenn auch noch einige Plätze frei waren, so zogen sich doch die Reisenden, die mit einzusteigen gedachten, scheu zurück, wenn sie einen Blick auf diese verwegnen Gesichter geworfen hatten. Die Mitglieder des Volksvereins besprachen mit Fürstenschreck die innern Verhältnisse ihrer Heimat oder versenkten sich in den Genuß von mitgebrachten Speisen und Getränken. Obwohl Werner sich überzeugen mußte, daß

diese Leute ein viel tieferes und energischeres Urtheil über die politischen oder sozialen Verhältnisse besaßen, als er ihnen auf den ersten Anblick zugetraut hätte, so interessirten ihn doch die verhandelten Angelegenheiten wenig, so wie er auch für die bereitwillig angebotnen Erquickungen dankte, er konnte sich also um so eher mit sich selbst beschäftigen.

Vorerst wurden seine Gedanken völlig von der Fahrt auf der Eisenbahn in Anspruch genommen. Hätte er die Einleitungen, Vorbereitungen und Vorarbeiten mit durchlebt, die mit der Anlage einer solchen Bahn verbunden sind, so würde natürlich eine erste Fahrt auf derselben längst nicht den gleichen Eindruck auf ihn gemacht haben; jetzt aber nahm die Neuheit der Sache seine ganze Seele gleichsam gefangen und erlaubte ihr nicht, dauernd bei irgend einem andern Gegenstand zu verweilen. Er saß in einer Ecke des Wagens und schaute zum offnen Fenster hinaus, wo bald die weißen Dampfwolken in rascher Eile vorüber wirbelten, bald die Aussicht frei war und die Blicke über die weiten Fluren gleiten ließ, in denen emsige Landbebauer sich einige Augenblicke auf ihr Arbeitsgeräth stützten, um dem vorbeieilenden Zug nachzusehen, oder weidende Kühe das Haupt neugierig erhoben und dann schnaubend zur Seite fuhren. Doch vorbei flog man mit dämonischer Hast, vorbei vor Menschen und Thieren!

Nun taucht ein Dörfchen auf; um die bescheidne Kirche mit dem niedrigen Thurm reihen sich die ärmlichen Hütten. Vor Kurzem war das Dorf vielleicht abgeschnitten von fast aller Verbindung mit der übrigen Welt; dieselben Leidenschaften, welche die hohen Kreise bewegen, wiederholten sich hier in dem engsten und abgeschiedensten Kreise, Freud' und Leid, Lieben und Hassen — es knüpfte sich Alles an diesen einsamen Winkel der Erde, und er war für sich eine abgeschlossene Welt; jetzt zieht ein Theil der großen Welt täglich bei den ärmlichen Strohhütten vorüber: werden die Bewohner derselben je wieder zu der früheren Einfalt, zu dem beschränkten Gesichtskreis der Vorfahren zurückkehren, oder ziehen die eilenden Wagenreihen die Phantasie mit sich in die Ferne? Aber das Dörfchen ist schon längst vorbei!

Da liegt ein geräumiges Bauernhaus allein unter den stattlichen Eichen, welche vergeßne Vorfahren pflanzten; muntre Kinder spielen mit dem zottigen Hunde, der ihnen jetzt entspringt, um den Bahnzug muthig anzubellen; die Mutter beugt sich halb aus der Thüre, um theils nach den Kindern zu sehn, theils einen Blick auf das schon halb zur Gewohnheit gewordene Schauspiel zu werfen; die Kinder ahmen das Geräusch des Zuges nach und lachen. Aber vorbei!

Dort zieht eine lange Reihe von Landleuten lang-

sam einher, aber zu entfernt, als daß man sehen könnte, ob sie einen entschlafnen Bruder zu seiner Ruhestätte oder ein muntres Paar zur Trauung geleiten — — wie schmelzen, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, des Lebens Lust und Leid unkenntlich zusammen — — vorbei!

Hier schneidet die Bahn eine große Heerstraße, die früher gewiß sehr lebhaft war; jetzt fassen die langen Reihen der Pappeln einen vereinsamten Raum ein. Nur ein einzelner Frachtkarren hält vor dem Schlagbaum, der ihm für jetzt „Halt!" gebietet; indem der Fuhrmann seine Pferde festhält, daß sie nicht scheuen, wirft er zugleich einen mürrischen Blick auf den hingleitenden Bahnzug. Noch verdroßner sieht der Bettler, der unter dem Baume liegt, den Wagen nach, die für ihn ohne jene entzückende Aussicht auf ein kleines Geldgeschenk sind, welche sonst jedes Fuhrwerk schon aus weiter Ferne erweckte. Auch der Wirth, der etwas weiter vor seinem leeren Hause mitten auf der einsamen Straße steht, läßt bei dem Anblick des Zuges gewiß nur grollende Empfindungen in sich aufsteigen. Arme Schelme: ihr seid die Märtyrer des Fortschritts. Aber vorbei!

Jetzt zerreißt die Ohren ein schneidend gellendes Pfeifen: man langt auf dem Bahnhof einer Stadt an, von welcher selbst nur wenig sichtbar wird. Welches Leben! Mit wilder Hast stürzen neu hinzugekommene

Reisende auf die Wagen zu und schreien die gleichmüthigen Schaffner an; andre Reisende steigen aus und werden von erwartenden Angehörigen empfangen und begrüßt, oder sehen sich nach einem Wagen um, in dem sie zum Hotel fahren wollen; müßige Zuschauer und geschäftige Bahnbeamte drängen und lassen sich drängen: es ist ein Gewühl wie auf der buntesten Messe, aber der schrille Pfiff ertönt von Neuem, die letzten Wagenthüren werden zugeschlagen, der Zug fängt langsam an zu rollen, jetzt bewegt er sich rascher und — vorbei!

Eine große Haide breitet sich nun zu beiden Seiten aus, von Nichts unterbrochen, als von einigen hügelartigen Erhöhungen — — das sind alte Hünengräber; auf dem Ruheplatz des rauhen Heldengeschlechts der Urzeit liegt das Schweigen von Jahrhunderten. Es ist, als ob auf dieser Haide der Geist der Schwermuth sich niedergelassen habe und nur mit dem Geiste der Sehnsucht verkehre — — aber dort ragen bereits die Thürme einer Hauptstadt empor, die schönen Denkmäler mittelalterlicher Frömmigkeit und Baukunst, und immer mehr rauchende schmalhohe Schornsteine werden sichtbar, die Wahrzeichen der industriellen Neuzeit — also vorbei die Haide mit den Gräbern!

Auf dem Bahnhof der großen Stadt steht eine große Volksmasse. Nein, das ist nicht mehr das alte, gutmüthige, geistesruhige Publikum, das einem feingeklei-

deten Herrn bereitwillig Platz machte und vor einem Orden oder Titel den Hut zog: trotzig stehen die Gruppen da, es den feinen Herren und Damen überlassend, sich einen Weg um sie herum zu finden; die breitrandigen Hüte verdecken fast die Hälfte der bärtigen Gesichter, die blitzenden Augen bohren sich kühn in jeden offnen Wagen, die leichten und kurzen Röcke sprechen eine Verschmähung der vornehmen Kleidermoden aus. Aber was stehen da für fremdartige Gesellen zusammen? Die verwitterten Gesichter sind zugleich abgestumpft und verwegen, die Kleidung hat Etwas von derjenigen der vornehmen Stände und Etwas von derjenigen des Bettlers; je länger man sie ansieht, desto mehr scheint Alles an ihnen Widerspruch. Aber schon war Fürstenschreck herausgesprungen, hatte mit einigen der trotzigen Männer mit den breiten Hüten rasche Worte und Handschläge gewechselt, sprach dann eifrig mit der fremdartigen Gruppe, die ihn stürmisch umdrängte, unterhandelte darauf mit dem Zugführer und führte den ganzen Troß zu einem leeren Wagen, den die seltsamen Gesellen sofort bestiegen, die halb in einen vornehmen Salon, halb als Strauchdiebe in den dichtesten Wald zu gehören schienen. Hierauf bog sich Fürstenschreck in den Wagen, in dem er bisher gesessen, und theilte Werner, sowie den übrigen Gefährten mit, daß er von hier aus mit den „Polen“ fahren werde, weil diese der deutschen

Sprache nicht recht mächtig seien und sich bei etwaigen Verlegenheiten nicht zu helfen wüßten. Als er zu den neuen Gefährten zurückgekehrt war, setzte sich der Zug alsbald in Bewegung, doch nun mit angezündeten Lampen, da mittlerweile die Dunkelheit sich eingestellt hatte. Werner fühlte sich jetzt mehr gestimmt als früher, den Gesprächen seiner Begleiter ein aufmerksames Ohr zu leihen.

„Also die Polen machen die Geschichte mit?“ sagte ein junger Mann, der mit einer gewissen anspruchsvollen Eitelkeit einen gestickten Riemen für sein Gewehr schräg über die Brust trug.

Ein älterer Mann, der behaglich seine kurze Pfeife rauchte, während die Andern meistens der modischeren Cigarre huldigten, sagte: „Ich habe kein rechtes Herz für diese Polen, sie kommen mir vor wie die Geier oder andre Aasvögel; wo es Etwas zu thun giebt, da sind sie bei der Hand, als wenn sie aus der Erde stiegen, und wenn einmal eine Sache schief abläuft, da sind sie nach allen Winden hin verflogen, daß keine Spur übrig ist, wo sie geblieben sind. Ich habe noch nicht davon gehört, daß so ein Pole bei einer Barrikade oder einer andern Gelegenheit wäre gefangen worden.“

„Es bleiben auch blutwenig davon todt — sagte ein Dritter — sie wissen ihr kostbares Leben meist zeitig in Sicherheit zu bringen.“

„Aber das ist doch kein Zweifel — warf der Erste ein — daß die Polen eine außerordentlich muthige und kriegerische Nation sind. Ihre Tapferkeit ist wohl noch nie bezweifelt worden, und sie haben sie oft genug bewiesen."

„Hm — erwiderte der Zweite — sie sind so eine Art von Franzosen: sie gehen mit fürchterlichem Geschrei und mit Augen, als wenn sie Alles fressen wollten, auf den Feind los; aber sie müssen sich dabei unter einander gegenseitig Muth machen, sehen auch immer auf ihre Nebenmänner hin; Jeder schämt sich vor dem Andern, Jeder will's dem Andern zuvor thun; wenn nun die Andern gefallen oder fortgelaufen sind, so macht sich mein Pole auch aus dem Staube, denn es ist Keiner mehr da, dem er's zuvorthun oder vor dem er sich schämen möchte."

„Du magst sie einmal nicht leiden und beurtheilst sie darum falsch."

„Ich habe schon einige Male mit ihnen gefochten und kenne das Volk durch und durch."

„Ich bin derselben Meinung — sagte der Dritte — aber doch ist's immer gut, wenn einige Polen mit dabei sind, weil es sonst im Anfang leicht etwas zu schläfrig und zaghaft hergeht. Die Polen bringen gleich einen gewissen Schwung in die Sache, das muß man ihnen lassen, nachher mögen sie sich meinetwegen zum Teufel scheren."

„Ob's wohl morgen scharf hergehen wird?“ fragte der Erste. „Es ist das erste Mal, daß ich dabei bin, da wollte ich denn doch, daß es auch etwas Ordentliches gäbe.“

Ein Vierter sagte: „Es können morgen leicht mehr blaue Bohnen durch die Luft fliegen, als Dir lieb ist.“

„Wie kannst Du das sagen?“ rief der Erste entrüstet. „Hab' ich jemals Furcht gezeigt? Wenn ich im geringsten vor irgend Etwas bange gewesen wäre, so hätt' ich ja ruhig zu Haus bleiben können.“

„Das hat auch Nichts zu sagen — meinte der Zweite — ich bin von Deiner Courage überzeugt. Wenn man auch zum ersten Mal etwas zusammenfährt, sobald die Kugeln durch die Luft pfeifen, so gewöhnt man sich doch gleich daran, wenn man sonst Muth hat, und den haben wir wohl Alle, sonst wären wir gewiß lieber zu Haus geblieben.“

„Ich fürchte mich vor den Kugeln nicht — sagte der Dritte — und auch die Kanonenkugeln machen mir keine besondere Sorge, nur vor den Bajonetten habe ich Respekt.“

„Mit den Bajonetten ist's wohl eine schlimme Sache? — fragte der Vierte nicht ohne einen Anflug von Aengstlichkeit — die verfluchten Dinger spießen einen auf wie einen Ochsenbraten!“

Der Zweite erwiderte kaltblütig: „Man muß nur

nicht Ochse genug sein, um sich so leicht aufspießen zu lassen."

Ein Fünfter sagte: „Die Barrikaden sind eine gute Erfindung gegen das regelmäßige Militär mit seinen Bajonetten; wenn nicht ganze Reihen vorrücken können, sondern nur Einzelne, da fürchte ich mich vor keinem Soldaten mit seiner Muskete."

In dieser gewissermaßen harmlosen, wenigstens höchst objektiven Weise unterhielten sich die Männer, die einer so ernsten Gefahr entgegen gingen. Werner hörte ihnen nicht ohne Erstaunen zu, schlief aber zuletzt ein, da ihn die mannichfachen Ereignisse des Tages abgespannt und ermüdet hatten. Wenn der Zug an einer Station hielt, wachte er zwar für kurze Zeit auf, aber nur um sogleich wieder in Schlummer zu sinken und von der Oase Afrika's, von roth-schwarz-goldnen Fahnen, von Gefechten mit Beduinen und von Eisenbahnfahrten zu träumen. Als er zum letzten Male wach wurde, war es schon längst heller Tag, die Sonne flimmerte in Millionen von Thautropfen, die Lerchen wirbelten in der Luft. Der Zug hielt auf einer kleinen Haltstelle, die nur deshalb eingerichtet war, weil sich in der Nähe ein vielbesuchter Vergnügungsort für die nahe Stadt Kesselfort befand.

„Heraus aus dem Wagen, wir sind zur Stelle!" rief Fürstenschreck über den Schlag herein. Alle fuhren

auf, denn auch die Gefährten Werner's waren mehr oder weniger in Schlummer versunken gewesen.

Man stieg aus, ließ den Zug weiter fahren, packte die abgeladenen Waffenkisten aus und wählte sich unter deren Vorrath, was man für besonders geeignet hielt. Werner nahm sich eine gezogne Büchse und außerdem einen guten Säbel, die Andern waren auch bald fertig; die Gewehre wurden geladen, und der Zug bewegte sich rasch auf dem Wege nach der Stadt zu, deren Kirchthürme in der Ferne von der Sonne golden beschienen wurden. Die Anfangs etwas übernächtig aussehenden Gesichter klärten sich auf, als ihnen die frische Luft entgegenwehte, und Werner mußte sich gestehen, daß die kleine Schaar muthig und entschlossen zum Kampfe ausrückte. Doch wunderte er sich über die Unterlassung jeder kriegerischen Vorsichtsmaßregel. Die Gegend, die man zu durchschreiten hatte, war keineswegs immer offen und frei, vielmehr verdeckten bald Gebüsche, bald kleine Anhöhen das nach vorn oder zur Seite liegende Land. Werner fragte daher Fürstenschreck, ob es nicht zweckmäßig wäre, zwei Leute in angemeßner Entfernung voran gehen, vielleicht auch einige Andere sich an den Seiten halten zu lassen, um vor einer Ueberraschung gesichert zu sein; Fürstenschreck erkannte dies als zweckmäßig an und traf ungeachtet des Widerspruchs der Polen die vorgeschlagene Einrichtung. Der kleine Haufe rückte nun

also langsamer vor, während die Vorausgesandten vorsichtig den Weg erkundeten, einige Andre aber rechts und links die Seiten durchspähten.

Nach einiger Zeit kamen die Ersten eilig zurück, um zu melden, daß man an jener Stelle, wo der Weg um eine Ecke biege, eine Reiterschaar gewahre, die sich ziemlich rasch nähere. Gleichzeitig kamen die beiden nach der linken Seite Ausgeschickten und verkündeten, auf einem Wege, der dort aus dem Walde führe, befände sich eine große Menge von Menschen; dem Geräusche nach müßten es Bewaffnete sein. Fürstenschreck, dem es durchaus nicht an Muth, wohl aber an Kriegserfahrung fehlte, blickte einigermaßen rathlos auf die Polen und auf Werner hin. Noch bevor man sich besprechen konnte, stürzten Diejenigen, die nach rechts hin die Gegend erkundet hatten, herbei und berichteten, man höre in einiger Entfernung verworrnes Stimmengewirr und Waffengeräusch. Da gab es manche verblüffte Gesichter.

„Wir sind eingeschlossen!" sagte einer der Polen, welcher etwas Deutsch verstand.

Werner schüttelte den Kopf und sagte: „Es ist möglich, aber ich glaube es nicht, wenigstens müssen wir uns erst näher überzeugen. Es scheint mir am rathsamsten, daß wir rasch jene Ecke besetzen, bevor die Reiter da sind. Die Männer, welche uns die Nachricht von den Seiten gebracht haben, müssen sich wieder

dorthin begeben und so nah heran schleichen, daß sie genau berichten können, was für Mannschaften dort sind. Zum Rückzug ist's zu spät, wenn man uns erwartet und eingeschlossen hat; es bleibt uns dann Nichts übrig, als unser Leben theuer zu verkaufen."

„Wenn wir uns zerstreuen — sagte der Pole — so kann man uns schwer verfolgen."

„Nichts da — rief Fürstenschreck — Afrikaner hat Recht, machen wir es so!"

Man eilte nach Entsendung der Späher zu jener Ecke, wo der mit Gebüsch bewachsene Vorsprung einer kleinen Anhöhe den Weg zu einer Biegung nöthigte, und warf sich in die Sträucher, indem man zugleich einen freien Blick auf den Weg gewann. Die Reiter waren nicht mehr weit entfernt, und man konnte nun erkennen, daß es etwa eine halbe Schwadron Ulanen war. Einige hundert Schritt vom Versteck der Freischärler machten sie Halt, da wo einige Seitenwege einmündeten.

Werner sagte flüsternd zu Fürstenschreck: „Allem Anschein nach ist es eine Recognoscirung, die man aus der Stadt ausgeschickt hat, weil man vielleicht Kunde davon besitzt, daß ein Zuzug erwartet wird."

„Sollen wir sie angreifen? Wir können ja wohl fertig mit ihnen werden."

„Wir müssen erst wissen, wen wir zur Seite haben.

Ich denke immer noch, daß es eher Freunde als Feinde sind, etwa Zuzügler benachbarter Städte."

Fürstenschreck schlug sich vor die Stirn und sagte: „Daß ich auch daran gar nicht dachte! Das ist sehr möglich."

„Uebrigens — fügte Werner hinzu — können wir diese Truppe leichter aufreiben, wenn sie uns nahe kommt, als in freiem Felde angreifen; Kavallerie ist ungeordnetem Fußvolk weit überlegen, wenn sie einen vollen Angriff machen kann."

Jetzt lösten sich einzelne Reiter von der Schaar ab, und je zwei derselben ritten rasch auf den drei Wegen vor, die hier zusammentrafen. In demselben Augenblick kamen die Kundschafter von der linken Seite und riefen: „Es ist eine Freischaar aus Haslach, die dort im Walde hält!"

Gleich darauf kamen auch die zwei Kundschafter von der rechten Seite, liefen über den Weg und rannten in das Gebüsch, indem sie jubelnd verkündeten: „Es sind die Bürgerschützen von Beutlingen, die mit uns nach Kesselfort ziehen! Wir haben mit ihnen gesprochen."

Aber die beiden Ulanen hatten die Bewaffneten über den Weg in's Gebüsch springen sehn, sie sahen schärfer in dieses hinein, gewahrten noch mehr Männer darin, schossen ihre langen Pistolen auf's Gerathewohl

ab und wendeten die Pferde, um zu ihrem Corps zurück zu eilen. Doch in diesem Augenblicke hatte Werner seine Büchse angeschlagen, drückte ab, und einer der Reiter stürzte mit seinem Pferde, während der andre eilig davon sprengte. Während auch auf den beiden andern Wegen einzelne Schüsse gehört wurden und die vorgesandten Ulanen zurückgaloppirten, drängte sich die Schaar Fürstenschreck's aus dem Gebüsch und eilte wild durch einander schreiend und schießend auf den Reitertrupp los. Dieser würde den Angreifern wohl einen heißen Empfang bereitet haben, aber da gleichzeitig von zwei andern Seiten bewaffnete Schaaren hervordrangen, so machten die Reiter Kehrt und jagten zur Stadt zurück, den nachgesandten Kugeln bald unerreichbar. Werner eilte, Fürstenschreck nach sich ziehend und ihm einige flüchtige Worte zuflüsternd, zu dem gestürzten Reiter, der unversehrt war, während die wohlgezielte Kugel dem Pferde den Kopf durchbohrt und dasselbe augenblicklich getödtet hatte. Der junge Soldat war schon vom Sturz erschreckt, gerieth aber in die höchste Angst, als die zwei wilden bärtigen Gesichter sich über ihn beugten: „Schont mein Leben!" bat er zitternd.

„Es soll Dir Nichts geschehen — sagte Fürstenschreck — wenn Du uns auf unsre Fragen gehörig antwortest."

„Das will ich."

„Ist in der Stadt Alles ruhig, oder wird dort gekämpft?"

„Bis jetzt ist's ruhig, aber es ging das Gerücht, die Bürger wollten das Militär angreifen, wenn sie erst noch Hilfe von außen bekommen hätten."

„Ist in den letzten Tagen noch neues Militär in die Stadt gerückt?"

„Nein, aber es werden in einigen Tagen drei bis vier Regimenter erwartet, Kavallerie und Infanterie."

„Wir wissen genug!" sagte Fürstenschreck zu Werner.

Der Letztere sprach zum Soldaten: „Du verhälst Dich hier ruhig, bis wir vorüber sind, und dann machst Du Dich aus dem Staube."

Es kamen einige Freischärler herbei, zum Theil wohl nicht eben in den besten Absichten, allein Fürstenschreck verkündete, daß dem Menschen Nichts geschehen dürfe, weil ihm sein Leben gesichert sei, und so begnügte man sich denn, ihm seine Waffen zu nehmen, um so mehr, als Werner sich zu seinem Schutz in der Nähe hielt, während Fürstenschreck die Führer der beiden andern Freischaaren aufsuchte und begrüßte. Bald darauf zogen Alle zusammen auf die Stadt zu. Nur der Soldat blieb trauernd bei seinem todten Pferde sitzen.

3. Der Kampf in der Stadt.

Die Zuzügler aus der Ferne waren von denen aus den benachbarten Städten mit lautem Jubel begrüßt worden, und als man sich vereinigte, bildete man eine ansehnliche Schaar. Es wurde nun eine starke Vorhut vorausgesandt, und man näherte sich rasch dem Ziele. Man betrat zuerst eine Vorstadt, welche von wohlhabenden Leuten bewohnt zu werden schien, denn ansehnliche Häuser lagen in wohlgepflegten Gärten; jetzt war es hier still und öde, kein Mensch zeigte sich auf der Straße, nur verstohlen verschob sich hier und da ein Vorhang, um den fremden unheimlichen Zug anzusehen. Auf einmal erscholl eine Gewehrsalve aus der Stadt, beantwortet von dem Geknatter zahlreicher Einzelschüsse, und der bereits rasche Schritt der Freischaaren wurde dadurch zum Laufe beflügelt. Das Stadtthor war nicht besetzt. In den engen Straßen, die man zu durchschreiten hatte, liefen alte Leute und besonders Frauen umher, theils bestürzt nach ihren Wohnungen eilend, theils neugierig sich erkundigend, theils händeringend und jammernd; am deutlichsten hörte man die Worte heraus: „Sie haben unter das Volk geschossen! Frauen und Kinder liegen todt in ihrem Blute!“ Die Schau-

fenster der Kaufleute und Handwerker wurden eilig verschlossen, auch vor manchen Fenstern die Läden fest zugemacht. Alles brachte den Eindruck des Erschreckens, der Bestürzung, der Ungewißheit hervor. So gelangte man auf den geräumigen Markt, welcher ganz mit Menschen angefüllt war. Während die Freischaar sich bald durchdrängen mußte, weil große Massen sich um einen verwundeten oder vielleicht getödteten Bürger drängten, oder weil zerlumpte Gesellen ein erschossenes Kind auf einer Bahre unter wüthendem Rachegebrüll umhertrugen, machte man anderswo bereitwillig Platz und brachte den fremden Zuzüglern donnernd ein „Lebehoch!"

An der einen Seite des Marktes lag die Hauptwache, umgeben von einem dichten Gedränge von Männern, deren Bewaffnung die mannichfachste, deren Gesicht von der Aufregung des eben stattgefundenen Kampfes geröthet war. Die Leichen von etwa zwanzig erschlagenen Soldaten wurden unter gräulichen Verhöhnungen und Verwünschungen von halbwüchsigen Burschen und zigeunerhaftem Gesindel über die Erde geschleift, um hinter dem Wachtgebäude auf einen Haufen geworfen zu werden. In dem Gebäude selbst schien eine Art von Hauptquartier errichtet zu sein, denn an der Thüre standen zwei Posten, die nur Einzelne nach kurzer Rücksprache eintreten ließen. Auch Fürstenschreck und die

Führer der beiden andern Freischaaren begaben sich in das Gebäude, während die Mannschaft draußen blieb.

Werner stand zufällig neben den beiden Freischärlern aus der Seestadt, die wir als seine Reisegefährten kennen gelernt haben. Der Jüngere mit dem gestickten Gewehrriemen war blaß geworden; was er hier sah und hörte, schien er sich nicht so vorgestellt zu haben. Der Aeltere rauchte auch jetzt aus seiner kurzen Pfeife und fragte einen ältlichen Bürger: „Was ist denn eigentlich hier vorgegangen, Landsmann?"

„Sehen Sie, mein bester Herr — erwiederte der bereitwillige Berichterstatter — es zog eine Abtheilung von Ulanen aus dem Haslacher Thore, wahrscheinlich um Kundschaft in der Nähe einzuziehen oder um Freischärler zu fangen. Die Ulanen stießen aber auf einige Tausende, die der Stadt zu Hülfe zogen. Es kam zum Gefecht, die Ulanen wurden geschlagen, verloren viele Todte und Verwundete — denn mit Gefangnen giebt man sich wohl nicht viel ab — und eilten in wilder Flucht zur Stadt zurück. Einige von der hiesigen Bürgerwehr waren auf die Thürme gestiegen und hatten das Gefecht von Weitem mit angesehen; die machten sogleich Lärm, und die flüchtigen Ulanen mußten um die Stadt herum reiten, um wieder nach ihrer Kaserne zu kommen. Hier auf dem Markt strömte die größte Masse der Bürgerwehr zusammen, und daß unzählige Zuschauer

sich darunter drängten, können Sie sich wohl denken. Die Mannschaft der Wache war in's Gewehr getreten, wurde aber so gedrängt, daß der Offizier erklärte, wenn man nicht Raum lasse, müsse er Befehl zum Schießen geben. Da drängte man erst recht, warf mit Steinen auf die Soldaten, und Einige sprangen auf sie los, um ihnen die Gewehre zu nehmen. Nun ließ der Offizier feuern, und natürlich stürzten manche von den Bürgern todt oder verwundet, und darunter waren auch Frauen und Kinder. Fast in einem Augenblick war darauf die Mannschaft angegriffen, überwältigt und niedergemacht. Die Kavallerie, die ihr hatte zu Hülfe kommen wollen, wurde durch eine Barrikade aufgehalten und mit Flintenschüssen empfangen, worauf sie umdrehte."

„Es war aber doch auch Unrecht von den Soldaten — sagte der jüngere Freischärler — daß sie unter das Volk schossen, da sie doch viele Unschuldige treffen mußten."

Sein älterer Gefährte erwiederte trocken: „Das weiß ich nicht, denn sie konnten in dem Gewirre doch nicht einzeln auf Bewaffnete zielen. Sie haben ganz einfach ihre Pflicht gethan, und es thut mir leid um die armen Burschen."

„Man hätte sie auffordern sollen — meinte Werner — die Gewehre abzugeben, und mußte sie dann als Gefangene zurück halten."

Der Bürger zuckte die Achseln.

In diesem Augenblick zerrten einige Schusterlehrburschen einen Soldaten, der vielleicht hatte fliehen wollen und darum in einiger Entfernung von der Wache erschlagen worden war, an den Beinen mit rohem Geschrei vorüber, indem sie riefen: „Platz, Platz für einen Soldaten Seiner Majestät! Respekt vor dem bunten Rock!"

Ein junger Mensch, der wie ein Fleischergeselle aussah, stürzte, indem Andre lachend Platz machten, auf die Leiche los und rief: „Halt, ihr Jungen! Er soll mir den bunten Rock geben, den will ich anziehn, dann glauben die Soldaten, es wären schon welche von ihnen zum Volk übergegangen, und dann laufen sie auch über."

Diese Worte wurden mit großem Beifall aufgenommen, die Uniform wurde abgezogen, und der Geselle bekleidete sich damit. Darauf schleppten die Lehrlinge die Leiche weiter, deren Kopf mit seiner klaffenden und blutenden Wunde schauerlich auf das Pflaster schlug. Ein Tagelöhner in zerlumpter Jacke drängte sich vor und ertheilte dem vorübergezogenen Körper einen wüthenden Fußtritt.

Entrüstet sagte der ältere Freischärler: „Warum thust Du das, Landsmann? Wer wird sich wohl an einem todten Feind vergreifen?"

Mit den verzerrten Zügen eines bis zum Wahnsinn gesteigerten Zornes schrie der Mann: „Das thu'

ich, und ich will den sehen, der mir's wehrt! Die Soldaten haben meinen Jungen erschossen, einen Jungen von elf Jahren, der so unschuldig war, wie ein Kind im Mutterleibe. Hätte ich einen Soldaten lebendig in den Fäusten, ich wollte ihm die Glieder einzeln abreißen, und ich möchte den sehen, der mir's wehren wollte, mir, dem sie seinen unschuldigen Jungen erschossen haben!"

Der Freischärler drehte sich um und murmelte für sich: „Bestie! Was hatte der Junge bei der Hauptwache zu thun?"

Werner sah die Scene mit düstern Mienen an. Er flüsterte dann leise zu dem Gefährten, zu dem er ein gewisses Zutrauen gefaßt hatte: „Ich hätte nie geglaubt, daß sich bei uns solche Rohheit und Grausamkeit entwickeln könnte; bei Franzosen würde es mich nicht Wunder nehmen, aber bei Deutschen überrascht es mich sehr."

„Die meisten Menschen — sagte der Andere — werden zu wilden Bestien, wenn sie erst einmal Blut gesehen haben."

Das Gespräch wurde durch Kanonenschüsse unterbrochen, die aus einiger Entfernung herübertönten, und in der augenblicklichen Stille, die nach diesen ernsten Tönen entstand, hörte man auch ein fortdauerndes Kleingewehrfeuer.

„Sie greifen die Kasernen in der Neustadt an!"

hörte man rufen. Darauf entstand eine allgemeine Bewegung. Die Führer des Aufstandes, die in der Hauptwache gewesen waren, traten heraus; die bewaffneten Stadtbewohner ordneten sich einigermaßen und zogen rasch in eine Seitenstraße ab; die Freischaaren folgten; auch diejenige Fürstenschreck's, der sich wieder bei ihr eingefunden hatte. Die Zuschauer theilten sich: die Einen drängten den Abziehenden nach, Andere blieben auf dem Markte; Manche eilten in eine andere Straße, um neuen Freischaaren, deren Einzug verkündet wurde, entgegen zu gehen.

Fürstenschreck ging neben Werner, von dessen Kriegstüchtigkeit er eine große Meinung hatte, und sagte: „Es geht Alles gut, der Tag ist unser."

Werner erwiederte: „Noch hat kein eigentlich bedeutendes Zusammentreffen stattgefunden."

Gleich im Beginn der schmalen Straße war eine Barrikade von Wagen, Tischen, Fässern und Gerümpel jeder Art errichtet, bei welcher einige Bürgerwehrmänner Wache hielten, an der einen Seite war eine Oeffnung frei gehalten, durch welche die Züge marschiren konnten, die sich aber im Fall der Noth gleich wieder schließen ließ. Weiterhin fand sich wieder eine Barrikade vor, die noch im Bau begriffen war, und Werner mußte sich gestehen, daß in so schmalen gewundenen Straßen, durch Barrikaden vertheidigt, der Kavallerie und Ar-

tillerie für den Augenblick keine erfolgreiche Verwendbarkeit blieb. „Die kühnen Zuaven oder die wilden Burschen der Fremdenlegion würden aber doch einen Weg finden, und wenn er über die Häuser gehn müßte!“ dachte er bei sich.

„Sind die Anstalten nicht gut?“ fragte Fürstenschreck.

Werner antwortete: „Zur Vertheidigung vortrefflich, aber man wird auch angreifen müssen.“

Endlich bekam man eine große Kavallerie-Kaserne zu Gesicht, deren weitläuftige Stallungsgebäude einen sehr geräumigen Hofraum umgaben; um diesen lief eine niedrige Steinmauer mit darauf gesetztem Eisengitter, dessen Thor weit offen war; dahinter sah man vier Feldgeschütze mit ihrer Mannschaft. Hinter dem Gitter standen dichte Reihen Linien-Infanterie, deren Bajonette zwischen den schwarzen Eisenstäben durchleuchteten; alle Fenster und Oeffnungen der Gebäude waren mit Soldaten besetzt, die mit Musketen und Karabinern schossen, was aus den benachbarten Häusern und aus allen möglichen Verstecken erwidert wurde; im Hintergrunde des Hofraums waren einige Schwadronen Ulanen aufgeritten. Der freie Raum, der sich zwischen der Kaserne und den nächsten Häuserreihen befand, war menschenleer, nämlich leer von lebenden Menschen, denn Leichen und verstümmelte Verwundete lagen genug umher, und zwar fast nur von Bürgern. Es war klar, daß die Bürger

einen Angriff auf die Kaserne gemacht hatten, aber blutig zurückgewiesen worden waren; die Kanonen hatten aufgeräumt, und dann war der Platz durch einen raschen Kavallerie-Angriff völlig gesäubert worden. Dagegen standen die Straßen voll von Bürgern, und alle Häuser waren von ihnen besetzt. Ihr wohlgezieltes Feuern richtete jetzt große Verheerung unter den Soldaten an, die es nicht wirksam erwiderten.

Die neu Hinzukommenden vertheilten sich vorzugsweise in die Häuser, welche dem offnen Kasernenhofe gegenüberlagen, und verstärkten sehr wirksam das mörderische Feuer, da sie sogar die Artilleristen und Ulanen bestrichen. Die Infanteristen suchten ihr Feuer dagegen wirken zu lassen, aber mit geringem Erfolg, daher begannen die Kanonen diese Häuser zu beschießen und brachten es leicht dahin, daß sich die Aufrührer rasch aus denselben entfernen mußten, weil sie theilweise einstürzten. Die vorgerückte Mittagsstunde beendigte einstweilen den Kampf, indem die Angreifer sich nach Speise und Trank umsahen. Die Stadtbewohner hatten für eine Verpflegung gesorgt, die freilich im Allgemeinen genügen konnte, aber sehr ungeregelt vertheilt wurde: der Eine freute sich, wenn er ein Brot und einen Schluck Bier erlangen konnte, der Andere schwelgte bei Braten und kostbarem Wein. Die Angegriffenen benutzten ebenfalls die Pause: die Berittenen zogen sich ganz zurück,

die Uebrigen beschränkten sich auf eine sorgfältige Beobachtung ihrer Gegner.

Werner fühlte sich in einer eigenthümlichen, aber höchst widerwärtigen Stimmung. Die ganze Art des Kampfes sagte ihm durchaus nicht zu. Er war sehr bereitwillig gewesen, für die Freiheit seines Volkes kämpfen zu wollen, er hätte noch jetzt gern all' sein Blut dafür vergossen, aber er hatte vorher nicht hinlänglich überlegt, daß er in diesem Kampf seinerseits das Blut seiner Landsleute, der Söhne seines Volkes vergießen müsse, er hatte nicht bedacht, daß das Ungeheuer des Bürgerkriegs, einmal entfesselt, am blutgierigsten und grausamsten wüthe. Seit dem Anschauen der Scenen auf dem Markte war eine unmerkliche Aenderung in seinem Innern vorgegangen: sein Herz nahm in gewisser Hinsicht Partei für die Angegriffenen, denen er selbst feindlich gegenüberstand. Er hatte keinen Zug von Grausamkeit im Verfahren der Soldaten wahrgenommen, dieselben benahmen sich auch jetzt in ihrer mißlichen Lage mit großer Mäßigung; sie durften nur, wozu es ihnen nicht an Mitteln gebrach, die gegenüber liegende Häuserreihe in Brand schießen, um die Angreifer in eine schlimme Lage zu bringen, sie beschränkten sich aber statt dessen auf eine mit vielen Opfern verbundene Abwehr. Es war Werner durchaus zuwider, seine Büchse gegen diese Leute abzudrücken, welche in ihrer

Pflicht standen und handelten, er hatte daher keine tödtliche Kugel hinübergesandt, so sicher ihm auch Hand und Auge in dieser Hinsicht zu Gebote standen. Es herrschte ein schmerzlicher Zwiespalt in ihm; er fühlte recht deutlich, wie anders die Dinge in der Ferne aussehen, und wie anders sie sich dann in der wirklichen Nähe ausnehmen.

Dennoch wollte er nicht den müßigen Zuschauer spielen. Zu seinem großen Erstaunen hatte er bald wahrgenommen, daß an irgend eine geordnete Pflege der Verwundeten gar nicht gedacht war. Wenn ein Bürger verwundet wurde, der Bekannte oder Verwandte in der Nähe hatte, so brachten ihn diese fort, wahrscheinlich nach seinem Hause oder in eine befreundete Wohnung, damit dort Sorge für ihn getragen würde; wenn aber ein Fremder oder ein Arbeiter fiel, so kümmerte man sich weiter nicht um ihn, ob er todt oder nur verwundet war, sondern überließ ihn seinem Schicksal. Werner ersah sich einige geeignete Häuser, die einer unmittelbaren Beunruhigung nicht ausgesetzt waren, und begann etliche Verwundete dorthin zu schaffen. Die Bewohner machten Anfangs etwas bedenkliche Gesichter, allein sie entzogen sich der ihnen zugemutheten Menschenpflicht nicht, legten sogar bald mit Hand an, um die Räume passend herzurichten. Man trieb auch einen Arzt und zwei Wundärzte auf, und so war die zweck-

mäßige Bemühung um Verband und Pflege nach einiger Zeit in vollem Gange. Wenn auch manche der Kämpfenden zuerst mißbilligende Blicke auf das Treiben des so kriegsfertig aussehenden Fremden warfen, so begriffen sie doch bald den hohen Nutzen seiner Thätigkeit, und als sie sogar Gelegenheit hatten wahrzunehmen, wie er sich der augenscheinlichsten Gefahr aussetzte, ließen sie es an lobendem Zuruf nicht fehlen.

Am Nachmittag versuchte es die Infanterie, heraus zu brechen und die nächsten Häuser zu besetzen, allein sie wurde nicht ohne herben Verlust zurückgewiesen. Dann wurde von beiden Seiten nichts Entscheidendes mehr vorgenommen, und die einbrechende Dunkelheit beendigte völlig den Kampf. Fürstenschreck sammelte seine kleine Schaar, die eben keinen Verlust zu beklagen hatte, und quartierte sie in einem öffentlichen Gebäude ein. Darauf nahm er Werner mit, um einer Berathung der Führer beizuwohnen.

---

4. Innere Kämpfe.

In dem Saal eines öffentlichen Gesellschaftshauses versammelten sich etwa vierzig bis fünfzig Führer der Bewegung; der Raum für die Berathenden war durch eine Schranke abgeschnitten, den übrigen größern Theil des Saales füllten Zuhörer sehr gemischter Art; denn zwischen Bewaffnete, die heut mitgekämpft hatten, mischten sich jüngere und ältere Leute von jedem Stand; auf einer Gallerie hatten sogar Frauenzimmer Platz genommen. Man bot Fürstenschreck an, das Amt des Präsidenten zu verwalten, und Werner lernte bei dieser Gelegenheit ermessen, eine wie hervorragende Stellung sein Begleiter unter seinen Parteigenossen einnahm. Fürstenschreck lehnte jedoch die ihm angetragene Ehre ab, und so nahm ein Einwohner der Stadt, ein Kaufmann und Major in der Bürgerwehr, Besitz vom Platz des Präsidenten.

„Meine Brüder — begann er — wir können mit den Erfolgen des heutigen Tages sehr zufrieden sein. Wir haben das Militär auf die Kasernen zurückgedrängt und sind Herren der ganzen Stadt. Die Abschließung der Kavallerie-Kaserne ist allerdings nicht ohne große Verluste möglich gewesen, sie ist aber auch desto voll-

ständiger gelungen; die Infanterie-Kaserne hat fast kein Opfer gekostet, denn die Besatzung beschränkte sich auf die Sicherung gegen äußre Angriffe, ist aber nun so vollkommen abgeschnitten, daß ihr gleichsam der Lebensathem vor dem Munde abgefangen wird. Den ganzen Tag über hat der Zuzug von Freiheitskämpfern aus der Nähe und Ferne fortgedauert, und es wird derselbe voraussichtlich morgen und weiterhin noch immer mehr wachsen. Das Militair ist offenbar entmuthigt. Da es überhaupt nur auf Befehl seiner Obern kämpft, also ohne Interesse und Begeisterung, so vermindert sich mit jedem Verlust seine Zuversicht, ja seine Zuverlässigkeit; es wird den Widerstand noch kurze Zeit fortsetzen, dann aber, an jedem Erfolg verzweifelnd, entweder zum Volk übertreten, oder in nutzloser Aufopferung fallen. Uns wächst von Stunde zu Stunde die Zahl der Streiter, die Siegeshoffnung, der freudige Muth. Es fragt sich nur, welches Verfahren das geeignetste ist, um uns möglichst rasch zum Ziele zu führen, und ich bitte die zur Berathung Eingeladenen, ihre Meinung hierüber zu äußern."

Es wurden einige nichtssagende Vorschläge ausgesprochen, deren Wiederholung wir uns ersparen können. Da erbat sich Fürstenschreck das Wort und sagte: „Ich habe einen Begleiter mitgebracht, der bereits Feldzüge mitmachte, und von dessen kriegerischer Erfahrung ich

selbst mich zu überzeugen mehrfach Gelegenheit hatte. Ich bitte ihn, uns seine Meinung hören zu lassen."

Es war Werner in jeder Hinsicht unangenehm, in dieser Weise vorgerufen zu werden, indeß wußte er nicht, wie er hätte ausweichen können, und sprach also folgendermaßen: „Bei jedem Verfahren, welches das hier begonnene Unternehmen fördern soll, kommt Raschheit und Vermeidung des Blutvergießens vor allem Andern in Betracht: Raschheit ist nöthig, weil eine Verstärkung des Militairs in sicherer Aussicht steht, Blutvergießen muß vermieden werden, weil auf beiden Seiten nur deutsches Blut vergossen wird. Um beiden Rücksichten gerecht zu werden, ist mein Vorschlag folgender. Man benutze die Nacht, um die äußersten Theile der beiden Kasernenflügel zu besetzen. Eine Ueberraschung wird um so eher gelingen, da das Militär den Tag über einen sehr schweren und erschöpfenden Dienst gehabt hat, unsrer Seits aber frische Kräfte auf das Unternehmen verwandt werden können. Hat man die beiden Punkte in seiner Gewalt, so muß das Militär auf jedes Betreten des Hofraums verzichten, ja die darin aufgestellten Kanonen gehn ihm muthmaßlich verloren. Ist diese Position errungen, so müßte man der Besatzung Anträge stellen, indem man ihr entweder freien Abzug gegen die Verpflichtung, am Kampfe mit dem Volk nicht weiter Theil nehmen zu wollen, anbietet, oder indem

man eine Entwaffnung und einstweiliges Verharren in der Kaserne ausbedingt. Entläßt man die Offiziere, die für sich nicht leicht eine derartige Uebereinkunft eingehn können, mit ihren Waffen und Ehren ohne alle Verpflichtung, so wird man mit den Soldaten auf desto günstigere Bedingungen abschließen können."

Der Oberst der Bürgerwehr rief: „Ich bitte um's Wort! Daß der vorhergehende Redner von Fürstenschreck eingeführt und zum Reden aufgefordert ist, berechtigt ihn ohne Zweifel, seine Meinung zu äußern, aber was diese Meinung selbst betrifft, so muß ich mich vollständig und entschieden dagegen erklären. Wir kämpfen hier nicht, um unsre Stadt von ihrer Besatzung zu befreien; die hat uns eben nicht so sehr genirt, daß wir so viel darum auf's Spiel setzen sollten; wir kämpfen um die Befreiung des ganzen Volkes von der Zwingherrschaft. Wir dürfen die Besatzung nicht abziehn lassen, wir müssen sie vernichten, vor allen Dingen die Offiziere, die der Vorredner so in's Herz geschlossen zu haben scheint. Wir müssen zeigen, was den Söldlingen bevorsteht, wenn sie sich dazu herleihen, als bewaffnete Livree-Bediente der Fürsten gegen das souveräne Volk zu kämpfen, das noch dazu den Lohn bezahlt, mit dem diese bereitwilligen Schergen der Gewalt unterhalten werden; wir müssen andere Regimenter von einem solchen Kampf abschrecken und ihnen als einzigen sichern Ausweg der

Rettung zeigen, daß sie sich freiwillig dem Volk anschließen, zu dem sie in jedem Betracht gehören. Wie Viele von uns bei diesem Kampf zu Grunde gehen, kommt bei der Wichtigkeit desselben nicht in Anschlag: ganz Deutschland blickt auf uns, unsre Handlungsweise ist folgenreich, ja maßgebend für das Allgemeine. Das ist genug über die angedeutete Vermeidung von Blutvergießen, und ich fasse nur noch einmal die Sache in den Worten zusammen: wir müssen viel Blut vergießen, weil Blut die einzige Düngung für den Baum der Freiheit ist. Was aber die Raschheit des Handelns angeht, so kommt es darauf gar nicht an. Man kann höchstens nur noch einige Regimenter gegen uns verwenden, denn man darf die andern Städte und Gegenden nicht entblößen. Die disponiblen Regimenter mögen kommen, lieber morgen als übermorgen. Sie werden uns die zahllosen Schaaren, die uns fortwährend zu Hülfe ziehen, nicht abschneiden, sie werden die hiesige Besatzung, die wir gefangen im Sacke haben, nicht befreien. Während wir die Kasernen mit einer doppelten und dreifachen Kette von Barrikaden umgeben, daß das Militär sich nicht rühren kann, werfen wir eben so viele Barrikaden an den Eingängen unsrer Stadt auf, und es kommt gegen unsern Willen nicht Mann noch Roß herein. Mein Vorschlag ist also: wir gönnen diese Nacht denen, die gekämpft, wie denen, die einen Marsch gemacht

haben, die gehörige Ruhe, wir erneuern morgen die Angriffe auf die Kasernen, und ich bin überzeugt, wir sind bis morgen Abend im Besitz des vollständigsten Sieges. Für die gehörige Bewachung während der Nacht wird die Bürgerwehr ausreichend sorgen."

Ein rauschender Beifall des Publikums folgte diesem Vortrag, nachdem bereits einzelne Stellen desselben mit lauter Zustimmung begleitet gewesen waren. Der Präsident nahm nun das Wort: „Ich ersehe aus dem Beifall, welcher den Ansichten des letzten Redners ertheilt worden ist, daß man sich allgemein für dieselben entscheidet. Sollte aber doch Jemand eine Abstimmung wünschen, so möge er sich melden."

Es meldete sich Niemand, der Präsident erklärte also die Sache für erledigt und fuhr dann folgendermaßen fort: „Zunächst wird uns eine Frage in Beziehung auf den hiesigen constitutionellen Verein beschäftigen. Wir haben demselben die Aufforderung zukommen lassen, sich in dieser berathenden Sitzung durch einige Mitglieder seines Vorstandes vertreten zu lassen. Ich frage, ob eine solche Vertretung des constitutionellen Vereins hier anwesend ist?"

Einige Männer traten aus der Zuschauermenge vor und schritten in den engeren Raum; einer derselben, ein Mann in gesetzten Jahren, von ruhigem aber entschlossenem Aussehn, stellte sich vor den Präsidenten und

sagte: „Ich bin als zeitiger Vorsitzender des constitutionellen Vereins mit einigen andern Vorstandsmitgliedern erschienen, um zu hören, was man von uns wünscht."

Ein vielfaches Gezisch und Getrampel der Zuhörer überzeugte den Redner und seine Begleiter leicht, wie mißliebig und unvolksthümlich sie seien.

Der Präsident ließ dem Volksunwillen einige Zeit zum Austoben, dann gebot er Ruhe und sprach: „Herr Dr. Sennberger, wir müssen Ihnen eine entscheidende Frage vorlegen, deren Beantwortung im Namen Ihres Vereins wir entweder augenblicklich von Ihnen erwarten, wenn Sie solche zu geben sich für ermächtigt halten, oder worüber Sie, falls Sie sich nicht für ermächtigt halten, bis morgen Vormittag zehn Uhr die Willensäußerung Ihrer Vereinsmitglieder einzuholen und uns mitzutheilen haben."

„Obwohl dies — erwiederte Sennberger — wie die Aufforderung einer Behörde klingt, wir aber eine solche Behörde natürlich nicht anerkennen, so bitte ich doch, daß Sie die Frage stellen, worauf ich dann unumwunden erklären werde, ob eine Antwort ertheilt werden kann, und in welcher Form dies geschehen soll."

„Herr Doctor, wir haben zu fragen, ob wir in Ihrem Verein Freund oder Feind zu erblicken haben. Da der Kampf mit dem Militär ausgebrochen ist, so

müssen wir wissen, wie wir mit Ihnen daran sind. Ihr Verein steckt als Banner die roth-schwarz-goldne Fahne auf, er bekennt sich also als Anhänger der Freiheit des Volkes und des Vaterlandes — —"

„Herr Autenrieth — unterbrach Sennberger den Präsidenten — ich habe schon vor fünf und zwanzig Jahren Roth-Schwarz-Gold als Abzeichen getragen, ein Beweis, daß ich ein eifriger Anhänger von Freiheit und Vaterland bin, während diese Farben für Sie und Ihre Freunde, so viel ich weiß, erst seit sehr jungem Datum eine Bedeutung haben, und zwar eine Bedeutung, deren eigentliche Natur und Tragweite mir nicht ganz bekannt ist. Ich bin meinen Farben und dem Geist, den sie bezeichnen sollen, nie ungetreu geworden, die älteren Mitglieder meines Vereins, so wie manche unter den jüngeren sind in demselben Falle, die Uebrigen haben sich aus echter Ueberzeugung uns angeschlossen; unsre Ansichten sind allgemein bekannt, wir haben sie nie verläugnet, wir haben manches Mißwollen, manche Verdächtigung, Zurücksetzung, ja Verfolgung ihretwegen zu erfahren gehabt, unsre Ansichten sind auch Ihnen und Ihren Freunden, so wenig sich dieselben früher um politische Angelegenheiten zu bekümmern pflegten, zu bekannt, als daß Sie nicht mit Umgehung aller einleitenden Umschweife uns die Frage vorlegen sollten, auf die es ankommt."

Der Präsident beschwichtigte durch eine Handbewegung das Murren des Publikums und sagte mit strenger und scharfer Stimme: „Nun gut, so frage ich Sie denn, ob Sie und Ihre Freunde sich unsrer Erhebung offen und ehrlich anschließen wollen oder nicht, ob Sie die Waffen gleich uns ergreifen und gegen das Militär kämpfen werden oder nicht."

„Ich bitte um's Wort!" rief der heißblütige Oberst der Bürgerwehr. „Wir wollen lieber ausgesprochene Feinde als laue Freunde oder gar neutrale Mittelglieder. Wollen die Constitutionellen oder sogenannten Liberalen mit uns fechten — gut, so sollen sie willkommen sein, wollen sie nicht mit uns fechten — auch gut, so zählen wir sie zu unsern Feinden und werden sie darnach zu behandeln wissen, wenn wir gesiegt haben. An einer Verstärkung einer Hand voll Liberaler vom Wartburgsfest her ist uns Nichts gelegen, da das ganze Volk für uns einsteht; wir wollen blos wissen, woran wir sind, damit wir unser Verfahren gegen diese Liberalen darnach einrichten."

„Nieder mit den Liberalen!" rief eine Stimme unter den Zuhörern, und der Ruf fand hundertfältiges Echo, ja die Damen schwenkten dazu mit den Taschentüchern, und weiter erscholl es: „Nieder mit der Bourgeoisie, nieder mit den Constitutionellen! es lebe die Republik!"

Als sich der Sturm gelegt hatte, sprach der unerschrockne Sennberger, indem ein schmerzliches Lächeln um seine ernsten Lippen spielte: „Man hört wohl, was für ein herzliches Willkommen uns empfangen würde. Uebrigens bin ich vollkommen ermächtigt, im Namen meines Vereins auf die mir vorgelegte Frage zu antworten. Wenn die bewaffnete Erhebung, die in unsrer Stadt heut begonnen hat, den Zweck verfolgt, das Reichs-Parlament in seinem Vorhaben, daß aus dem deutschen Staatenbund ein starker und einiger Bundesstaat werde, zu schützen, oder die Einzel-Parlamente in ihrem Bemühen um Erlangung freisinniger Constitutionen zu entwerfen: dann ist dieser Zweck auch unser Zweck, aber auch dann erblicken wir in dem Ergreifen der Waffen, im Kampf gegen das Militär einen völlig ungeeigneten Weg; denn wir haben ja den Parlamenten die Entscheidung in die Hand gelegt, wir haben somit kein Recht, auf eigne Faust eine gewaltsame Lösung herbeizuführen, wir haben blos das Recht und die Pflicht, gesinnungstüchtige Männer durch unsre Wahlen in die Parlamente zu senden. Verfolgt aber die bewaffnete Erhebung den Zweck, alle bestehenden Verhältnisse umzustürzen, eine Republik nach französischen Grundsätzen zu errichten, die Resultate der Cultur in Frage zu stellen, gegen Andersdenkende mit der Guillotine zu kämpfen: dann ist dieser Zweck dem unsrigen ganz fremd. Auf keinen

Fall werden wir uns bei dem Kampfe betheiligen, der leider in unsern Mauern ausgebrochen ist."

Ein Sturm des Hohns und Zorns brach gegen den Redner aus, legte sich aber von selbst, als ein Mann sich aus den Zuhörern hervordrängte, über die Schranke sprang und sich dicht vor den Doctor Sennberger stellte. „Der Rothe Frank!" rief man hier und dort und gebot Schweigen, um hören zu können, wie der „Rothe Frank" den Liberalen abtrumpfen würde. Der Mann war seiner Kleidung nach ein Handwerker; sein Gesicht war entstellt von heftigen Leidenschaften, ließ aber ungewiß, ob Trunksucht oder politischer Fanatismus oder beides zusammen diese Entstellung hervorgebracht hatte, er sah jedenfalls gräßlich aus mit den gerötheten Wangen, mit den hervorquellenden Augen, mit dem struppigen Haar, mit den frischen Blutflecken auf seinen Kleidern. Mit einer Stimme, die kreischend sich bis in Fisteltöne überschlug, schrie er: „Ja, du Lump von einem Constitutionellen, wir wollen eine Republik, wir wollen die echte blutrothe Republik! Auf's Schaffot mit den Fürsten! an den Galgen mit den Verräthern! an die Laterne mit den Constitutionellen! Keine Fürsten — keine Soldaten — keine Reichen — keine Constitutionellen: nieder mit Allen zusammen — es lebe die rothe Republik!"

Das Gebrüll des Publikums überstieg hier alle

Grenzen, und man hörte vielfach die Worte heraus! „An die Laterne mit dem Verräther!" Es entstand eine allgemeine Verwirrung. Die meisten der Berathenden waren aufgesprungen, einige offenbar um den bedrohten Doctor zu schützen. Auch Werner war mit einem Sprunge herbeigeeilt, hatte den Wahnsinnigen mit raschem Griff angefaßt und weggeschleudert, um sich dann vor Sennberger zu stellen. Von den Zuhörern drängten sich noch einige Andre hinzu und umringten den Doctor nebst seinen zwei Begleitern, das übrige Publikum schien aber zu einem wüthenden Angriff bereit zu sein. Der Präsident that Nichts, um dem Tumulte zu steuern, sei es, daß er sich ohnmächtig fühlte, sei es aus einem andern Grunde; er flüsterte mit dem Obersten der Bürgerwehr, der leise aber eifrige Worte zu ihm sprach.

Da erscholl mit einer Stimme, deren Donnerklang all' diesen Lärm übertönte, der Ruf: „Ruhe! Ich, Fürstenschreck, verlange Ruhe! Wenn nicht im Augenblick die Ruhe sich wiederherstellt, so verlasse ich den Saal und die Stadt. Ruhe! Ruhe!"

Das Gebietende der Stimme, unterstützt von dem geachteten Namen Fürstenschreck's, stellte die Ruhe überraschend bald her. Darauf wandte sich Fürstenschreck zum Präsidenten und sagte: „Herr Präsident, Sie hätten diese Männer meines Erachtens nach nicht hierher bescheiden sollen, wenn Sie nicht darauf rechneten, ihre

bekannten Ansichten zu hören, Sie hätten sie nicht herbescheiden dürfen, wenn Sie nicht sicher waren, sie vor Beleidigungen oder Mißhandlungen zu schützen." Während der Präsident verlegen schwieg, der Oberst der Bürgerwehr aber sich zu einer Gegenrede anschickte mit seinem gewohnten: „Ich bitte um's Wort!" fuhr Fürstenschreck mit seiner überwältigenden Stimme fort: „Ich habe noch das Wort." Dann wandte er sich zu dem Publikum und rief: „Meine Freunde, ich hätte Euch mehr Mäßigung zugetraut, als daß Ihr so gewaltsam eine Berathung stört, und mehr echten Muth, als daß ihr über Unbewaffnete herfallen wollt, und mehr Ehre, als daß Ihr das freie Geleit, unter dem die Männer gekommen sind, mißachtet. Ihr werdet sie ruhig abziehn lassen. Ich habe auch keine Gemeinschaft mit ihnen und mit ihren Grundsätzen, aber ich muß bei der Würde der Sache, die wir verfechten, von Euch verlangen, daß Ihr sie ungekränkt sich entfernen laßt."

Da sich hierauf nur ein undeutliches Gemurmel hören ließ und auch dieses bald verklang, so sagte Fürstenschreck zu den Constitutionellen: „Kommen Sie, meine Herren, ich geleite Sie zur Thür." Und da er Werner gewahrte, sprach er zu ihm: „Gehen Sie mit, Afrikaner, damit wir die Männer sicher hinaus geleiten."

Werner ging nebst Fürstenschreck hinter den Bedrohten her, die auf solche Weise unbehelligt vor die

Thür gelangten. Hier wurden sie von einer kleinen Schaar wohlgekleideter Männer erwartet, wahrscheinlich von ihren politischen Freunden, die im Fall der Noth ihnen zu Hülfe kommen wollten, deshalb bereits zur Thür hereindrängten, jetzt aber die Ihrigen umgaben und sich rasch mit ihnen entfernten.

Fürstenschreck und Werner standen für den Augenblick allein in dem Hausflur; mit bewegter Stimme sagte Letzterer: „Ich muß Ihnen Lebewohl sagen, denn ich kehre nicht mit Ihnen in den Saal zurück, ich trenne mich hier von Ihnen."

Ueberrascht, doch nicht befremdet, fragte Fürstenschreck: „Sie wollen sich mit den Constitutionellen vereinigen?"

„Nein — erwiederte Werner — obwohl ich meiner Gesinnung nach zu ihnen gehöre."

„Oder haben Sie an einzelnen Erscheinungen im Saal ein zu großes Aergerniß genommen? Legen Sie nicht zu viel Gewicht auf manche unliebsame Erfahrung. Die Blume der Freiheit ist ein edles Gewächs, aber es wird von manchem Unkraut umgeben, das man nicht ausreißen darf, wie man möchte, weil man sonst die zarte Pflanze leicht mit ausraufen dürfte; ist sie erstarkt, so schwindet das Unkraut von selbst."

Werner sagte treuherzig: „S i e meinen es ehrlich und gut, aber ich kann dasselbe nicht glauben von fast

allen Ihren Mitstreitern. Außerdem weiß ich nun, daß wir nicht nach gleichem Ziele streben würden, darum wollen wir scheiden. Ein Irrthum hat mich auf Ihre Seite geführt, ich bin es meiner Ehre und meinem Charakter schuldig, nicht bei dem Irrthum zu beharren, nachdem ich ihn erkannt. Meine persönliche Achtung lasse ich Ihnen in reichstem Maße zurück und wünsche Ihnen die beste Zukunft. Leben Sie wohl!"

Nicht ohne eine gewisse Weichheit ergriff der sonst so starke Mann die dargebotne Hand und sagte: „Es thut mir leid, daß unsre Wege auseinandergehen, aber da es sein muß, will ich Sie nicht tadeln. Leben Sie wohl!" Darauf kehrte er in den Saal zurück.

Werner schritt langsam durch die hell erleuchteten Straßen, in welchen Gruppen von Menschen jeder Art sich um einzelne Wortführer sammelten, oder Banden von wüstem Gesindel umherstrichen, oder trunkne Bewaffnete mit wilden Liedern einherzogen; auch aus vielen Häusern erschollen die wirren Töne von lauten Gelagen. Es wäre für einen anständigen Mann ein gewagtes Unternehmen gewesen, einsam die Straßen zu durchschreiten, aber Werner hatte das Aussehn des wildesten Freischärlers und fand darum nirgends den geringsten Aufenthalt, sowie ihn auch die Wachen an den Barrikaden ungefragt durchließen. Er begab sich nach dem ihm angewiesenen Quartier, wo nur einige der

Gefährten in tiefem Schlummer lagen, während die andern sich in der Stadt zerstreut hatten. Nachdem er seine Reisetasche umgehängt, seine Waffen aber zurückgelassen hatte, verließ er das Gebäude und irrte planlos weiter durch die Stadt. Ein Zufall führte ihn an das Thor, durch welches er am Morgen einmaschirt war. Als er es in absichtsloser Wahl durchschreiten wollte, wurde er von einem Wachtposten der seitdem errichteten Barrikade angerufen: „Wohin so spät, Landsmann?"

„In die Vorstadt, um mir ein Nachtlager zu suchen."

So? — sagte der Posten lachend — hast wohl in der Stadt kein Unterkommen mehr gefunden? sie ist freilich so voll, wie sie es noch nie war. Aber nimm Dich in der Vorstadt in Acht; da wohnen meist nur Aristokraten und Reactionäre."

Als Werner in die dunkle ruhige Vorstadt eintrat, wurde ihm leichter und wohler zu Sinne. Nur wenige erleuchtete Fenster warfen ihren schwachen Schimmer auf die menschenleere Straße oder auf die stattlichen Bäume, die vor den Häusern standen, und deren heimliches Rauschen die Stille allein unterbrach, wenn nicht zuweilen ein verhallender Ton aus dem Lärmen in der Stadt herüber klang. Es kam Werner vor, als hätte er die drückende Last abgeworfen, welche inmitten der Leidenschaft und blutigen Gewaltthat seinen Geist beschwert, seinen Athem beklemmt hatte. Nachdem er

manchmal in diesem wohlthuenden Gefühl wiedererlangter Freiheit auf- und abgeschritten war, ohne auch nur durch ein einziges lebendes Wesen gestört zu werden, betrat er die Stufen einer offnen Halle, welche vor einem Hause mittlerer Größe angebracht und mit Rankengewächsen überkleidet war; der matte Lichtschein eines Fensters erhellte die Treppe und die Halle genug, um sich zurechtfinden zu können. Werner ließ sich auf der hölzernen Bank nieder und beschloß, hier die Nacht zuzubringen. Denn wo sollte er hin? Gern wäre er unter dem schönen Sternhimmel fortgewandert, aber es fehlte ihm gänzlich jedes Mittel, sich in irgend einer Richtung zu orientiren; er hätte nicht einmal in der Dunkelheit die Haltestelle wieder zu finden gewußt, von welcher er diesen Morgen ausgegangen war.

Hier an dem einsamen Plätzchen, in der Stille der Nacht, allein mit sich selbst, sammelte er seinen Geist und stand sich Rede über die Ereignisse der letzten Tage.

Das erste Gefühl, welches sich überwiegend geltend machte, war eine tiefe Niedergeschlagenheit. Er hatte sich nach langer Abwesenheit dem Vaterland mit dem festen Entschlusse genähert, nicht wieder mit derselben Epimetheus-Natur zurück zu kehren, mit welcher er dasselbe verlassen hatte; er wollte ein klares scharfbestimmtes Ziel fest in's Auge fassen, er wollte mit vollem Bewußtsein und mit Anwendung aller Kräfte darauf

hin wirken, er wollte sich durch Nichts beirren lassen, mochten die Schwierigkeiten noch so groß, die errungnen Resultate noch so geringfügig sein: und kaum hatte er den vaterländischen Boden betreten, so ließ er sich in eine Unternehmung fortreißen, deren Ursachen er nicht genügend kannte, deren Rechtmäßigkeit er nicht zu begründen wußte, deren Folgen für die Unternehmer und also auch für ihn sich gar nicht berechnen ließen. Wo war also die Besonnenheit geblieben, welcher er sich zu eigen gelobt hatte? Als ein unbesonnener Epimetheus war er weggegangen, als ein unbesonnener Epimetheus kam er wieder.

Der heutige Tag hatte ihn hinlänglich tiefe Blicke in die Natur der Unternehmung werfen lassen, in deren Theilnahme er sich so unüberlegt verwickelt sah. Nein, das war nicht die Sache der Freiheit und des Vaterlandes, wofür er die Waffe führen mochte; nein, das war nicht die Verwirklichung der Träume seiner früheren Jahre! Er konnte sich nicht mehr wundern, wenn er Glieder der alten Burschenschaft in diesen Reihen nicht erblickte. Die Burschenschaft wollte begeistern für die Idee eines freien, starken und mächtigen Deutschlands, sie wollte diese Idee pflegen, bis sie der Gesammtwille des ganzen einsichtsvollen und edlen Volkes werde; sie konnte darauf rechnen, daß einem solchen Volkswillen die deutschen Fürsten Zugeständnisse machen würden;

erhoben sich dann gegen das wahre Wohl des Vaterlandes innere oder äußere Feinde, so wollte sie auch zu den Waffen greifen und bereitwillig in den ersten Reihen kämpfen. Aber die Burschenschaft wollte nicht die Republik, am wenigsten die Republik der Guillotine! Wenn das Volk seine Ansichten durch gesetzliche Vertreter aussprechen, wenn es in gehöriger Weise sich bei der Verfassung und Gesetzgebung betheiligen dürfte, dann konnte und sollte die vollziehende Gewalt in den Händen der Fürsten liegen, diese aber sollten in der Einheit Deutschlands den gemeinsamen Mittelpunkt erblicken, mochte dieser nun in einer wohlbegründeten Bundesbehörde oder in einem deutschen Kaiser dargestellt sein. Eine Republik von neuem Zuschnitt stellte Alles in Frage, gab keine Garantie für eine starke und dauernde Neugestaltung. Und das Wesentliche von dem, was der burschenschaftliche Vaterlandsfreund hatte wünschen können, schien ja bereits erreicht: das Banner der deutschen Einheit flatterte über den Städten, Parlamente tagten für ganz Deutschland und für einzelne Bundesstaaten, eine allgemeine Volksbewaffnung fand statt und machte für die Zukunft die großen stehenden Heere entbehrlich, freie Presse, volksthümlichere Rechtspflege und Verbesserung der Gesetze gingen sicher aus dem neuen Umschwung hervor oder waren vielleicht schon hervorgegangen — — mußte nicht alles Gewonnene gefährdet werden, wenn man weiter

nach dem Unerreichbaren griff, wenn man Resultate erlangen wollte, die, wirklich erlangt, keinen Segen bringen konnten? Ohne Zweifel waren viele Führer der republikanischen Bewegung von wirklicher Freiheitsliebe durchdrunge. und meinten es aufrichtig mit dem Volkswohl, ohne Zweifel gab es manche muthige und tapfre Herzen unter diesen Vorkämpfern — — aber welche gefährlichen und furchtbaren Mittel boten sie auf! Sie fanatisirten den Pöbel, der von jeher nur in traurigster Weise Politik gemacht hat, sie bewaffneten die Hände von Rasenden, die sich am liebsten in das edelste Blut tauchen. Der Ehrgeiz, den Demagogen zu spielen, sich rasch von der aufgeregten Hefe des Volkes auf die höchste Stufe der Macht heben zu lassen, mochte bei Vielen eher die Triebfeder sein, als wahre Liebe für das Volk, obwohl die Ehrgeizigen die Ohren vor der Lehre der Geschichte verschlossen, daß diese künstlich aufgeregten Wogen immer Diejenigen verschlingen, welche sie aufregen. Und welche Gräuel, welches unabsehbare Elend mußte ein Bürgerkrieg, auf solche Art entflammt und geführt, über das Vaterland verhängen!

Werner fühlte sich also sehr gedemüthigt in dem Bewußtsein, daß er sich so voreilig in eine Sache eingelassen hatte, die er bei genauerer Erkenntniß nicht billigen konnte.

Aber diesmal gab ihm die Fortsetzung seiner redlichen

Selbstprüfung auch manche Entschuldigungsgründe an die Hand. Die ersten Eindrücke beim Betreten des vaterländischen Bodens waren zu mächtig und rasch gewesen, um ihn anders handeln zu lassen; er hatte nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, um tiefer in die Sache einzudringen. Sobald es ihm vergönnt war, die wahre Natur der Unternehmung zu erkennen, hatte er sich von ihr losgesagt. Er würde dies auch mit Entschiedenheit auf die Gefahr hin, sich großer Mißdeutung und Gefahr auszusetzen, gethan haben, wäre ihm nicht der Zufall zu Hülfe gekommen, um das an sich schon lockere Band leicht zu lösen; er konnte sich das Zeugniß geben, daß er genug Mannesmuth besaß, um lieber ein Märtyrer seiner bessern Ueberzeugung zu werden, als länger sich bei einer falschen Sache zu betheiligen, und in diesem Bewußtsein fühlte er sich entschuldigt und gerechtfertigt vor sich selbst. Er freute sich ferner, daß er nicht wieder einer ersten Aufwallung nachgebend den Männern des constitutionellen Vereins gefolgt war. Allerdings wußte er nun, daß er dort seine Gesinnungsgenossen zu suchen habe und die alten Burschenschafter finden würde, aber sein Anschluß an diese Partei in Kesselfort entbehrte für diesen Augenblick jedes Nutzens. Was sollte er dort, als vielleicht nur dem Verein in jeder Hinsicht zur Last fallen? Nein, sein Weg führte zur Heimat, zur Schwester, zum Grabe der Mutter. Er fühlte sich

würdig, vor die Schwester hinzutreten, am Grabe der Mutter zu beten. Arm und mittellos, hatte er doch altes Unrecht durch schwere Buße gesühnt, neues mit Entschiedenheit vermieden. Große Umstände, um Amnestie für die Vergangenheit zu erlangen, waren gewiß nicht nöthig, denn der Umschwung aller Verhältnisse mußte solche Kleinigkeiten völlig bedeutungslos erscheinen lassen.

Aber wie sollte er zur Schwester gelangen bei seiner gänzlichen Entblößung von allen Mitteln? Das war gleich viel! Er ging zu Fuße bis Ramburg, das ungefähr in der Richtung lag. Wenn er hungrig war, so kehrte er bei dem ersten besten Prediger oder Landwirth ein, gab an, daß er aus den Wüsten Afrika's komme, um die Seinigen wieder zu sehen, und er war überzeugt, daß man ihm Speise und Trank nicht weigern würde. Ein Nachtlager bot im Nothfalle die freie Natur. Und der Gedanke, daß er als ein Bettler vor der Thüre seiner Schwester erscheinen würde, hatte nichts Demüthigendes für ihn; es kam ihm vor, als habe er einen Sieg erfochten, und in dieser Siegesfreudigkeit schlief er, nachdem er den größten Theil der Nacht mit seinen Gedanken wach geblieben war, gegen Morgen sanft ein.

5. Wiedersehn.

Als die Sonne des andern Tages schon ziemlich hoch stand, und sich einiges Leben auf der Straße der Vorstadt bemerklich machte, wurde die Thür des Hauses, vor welchem Werner schlummerte, geöffnet, und eine alte Magd sah sich vorsichtig um. Sie fuhr nicht wenig erschrocken zurück, als sie den wilden bärtigen Mann auf der Bank liegen sah, doch steckte sie bald wieder den Kopf neugierig heraus, und da Nichts zu befürchten schien, stand sie bald neben dem Schläfer.

Ihre Selbstbetrachtung lautete etwa folgendermaßen: „Das ist gewiß Einer der fremden Gesellen, die von allen Seiten herbeiströmen, um mit den Bürgern gegen die armen Soldaten zu streiten. Er ist wohl zu spät angekommen und hat kein Nachtlager mehr finden können, auch muß er wohl nicht zu den Schlimmsten gehören, sonst hätte er an die Thüre gepocht und Einlaß verlangt; wer möchte wohl jetzt Einem von dieser Art den Eintritt verweigern? Und wenn ich ihn näher ansehe, so ist's noch ein junger Mann, und eigentlich ist's auch ungeachtet des gräulichen Bartes und der braunen Gesichtsfarbe ein recht hübscher junger Mann. Je länger man ihn ansieht, um so besser muß er Einem

gefallen. Es ist etwas Frommes in seinem Gesicht, so viel man davon vor dem Barte sehen kann, und ich möchte wetten, er träumt grade von seinen Eltern oder von seiner Liebsten, und wenn eben der abscheuliche Bart nicht wäre, so könnte man gewiß ein Lächeln um seinen Mund sehen. Wie kann nur ein Gesicht zugleich so sanft und so wild sein! Ich will die Herrschaft fragen, ob ich ihm ein Frühstück herausbringen soll, sie hat sicher Nichts dagegen, denn der hat gewiß keine Soldaten todt gemacht, er hat ja nicht einmal ein Gewehr."

Sie ging in's Haus und kehrte nach geraumer Zeit mit einem Kaffeegeschirr wieder, das sie auf ein kleines Tischchen neben der Bank setzte, dann holte sie Butter und Brot, stellte es dazu und blieb nun in zweifelnder Selbstberathung stehen, denn sie konnte nicht zum Entschluß kommen, ob sie den Fremden wecken sollte, damit der Kaffee nicht kalt würde, oder nicht. Der Fremde schnitt alle Zweifel ab, indem er in diesem Augenblick erwachte. Deutlich hörte man eben in der Stadt Schüsse, und die Magd rief zusammenfahrend: „Herr Gott, da schießen sie schon wieder!" zeigte mit dem Finger auf das Frühstück und flüchtete in's Haus.

Werner rieb sich die Augen. Die Schüsse in der Stadt gaben ihm leicht seine volle Besinnung, aber das so unverlangt und unerwartet dargebotene Frühstück überraschte ihn nicht wenig. Er dachte jedoch: „Ich

bin ein Wiedergeborner, das deutsche Gemüth bietet mir einen freundlichen Gruß zur Heimkehr, ich will ihn nicht verschmähen."

Er griff also munter zu, und es schmeckte ihm gut genug, würde ihm aber noch besser geschmeckt haben, wenn nicht das beständige Schießen ihn bedrückt und zur Eile gespornt hätte, um baldmöglichst von diesem Schauplatz des Bürgerkrieges sich zu entfernen. Als das Frühstück beendigt war, schwankte er einige Augenblicke, ob er nicht den Hausbewohnern danken müsse, aber bei genauerer Ueberlegung dachte er, sie würden sich gezeigt haben, wenn sie einen Dank wünschten. „Ich komme wohl später einmal wieder hierher — sagte er für sich — dann will ich das Haus schon wieder finden und in einem bessern Aufzug als jetzt meinen Dank abstatten."

Er machte sich fertig zum Aufbruch aus der gastlichen Halle, als er von der Stadt her einen Zug Bewaffneter sich nähern sah, was ihn veranlaßte, sich in seinem Versteck zur Seite zu drücken, um die Leute vorüber zu lassen; denn er spürte durchaus keine Lust, mit ihnen in Berührung zu kommen. Ohne selbst von der Straße aus gesehen zu werden, konnte er durch das Blätterwerk recht gut wahrnehmen, was dort vorging. Es waren etwa zwölf Bürgerwehrmänner, geführt von einem Offizier, und es schien ihre Absicht zu sein, die

Wege, welche in die Vorstadt führten, nach Freund oder Feind auszukundschaften. Aber als sie noch nicht ganz Werner's Standpunkt erreicht hatten, machten sie plötzlich Halt, und es ergab sich auch sogleich die Veranlassung dazu: von der andern Seite her kamen drei Reiter, welche nun ebenfalls hielten, und zwar unmittelbar vor Werner's Augen. Auf den ersten Blick erkannte dieser in dem Reiteroffizier den Grafen Westerholz; ihn begleitete ein Ordonnanz-Reiter mit einem weißen Fähnchen und ein Trompeter.

Der Graf sprach zu dem Bürgeroffizier: „Mein Herr, es ist mir lieb, daß ich Sie hier treffe, denn Sie können mir zur Ausführung meines Vorhabens behülflich sein.“

Der Bürger fragte mit grobem und polterndem Tone: „Wer sind Sie, und was wollen Sie hier?“

Ruhig antwortete der Andere: „Ich bin Graf Westerholz, Oberst des zweiten Husaren-Regiments, beauftragt vom kommandirenden General zu einer Verhandlung mit dem Chef der Bürgerwehr Ihrer Stadt, oder wer sonst dort den Oberbefehl über die bewaffneten Massen führt. Ich bitte Sie daher, mich zu Ihrem Chef zu führen oder demselben von meiner Ankunft Meldung zu machen, in welchem Fall ich hier Ihre Rückkehr und weitere Benachrichtigung erwarten werde.“

Der Bürgeroffizier schien noch zu überlegen, was

er antworten solle, da löste einer seiner Untergebenen auf eigne Hand den Knoten, denn es fiel aus der Mitte der Mannschaft ein Schuß, die Hand des Grafen ließ den Zügel fallen, sein Roß bäumte sich hoch auf, er selbst glitt aus dem Sattel und fiel rücklings auf die Straße. Der Husar, welcher die Fahne trug, warf diese fort, zog rasch seinen Säbel, sprengte auf den Bürgeroffizier los, hieb ihn mit einem gewichtigen Schlage zusammen, riß dann augenblicklich sein Pferd herum und sprengte mit dem Trompeter in eiligstem Laufe die Straße zurück, gefolgt von dem ledigen Pferde des gefallenen Offiziers. Dies Alles geschah so plötzlich, daß die Bürgerwehrmänner noch einige Augenblicke müßig stutzten; dann feuerten sie zwar ihre Gewehre den Flüchtigen nach, doch ohne Erfolg, wie es schien. Nun wollten sich die Bürger mit einem Wuthgebrüll auf den Offizier stürzen, aber dieses Opfer ward ihnen unerwartet entrissen. Denn Werner eilte auf die Straße, griff den Verwundeten auf und trug ihn mit Kräften, wie sie nur die höchste Steigerung des Willens zu verleihen vermag, die Treppe hinauf. Es war ein Glück für ihn, daß die Bürger ihre Gewehre abgeschossen hatten. Aber sie rissen ihre Säbel heraus und stürzten eilig nach. Als Werner vor der Hausthüre ankam, öffnete diese sich wie von selbst und wurde, sobald er mit seiner Last eingetreten war, sogleich wieder zugeworfen und geschlossen.

Werner sah eine Stubenthüre geöffnet, schritt durch sie hinein und legte den bewußtlosen Grafen auf ein Sofa. Dann eilte er wieder auf den Hausflur, wo er die Angreifer wüthend gegen die Thüre donnern hörte. Ein großer Mann, muthmaßlich derselbe, der ihn eingelassen hatte, war beschäftigt, die Festigkeit des Schlosses zu untersuchen und einige Riegel vorzuschieben.

„Haben Sie keine Waffen bei der Hand?" rief Werner.

„Waffen genug!" antwortete eine wohlbekannte Stimme, der Mann drehte sich nach Werner um, und dieser erblickte — den Oberförster Degenhart! Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um sich zu überzeugen, daß er nicht träume — aber hier war keine Zeit, sich zu verwundern, noch weniger, eine Erkennungs-Scene aufzuführen — denn er wurde offenbar von Degenhart nicht wieder erkannt — sondern rasches Handeln war von Nöthen.

Degenhart hatte die gegenüberliegende Stube geöffnet, wo Gewehre jeder Art an der Wand hingen. Werner rief: „Zwei geladne Pistolen!" und während Degenhart ihm diese reichte, griff er noch hastig nach einem Hirschfänger, dann rief er: „Man wird zu den Fenstern herein zu klettern suchen, schützen Sie diese beiden, ich werde die in der andern Stube vertheidigen!" Und damit eilte er in das andere Zimmer, wo er eben

noch zur rechten Zeit ankam. Die Fenster waren zwar zu hoch über dem Boden, um von der Straße aus ohne Hülfe hinaufsteigen zu können, aber einige der Angreifer ließen sich von ihren Gefährten emporheben, und so eben kletterte Einer auf die Fensterbank und richtete sich auf: ein Schrei wie von Frauenstimmen ertönte aus dem Hintergrunde des Zimmers. Werner war an das Fenster gesprungen, riß den Flügel auf und führte einen so gewichtigen Hieb auf den Eindringling, daß dieser mit einem Schrei zurück fiel. Gleichzeitig hörte man in der andern Stube einen Schuß fallen.

„Wo ist mein Vater?" rief eine angstvolle Stimme, die Werner's Herz trotz aller Aufregung tief durchschauerte, aber er drehte sich nicht um, denn er hatte hier mehr als ein kostbares Leben zu schützen, er hörte nur einen eilenden leichten Schritt, der sich nach der andern Stube zu entfernte; er selbst schoß eine Pistole nach dem zweiten Fenster hin ab, wo eben wieder ein Kopf sich zeigte, der dann gleich verschwand. Von der Straße aus wurden nun die Gewehre nach den Fenstern abgeschossen, aber sie zerschmetterten blos die Scheiben und prallten unschädlich gegen die Stubenwand, denn Werner hielt sich vorsichtig zur Seite, und der verwundete Graf, sowie die jammernde Magd, die bei ihm geblieben war, befanden sich zu tief im Zimmer, um Gefahr zu laufen.

Man hörte nun durch das offne Fenster, wie eine rohe Stimme rief: „Das Nest steckt voll bewaffneter Aristokraten! Wir wollen Hülfe holen, dann soll kein Stein auf dem andern bleiben!" Und die Schaar entfernte sich, ihre Verwundeten mitnehmend, unter furchtbaren Drohungen.

Jetzt drehte sich Werner um und schritt, um zu sehen, ob in dem andern Zimmer etwa ein Unglück vorgefallen sei, auf die Thür zu, da trat zu dieser Degenhart herein, mit seinem Arme — Clara umschlingend. So standen nun Werner und Clara sich plötzlich gegenüber! Es war nicht mehr die Clara vom Forsthause, und doch war es dieselbe; aus dem halbentwickelten Mädchen war die volle prangende Jungfrau geworden. Wie sich Beide scharf in die Augen sahen, da zuckte Clara plötzlich zusammen und fuhr mit der Hand zum Herzen, als habe sie dort einen Stich empfangen.

„Was ist Dir, Clara?" rief der Vater beängstigt.

„O Nichts — nur die Aufregung!" erwiederte sie, indem sie die Augen von Werner abwandte.

Auch diesem schnitt es wie eine tiefe Wunde in's Herz; er fühlte es mit voller Sicherheit heraus, daß ihn Clara erkannt hatte, daß sie ihn aber nicht kennen wollte, daß sie ihn verläugnete. Aber er bemeisterte das Wehgefühl, welches ihm die Brust zusammenkrampfte,

und sprach: „Gott sei Dank, daß Sie unversehrt sind. Aber nun benutzen Sie den Augenblick der Ruhe, um zu fliehen. Die Unseligen werden sogleich in verstärkter Zahl zurückkehren und keinerlei Schonung anwenden."

Degenhart sagte ernst und fest: „Ich fliehe nicht."

„Aber Ihre Tochter!" rief Werner angstvoll.

„Meine Tochter mag sich mit Gertrud durch die Hinterpforte in ein benachbartes Haus begeben."

„Es ist Ihr Verderben, wenn Sie bleiben!"

„Ich kann es nicht ändern. Helfen Sie mir, den Verwundeten die Treppe hinauf in's obere Stockwerk schaffen, dort vertheidige ich ihn und mich eine lange Zeit, vielleicht kommt Beistand."

„Rechnen Sie nicht darauf, die Rasenden werden Sie ermorden."

„Ich kann den Verwundeten nicht verlassen. Clara, begieb Dich mit Gertrud durch den Garten zu den Nachbarn!"

„Ich bleibe bei Dir, mein Vater."

Mit unnennbarer Liebe schaute der Vater auf die Tochter, drückte sie fester an sich und sagte weich: „Wenn wir aber zusammen sterben, mein Kind?"

„So ist der Tod süß. Von uns darf keiner den andern überleben."

„Aber Du darfst nicht *lebend* in die Hände der Bösewichter fallen."

„Ich werde es auch nicht, mein Vater.“

Degenhart küßte die Tochter auf die Stirn und sagte dann zu Werner: „So lassen Sie uns schnell den Offizier hinauf tragen, und dann entfernen Sie sich.“

„Nimmermehr! Ich bleibe bei Ihnen.“

„Junger Mann, Sie haben einen Muth und eine Entschlossenheit gezeigt, die der höchsten Ehre werth sind, aber Sie sollen sich nicht nutzlos aufopfern. Gehen Sie!“

Werner wandte sich zu Clara und fragte: „Nicht wahr, ich darf bei Ihnen bleiben?“

Aber Clara sah wieder von ihm weg und sagte: „Gehen Sie!“

Da sprach er mit tiefer Wehmuth: „Nein, Sie können mich nicht hindern, mit Ihnen zu sterben. So wahr mir Gott helfe, ich verlasse Sie nicht!“

Gerührt reichte ihm Degenhart die Hand, und da wandte ihm Clara die Augen, die voll Thränen standen, zu und reichte ihm auch die Hand. Er wechselte mit ihr einen süßen Blick des wieder erneuerten Bundes, dann rief er: „Und nun rasch an's Werk! Fräulein Clara und Gertrud können Waffen und Schießbedarf hinauf schaffen, während wir den Verwundeten besorgen.“

Dieser aber hatte sich von seiner Ohnmacht erholt und richtete sich auf. „Meine Wunde ist nicht bedeutend — sagte er — ich könnte im Nothfall das Haus verlassen.“

„Zu spät! — rief Werner — ich höre in der Ferne das Geschrei der Nahenden. Rasch hinauf!"

Und er umfaßte mit starkem Arm den Grafen und führte ihn, halb tragend, die Treppe hinauf, wo er ihn Gertrud's Sorge übergab. Dann eilte er die Treppe wieder hinunter, empfahl Clara, die ihm bereits mit Waffen begegnete, nicht wieder herunter zu kommen, und raffte nun gemeinschaftlich mit Degenhart an Waffen und Munition zusammen, was sie tragen konnten. Die Angreifer waren schon vor dem Hause angelangt, aber obwohl sie Leitern mitgebracht hatten, zögerten sie dennoch, eingedenk des warmen Empfanges, den sie kürzlich hier gefunden. Uebrigens war es ein sehr großer Haufe, denn die Aussicht, hier nach Herzenslust morden und plündern zu können, hatte manche schlechte Gesellen angelockt, die darauf rechneten, daß man, nachdem mit diesem Hause reine Bahn gemacht sei, zu den übrigen Gebäuden der Vorstadt übergehen werde. Ein Theil der Masse war um die Seite des Hauses über die Hofmauer gesprungen, um auch vom Rücken her einzubrechen. Dies zu hindern, war den vorhandenen Vertheidigungskräften unmöglich.

Die Pause, welche den Belagerten übrig blieb, benutzten dieselben bestens, um die Treppe mit einem Tisch und mit Stühlen zu verrammeln, wobei Clara rüstig mit Hand anlegte. Westerholz hatte sich der

Vertheidigung anschließen wollen, aber durch den Blutverlust war er zu matt geworden, er mußte auf Degenhart's Bett bleiben, wo Gertrud ihm unter seiner eignen Mitwirkung einen vorläufigen Verband anlegte.

Als nun Degenhart, Clara und Werner mit ihrem Werke fertig waren, sagte der Erstere: „Wir sind vorläufig gesichert, hier soll Niemand herauf. Wäre mein Diener Franz bei uns, so wäre unsere Vertheidigung noch kräftiger."

„Wo ist Franz?" fragte Werner.

„Ich sandte ihn gestern mit einer Botschaft zum Obersten Bensberg, und ich fürchte, er ist verunglückt, da er nicht zurückgekommen ist. Aber auch so können wir den Zugang erfolgreich vertheidigen. Clara versteht genug von der Behandlung der Gewehre, um sie zu laden."

Clara hatte bereits einen Tisch zurecht gerückt und das Nöthige in Bereitschaft gesetzt.

Werner schüttelte bedenklich den Kopf. „Erwarten Sie gar keine Hilfe von Ihren Nachbarn?" fragte er.

„Nein; es wohnen hier meist pensionirte Beamte und Rentner, lauter zaghafte Leute, die um sich selbst viel zu besorgt sind, um an mich denken zu können. Sie scheinen übrigens unsere Widerstandsfähigkeit geringer anzuschlagen als ich?"

„Ich fürchte — erwiederte Werner — man wird

Mittel finden, von außen in dies obere Stockwerk zu dringen, und wenn das mißlingt, so wird man Feuer an die Treppe legen."

„Nun, in Gottes Namen, dann erliegen wir einem ehrenhaften Tode. Ich werde mich nicht dazu hergeben, mit dem Gesindel zu unterhandeln."

„Das würde auch Nichts helfen. Ein gemeinsamer Tod bleibt uns, und ich wäre vollkommen damit einverstanden, wenn ich nicht bedauerte, daß ein so junges vielversprechendes Leben, wie das Ihrer Tochter, zu Grunde gehen soll."

„Noch sind wir so weit nicht. Aber wer sind Sie eigentlich, mein junger Freund? Sie sprechen und handeln ganz anders, als man nach Ihrer Erscheinung erwarten sollte."

„Lassen Sie mich namenlos mit Ihnen untergehn, wenn es unsere Bestimmung ist."

In diesem Augenblick fluthete eine Menge der Angreifer von der Rückseite in das Haus, die große Vorderthür wurde aufgerissen, und da herein brach ebenfalls ein wüthender Haufe. Die untern Räume waren im Augenblick durchsucht, und da man nichts Lebendes vorfand, so stürmte man die Treppe hinauf, wurde aber gezwungen, vor dem sich darbietenden Hindernisse Halt zu machen.

So laut, daß er allgemein verstanden wurde, sagte

Werner zu Degenhart: „Wir wollen nicht schießen, wenn nicht Jemand uns näher kommt; nur die Nothwehr veranlaßt uns, Blut zu vergießen."

„Gut!" antwortete Degenhart, und ein dankender Blick aus Clara's Augen streifte Werner.

„Treten Sie Beide mehr zur Seite, daß Sie nicht getroffen werden!" flüsterte Werner, und der Rath war nicht unzeitig, denn die Angreifer hatten die Treppe verlassen und feuerten nun von unten her auf's Gerathewohl in's obere Stockwerk. Die Vertheidiger hatten sich gedeckt, aber eine Kugel prallte an der Wand ab und schlug gegen Werner's linke Seite, daß er das warme Blut herunterrieseln fühlte. Er verbiß den Schmerz und horchte auf ein verdächtiges Geräusch, das man von der Vorderseite des Hauses her vernahm: Fenster wurden eingeschlagen und stürzten nach innen.

„Sie haben Leitern angelegt, es ist Alles verloren, jetzt bleibt nur der gemeinschaftliche Tod!" rief Werner.

Während Degenhart die Stubenthüren von außen verschloß, was freilich nur eine schwache Schranke darbot, flüsterte Werner zu Clara: „Sie haben mir verziehen, theure Clara?"

„Gewiß!" sagte sie mit einem Blick voll Liebe. „Und von Ihrer Hand will ich sterben, Thormann, nicht wahr, Sie geben mir den Tod?"

Werner nickte. Da erscholl laut und hell eine kurze Trompeten-Fanfare. Die Menge unten im Haus, die theils die Treppe umlagerte, theils sich mit Plündern und Zerstören beschäftigte, strömte zum Hause hinaus; oben, wo man eben die Fenster eingeschlagen hatte, wurde es ganz still.

„Es kommt Hülfe!" rief Degenhart, öffnete vorsichtig eine der Stubenthüren und überzeugte sich, daß Alles still und leer war. Nun traten die beiden Männer in das Zimmer und blickten, ohne sich zu sehr bloß zu stellen, auf die Straße. „Alle Gefahr ist vorüber!" rief Degenhart der Tochter zu. „Das Militär ist schon da. Aber bleibe Du draußen, hier ist kein Aufenthalt für Dich."

Clara wäre doch nicht eingetreten; denn nachdem sie mit starker Seele die Gemüthsbewegungen der letzten Stunde siegreich durchgekämpft hatte, fühlte sie jetzt ihre Kraft zusammenbrechen; sie mußte sich auf ein andres Zimmer begeben, um zu ruhen, zu weinen, sich wieder zu sammeln.

Degenhart und Werner sahen gespannt auf die Vorgänge, die sich unten ereigneten. Eine Schwadron Husaren kam in scharfem Trabe angesprengt, hieb mit wahrhaft wüthendem Eifer auf die verwirrten Schaaren ein, trieb sie vor sich her, ritt sie nieder und reinigte so in kurzer Zeit die ganze Straße. Erst nahe vor

dem Thore, wo sie mit Schüssen empfangen wurden, kehrten die Reiter um, zogen sich weit genug zurück, um vor den Kugeln ziemlich sicher zu sein, und hielten an der gegenüberliegenden Häuserreihe, nach der Straße zu Front machend, um neue Truppen vorbei zu lassen. Eine Batterie rasselte vorüber, hinter ihr wogte ein Wald von Bajonetten, bis das Kommandowort Halt gebot. Die vordersten Geschütze begannen das Thor zu beschießen. Als hätten sie darauf gewartet, fingen gleich darauf auch die Kanonen in der Stadt an zu donnern, so daß man das Kleingewehrfeuer, welches sich bis dahin fast unausgesetzt hatte hören lassen, nicht mehr vernahm. Plötzlich schwiegen die Kanonen in der Vorstadt, die ersten Züge der Infanterie rückten im Sturmschritt mit dem Bajonnet unter Kriegsgeschrei auf die bis dahin beschossene Barrikade los. Der Angriff mußte gelungen sein, denn die übrige Infanterie setzte sich wieder in Bewegung und rückte nach, so daß man sie ganz aus den Augen verlor. Den leer gewordenen Raum nahm das übrige Husaren-Regiment ein, das eine Schwadron als Vorhut vorausgeschickt hatte. Unmittelbar vor dem Hause hielt der Kommandirende: Werner erkannte sogleich in ihm, obwohl ihn jetzt die Stabs-Offizier-Abzeichen zierten, den Herrn von Werffen wieder. Sich aus dem Fenster beugend, rief er hinunter: „Herr von Werffen!“ Und als der Offizier verwundert

aufschaute, fuhr Werner fort: „Hier oben liegt verwundet der Oberst Graf Westerholz; können Sie nicht einen Arzt herauf senden?"

Das Gesicht des Offiziers leuchtete in Freude auf, er rief zurück: „Tausend Dank für diese Nachricht! Sogleich soll der Regimentsarzt erscheinen. Der Dienst fesselt mich, da ich für den Obersten das Regiment führe, grüßen Sie ihn herzlich. Die Wunde ist doch nicht gefährlich?"

„Ich glaube nicht."

„Sobald ich kann, komme ich. Er gab einem Adjutanten einige Befehle und ließ dann, da ein anderer Adjutant mit einer Meldung herbeisprengte, das Regiment vorrücken, dem sich auch die erste Schwadron anschloß.

„Woher kennen Sie diese Leute?" fragte Degenhart verwundert.

„Später eine vollständige Aufklärung!" sagte Werner, indem er mit schwermüthigen Mienen nach der Stadt hinüber sah, von wo Geschützdonner und Gewehrfeuer in unausgesetzter Folge ertönte. Mit trauriger Stimme sagte er für sich hin: „Die armen Menschen!"

„Wen meinen Sie?"

„Die Verblendeten und Getäuschten, die jetzt im Verzweiflungskampf fallen. Denn sie werden dem Doppelangriff nicht widerstehen."

„Aber es sind Meuterer, Mörder und Räuber, die uns eben noch mit dem traurigsten Schicksal bedrohten.“

„Ja, darum gehen sie unter, weil sie die Hefe des Menschengeschlechtes aufgerührt haben. Aber es giebt manche braven Männer darunter, die ihr Leben für eine große Idee einsetzten, und es bricht jetzt manches treue Heldenherz.“

Indem er an Fürstenschreck und die gutmüthigen Zuzügler aus der Seestadt und an die muntern Schützen, mit denen er gestern zusammengetroffen war, dachte, wurden seine Augen feucht.

Betroffen schaute ihn Degenhart an und sagte: „Sie sind ein sonderlicher Mensch, aber Sie haben nicht Unrecht. Viele von denen, die sich der sogenannten Volkssache widmeten, meinten es aufrichtig und treu, nur befleckten sie sich durch ihre Bundesgenossen.“

Jetzt hielten einige Reiter vor dem Hause. Einer derselben, welcher wie ein Militärarzt aussah, sprang vom Pferde, ließ sich ein Kästchen reichen und trat ein; sein Bursche hielt das ledige Pferd, ein anderer Reiter pflanzte sich als Posten vor der Thüre auf, und der Adjutant, der die Leute hierher geführt hatte, sprengte davon.

Degenhart und Werner gingen dem Arzte entgegen.

„Wo ist der Oberst?“ fragte derselbe rasch.

Als Degenhart ihn in das Zimmer führte, wo Westerholz lag, blieb Werner ganz verdutzt stehen. „Verfolgt mich die arabische Märchenwelt?“ sagte er zu sich selbst. „Treffen hier die entferntesten Bekannten zusammen? Dies ist ja Niemand anders als Moritz Schramm, mein alter Freund! Auch er kennt mich nicht wieder — Niemand kennt mich wieder — nur Eine, und die hat mir verziehen, das ist genug.“ Nachdenklich schritt er den Andern nach in das Zimmer, wo Schramm die Wunde des Grafen untersuchte und regelrecht behandelte. Dieselbe war nicht erheblich; die Kugel hatte den Kopf des Pferdes gestreift und war dann durch das dicke Fleisch des Oberarms von Westerholz gedrungen.

„Eine leichte, doch ziemlich langwierige Sache, Herr Oberst — sagte der Arzt — Sie dürfen den Arm vorerst nicht gebrauchen, wenn er nicht für die Dauer steif werden soll.“

„Nun — meinte Westerholz — so werde ich Urlaub nehmen, mich in mein stilles Haus zurückziehen und von meiner Frau pflegen lassen müssen.“

„Von Rosalinde?“ sagte Werner für sich.

„Aber wo ist denn die tapfere junge Dame?“ fuhr Westerholz fort. „Ich war abwechselnd bei Besinnung und hörte genug, um mein Leben lang so vielen Muth, so hochherzigen Sinn nicht zu vergessen. Vor Allem

möchte ich die junge Dame sehen. Ich bin ja jetzt wohl in einem Zustande, wo ich den Besuch einer Dame empfangen kann, zumal einer so muthigen und entschlossenen."

„Clara! Clara!" rief Degenhart zur Thüre hinaus.

Und Clara kam bald darauf langsam herein. Sie hatte sich erholt; über die weißen Wangen verbreitete sich der Hauch eines zarten Roths, die großen Augen mit den langen Wimpern erinnerten wie mild lächelnd an vergoßne Thränen. Es war eine herrliche Erscheinung! Der schlanke Wuchs stand in der schönsten Harmonie mit der jungfräulichen Körperfülle. Um das tadellose Oval des Gesichtes von einer durchsichtigen Reinheit floß noch wie sonst das glänzend schwarze Haar in leichtem, gefälligem, anschmiegendem Ergusse herab; die leichte Neigung des Hauptes nach der rechten Seite hin gab ihm noch, wie sonst, den Ausdruck schwärmerischer Gedankenfülle, aber Hals und Nacken und der Obertheil der Brust traten in ihrer Fülle und blendenden Weiße jugendfrisch und lebenskräftig hervor und stachen wundersam gegen das dunkle Gewand ab, das in einfacher aber höchst geschmackvoller Schönheit über die schwellenden Formen floß; die weißen vollen Arme lösten sich lieblich und reizend aus den kurzen Aermeln los und verliefen in die feinen langen Hände, die jedoch statt der Knöchel leichte rosig schimmernde Grübchen zeigten.

Mit Vergnügen betrachtete Westerholz das holde Mädchenbild, und auch der Arzt sah gar verwundert und befriedigt auf sie hin.

„Mein Fräulein — sagte der Graf — ich würde es mir nie verzeihen, Sie und die Ihrigen in eine so entsetzliche Gefahr gestürzt zu haben, wenn ich mich nicht mit dem Gedanken tröstete, daß nun, wo die Gefahr vorüber ist, Ihnen die Erinnerung an eine großmüthige, heldenhafte That bleibt und die Gewißheit, sich einen dankbaren Freund für die ganze Lebenszeit gewonnen zu haben."

Clara erwiderte einfach und bescheiden: „Ihr Dank gebührt nicht mir, ich wollte nur meinen Vater nicht verlassen."

„Sie haben Recht — sagte Westerholz — den eigentlichen Dank bin ich Ihrem Herrn Vater schuldig, aber die Art, wie Sie die durch mich herbeigeführte Gefahr theilten, wird mir ewig unvergeßlich sein. Uebrigens kann ich es mir kaum verzeihen, daß ich noch nicht einmal nach dem Namen des edlen Mannes gefragt habe, dessen aufopferndem Großmuth ich meine Rettung verdanke."

Da er fragend zu Degenhart auffah, so erwiederte dieser: „Ich bin der Forstmeister Degenhart. Uebrigens irren Sie, Herr Graf, wenn Sie mir Ihre Rettung zuschreiben. Ich hatte allerdings durch das Fenster den

tückischen Schuß auf Sie und Ihren Sturz gesehen, ich eilte auch sogleich zur Thür, aber ich wäre zu jedem Beistand zu spät gekommen, wenn nicht dieser fremde junge Mann, der sicher mehr ist, als er scheint, mit Gefahr seines Lebens das Ihrige gerettet hätte. Er entriß Sie im wahrsten Sinne des Wortes den Klauen der wüthenden Rotte."

Aller Augen waren auf Werner gerichtet, der in diesem Augenblicke todtenblaß wurde und ohnmächtig zusammensank. Mit einem herzzerschneidenden Schrei stürzte Clara auf ihn los und fing den Sinkenden in ihren Armen auf.

Auch der Vater eilte herbei und half ihr die ihren Armen zu schwere Last stützen, indem er rief: „Um des Himmels willen, was ist das?"

„Er stirbt! — jammerte Clara — seht ihr nicht das Blut aus seinem Herzen strömen? Er stirbt, er stirbt!"

„Aber Clara — rief der Vater — beruhige Dich doch!"

„Beruhigen, Vater, wenn er stirbt, für uns stirbt? Es ist ja Thormann, der sich für uns geopfert hat!"

„**Thormann?!**" Dieser Name wurde mit dem höchsten Erstaunen zugleich von dem Vater und dem Grafen und dem Arzte ausgerufen.

„Es ist Thormann — fuhr Clara klagend fort — und wenn ihn Niemand kennt und kennen will, so kenn' ich ihn doch. Es ist Thormann, der für uns stirbt."

Degenhart war so von maßlosem Erstaunen übermannt, daß er keinen Laut hervorbringen konnte. Auch Westerholz starrte stumm in Ueberraschung und Entsetzen auf die Gruppe. Aber schon war Schramm herbeigeeilt, kniete nieder neben dem Ohnmächtigen, sah ihm starr in's Gesicht und sagte dann mit von Rührung fast erstickter Stimme: „Ja, es ist wirklich Thormann, der gute alte treue Thormann!" Er sammelte sich aber sogleich wieder, nahm den Gesunknen in seine Arme und sagte zu Degenhart: „Bringen Sie Ihre Tochter fort, wir wollen sehen, wie es hier eigentlich steht."

Degenhart zog die Widerstrebende mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer, rief Gertrud, brachte mit ihrer Hilfe Clara auf ihr Zimmer, empfahl sie der Sorge der zuverlässigen Magd und eilte zurück.

Schon hatte Schramm die Kleidungsstücke entfernt und untersuchte die Wunde, indem er sagte: „Das ist einer der besten und liebsten Menschen, die ich kenne. Aber welches Wiedersehen!"

„Ich verdanke ihm mein Lebensglück!" sagte Westerholz mit tiefer Bewegung.

„Ich habe ihn lieb gehabt wie einen Sohn!" sprach Degenhart tiefgerührt. „Gebe Gott, daß ich ihn nicht verliere, indem ich ihn wiederfinde."

„Es ist nur ein Streifschuß!" jubelte Schramm.

„Er hat ihn verheimlicht und zu viel Blut verloren. Es hat gar Nichts zu sagen."

„Gott sei Dank!" riefen Degenhart und Westerholz wie aus einem Munde.

Schramm wandte einige einfache Mittel an, und Werner schlug die Augen wieder auf. Er lispelte mit leisem aber innigem Ton: „Clara!" Dann sagte er wie träumend vor sich hin: „Clara hat mir vergeben, sie ist versöhnt!" Darauf blickte er sich verwundert um und fragte matt: „Wo bin ich?"

„Unter Ihren Freunden, unter Ihren besten Freunden!" rief Degenhart gerührt.

„Kennst Du uns nicht, alter Freund?" fragte Schramm.

„Ja, ich kenne Euch — sagte Werner — Du bist mein guter theurer Schramm, und das ist der liebe treffliche Vater Clara's, und das ist der edle Graf Westerholz."

„Wir sind alle Ihre Freunde — sagte Westerholz — und lieben Sie mehr, als wir sagen können."

Schramm legte einen leichten Verband an, indem er hinzufügte: „Diese kleine Schramme wird gar keine Folgen haben, Du wirst nicht einmal die Idee von einem Wundfieber bekommen. Es war wie ein Aderlaß, ein gehöriger Imbiß wird, von einem guten Glas Wein unterstützt, Dir Deine Kräfte bald wieder geben.

Nur der Blutverlust, mein Junge, und vielleicht eine starke Gemüthsbewegung war an der Ohnmacht Schuld."

„Wo wurden Sie verwundet?" fragte Degenhart.

„Als wir oben an der Treppe standen, traf mich eine abprallende Kugel."

Während der Forstmeister Gertrud berief, um Clara zu sagen, daß Thormann sich vollkommen wohl befinde, und um für Wein und einige Eßwaaren zu sorgen, fragte Schramm: „Aber sage mir nur, Freund, wie siehst Du aus? Wenn Dich einer unserer Husaren auf der Straße träfe, würde er's für ein besonders verdienstliches Werk halten, Dich ohne Weiteres niederzuhauen. Wo in aller Welt kommst Du her?"

Mit traurigem Lächeln erwiederte Werner: „Aus dem Innern Afrika's. Ich bin vorgestern erst in Deutschland gelandet."

Alle erstaunten nicht wenig.

„Nun — sagte Schramm — da mußt Du uns tüchtig erzählen. Aber in diesem Augenblick nicht: Du bist noch etwas angegriffen. Auch muß ich nun zum Regiment und sehen, was es giebt. Aber sobald ich abkommen kann, komme ich wieder, und ich möchte bitten, daß Du bis dahin mit Deinen Erzählungen wartest."

„Kommen Sie zum Mittagessen, Herr Doctor — sagte Degenhart — es wird zwar vielleicht heute die Anrichtung etwas länger dauern und wenig genug geben,

aber die Herren nehmen in Berücksichtigung der Umstände vorlieb; wenigstens an einem guten Glase Wein soll's nicht fehlen, da unser vorheriger unwillkommener Besuch nicht Zeit gehabt hat, bis in den Keller zu dringen."

„Mit Dank angenommen, Herr Forstmeister."

Gertrud kam herein, um das Verlangte aufzutragen, dabei sehr theilnehmend auf Werner blickend. Dieser reichte ihr freundlich die Hand und fragte: „Wie geht's, Gertrud?"

„Ach, Herr Thormann — antwortete sie verlegen — wer hätte sich das träumen lassen, als Sie auf der Bank vor dem Hause schliefen? Ich muß doch sehen, ob das Kaffeegeschirr, das ich neben Sie auf den Tisch setzte, auch ganz geblieben ist."

Degenhart mußte lachen, dann meinte er: „Das Geschirr wird wohl entzwei sein und noch manches Andere. Wie sieht's eigentlich unten aus?"

„Ganz erschrecklich, Herr Forstmeister, als wenn eine Armee von Heiden da gewirthschaftet hätte. Die Fenster entzwei, der Schrank in der blauen Stube aufgebrochen und Alles herausgerissen, in der Küche — —"

„Na, laß nur gut sein, Gertrud; das Beste ist, daß wir Alle mit dem Leben davon gekommen sind. Wenn nur so viel übrig geblieben ist, daß wir Etwas zu essen bekommen. Was macht Clara?"

„Sie räumt ein wenig auf, und der Franz hilft ihr.“

„Ist der auch glücklich wieder da?“

„Er ist soeben gekommen. Er hat nicht mehr aus der Kaserne heraus gekonnt und die Nacht bei den Soldaten bleiben müssen. Er sagt, es ginge jetzt schrecklich in der Stadt her, die Todten lägen haufenweise auf der Straße, und — —“

„Genug, genug, sage nur dem Franz, er solle mit dem Herrn Doctor in die Stadt, um ihn etwas zurecht zu weisen.“

Schramm hatte unterdeß seine Sachen zusammengepackt und einige Rücksprache mit Westerholz genommen. Er trank noch ein Glas Wein mit Degenhart und Werner und verabschiedete sich dann mit dem Versprechen, möglichst bald zurück zu kehren.

Degenhart bestand nun darauf, daß Westerholz einige Stunden Ruhe haben müsse, versprach aber auf dessen Bitte, daß sie gemeinschaftlich in dieser Stube speisen wollten. Auch Werner mußte sich dazu bequemen, in ein andres Zimmer zu gehn und dort einige Zeit in Ruhe zu verbringen, was ihm am Ende auch ganz erwünscht war. Wir wollen nicht die Gedanken schildern, mit denen er sich beschäftigte, aber sie waren wohl erfreulicher Art. Er fand sich plötzlich wie durch einen Zauberschlag mitten in einem Kreise von Freunden und Bekannten, die ihn ehrten und liebten, von denen

ihm Keiner einen Vorwurf machte. Und Clara? Er gebot seinem Herzen gewaltsam Schweigen, denn das sollte jetzt nicht mit reden. Er begnügte sich, das treffliche Mädchen versöhnt zu wissen, denn er hatte ja keine Ahnung davor, daß das Gefühl der Jungfrau erst vor Kurzem so stark hervorgetreten war, er dachte sich nur, daß während seiner Ohnmacht Clara den Uebrigen Aufschluß über ihn würde gegeben haben.

6. Pläne und Aussichten.

Aus seinen Gedanken und Träumereien wurde Werner durch den Forstmeister geweckt, welcher den Kopf zur Thüre herein steckte und zum Mittagessen aufforderte. Als sie in das Zimmer traten, wo Westerholz auf seinem Bett lag, der Tisch aber bereits gedeckt war, fanden sie den Doktor Schramm vor, der aber auch noch den Major von Werffen mitgebracht hatte. Dieser Letztere war durch Schramm im Allgemeinen von Werner's letzten Thaten unterrichtet worden, erinnerte sich seiner noch sehr wohl von Ramburg her und begrüßte ihn freundlich. Seltsam genug nahm sich der braune bärtige Werner in seiner Seemannstracht, die während der letzten Tage sich keineswegs zu ihrem Vortheile verändert hatte, zwischen den stattlich uniformirten Männern aus, denn auch Degenhart hatte den Gästen zu Ehren seine Uniform angelegt.

„Lieber Werffen — sagte Westerholz — wir haben hier so Vieles, was uns persönlich betraf, durchlebt, daß die allgemeinen Angelegenheiten mehr wie billig in den Hintergrund getreten sind. Vor allen Dingen: wie steht's in der Stadt? wie steht's um's Regiment? Erzählen Sie, ich brenne vor Begierde, wenigstens das Wichtigste zu erfahren."

„Die Sache ist beendigt — sagte Werffen in sei-

ner ruhigen gleichmäßigen Weise — und das Regiment hat fast keinen Verlust gehabt. Das Thor wurde leicht genug genommen, und nachdem die dahinter erbaute Barrikade in unsern Händen war, verfuhren wir nach der vorher besprochnen Weise: die Infanteristen drangen in die nächsten Häuser, wo die Pioniere bald durch die Wände einen Weg in die folgenden Häuser bahnten, und immer weiter, bis man der nächsten Barrikade im Rücken war. Mittlerweile war die genommene Barrikade fortgeräumt, die Artillerie rückte vor, und ihrem Feuer, sowie dem Angriff von der Seite her konnten die leichten Befestigungen nicht widerstehen. Im Anfang wurde ein herzhafter Widerstand geleistet, aber als die Aufständischen unser Verfahren in seinem unaufhaltbaren Erfolg erst kennen gelernt hatten, gaben sie jeden Widerstand auf, sobald wir uns einer Barrikade genähert hatten, und wir brauchten diese nur fortzuräumen. Da es uns gelungen war, wie Sie wissen, eine Verständigung mit der bisherigen Garnison trotz ihrer engen Einschließung herzustellen, so verfuhr dieselbe, als sie unsre ersten Schüsse hörte, nach demselben System, und so war der Kampf bald beendigt. Unsre Husaren hatten fast Nichts zu thun, als die freigewordnen Straßen zu besetzen und die Flucht der Versprengten zu hindern. Wir haben eine Menge Gefangner gemacht, aber zum Einhauen kam es begreiflicher Weise nicht."

„Und hat man so wenig Bürgerblut vergossen, als irgend möglich war?“

Der Major zuckte die Achseln: „Unsre Leute hatten ihren Zorn über den mörderischen Streich gegen ihren geliebten Obersten bereits hier in der Vorstadt einigermaßen abgekühlt, und es wurde mir leicht, sie weiterhin zur möglichsten Schonung anzuhalten, was ich um so eindringlicher that, da ich Ihre Ansicht kannte, und dieselbe so sehr mit der meinigen übereinstimmt. Die Infanteristen waren durch einige anfängliche Verluste erbittert und wurden zu neuer Wuth gereizt, als sie auf dem Markt einen zusammengeworfenen Haufen erschlagner Soldaten fanden. Ebenso und noch mehr gereizt waren die Truppen, die schon gestern mit den Bürgern gefochten hatten, und so ist denn allerdings vieles Blut geflossen.“

Alle waren ernst gestimmt und zu tiefer Theilnahme bewegt, denn es war hier Keiner, der nicht den Groll, den er etwa vorher empfunden, vergessen und den Untergang so vieler Landsleute betrauert hätte.

Degenhart lud den Major ein, an dem sehr frugalen Mittagsmahl Theil zu nehmen, aber derselbe berief sich auf seine Dienstpflichten und entfernte sich.

Nun mußte Werner erzählen, und er gab einen übersichtlichen Abriß seiner Begebenheiten, verschwieg auch nicht, daß er als Freischärler nach Kesselfort gekommen

sei und einen Tag lang dem Aufstand angehört habe, worüber jedoch die Zuhörer nicht einmal große Verwunderung, geschweige denn Tadel aussprachen; er schloß damit, daß er jetzt alles Ernstes eine Lebensstellung und Wirksamkeit sich zu verschaffen suchen werde. Das wilde Spiel, welches das Leben mit dem noch so jungen Manne getrieben hatte, versenkte die Freunde in eine nachdenkliche Stimmung.

Westerholz brach zuerst das Schweigen: „Wie bald denken Sie trotz der Verwundung reisen zu können?"

„Noch heut, und es war allerdings und ist auch jetzt noch meine Absicht, diesen Nachmittag abzureisen."

„Und wohin gedachten Sie zunächst?

„Zu meiner Schwester."

„Thun Sie das, reisen Sie noch heut ab."

„Aber — warf der Forstmeister ein — ich möchte den jungen Freund, der sich mir heut doppelt theuer gemacht hat, nicht gern so rasch wieder verlieren."

„Erlauben Sie — sagte Westerholz — daß ich mit einer etwas unbescheidnen aber wohlgemeinten Anmaßung mich des Rechts bemächtige, Anordnungen vorzuschlagen. Was zunächst unsern lieben Freund Thormann betrifft, so ist's am Besten, er reist noch heut nach Ramburg ab, setzt sich dort in ein Kostüm, was einem Kandidaten der Theologie mehr paßt als sein gegenwärtiges, zu welcher Metamorphose aber hier in

Kesselfort nicht einmal Muße und Gelegenheit sein würde. Dann meldet er sich bei der Provinzialbehörde als nach mehrjähriger Abwesenheit ins Land zurückgekehrt; auf Befragen erklärt er unumwunden, daß er in der französischen Fremden-Legion gedient habe, was freilich der Bewerbung um eine Pfarrstelle hinderlich sein dürfte, aber auf eine solche ist ja wohl überhaupt sein Sinn nicht gestellt. Um ihm aber sowohl unterwegs als bei den Behörden alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die gerade in diesem Augenblick gemacht werden könnten, gebe ich ihm eine Sicherheitskarte mit, wozu ich ermächtigt bin in Betracht des Kriegszustandes, in welchen diese Gegend erklärt ist; mein Adjutant wird noch in dieser Stunde mit meinem Reise-Bureau hierher kommen, es finden sich darin solche Karten, und sollte mein Arm mich an der Ausfüllung hindern, so wird mein Adjutant dies übernehmen. Darauf reist Herr Thormann zu seinen Verwandten. Was nun mich selbst betrifft — ich muß bei meiner Proposition der zu ergreifenden Maßregeln diese Reihenfolge beobachten — so werde ich heut Nachmittag alle Vorbereitungen treffen und morgen in meiner Equipage, die sich beim Train befindet, nach Hause fahren. Was endlich Sie betrifft, Herr Forstmeister, so werden Sie nebst Fräulein Tochter mich begleiten."

„Herr Graf, dieser Vorschlag — —"

„Lassen Sie mich ruhig ausreden. Der Aufenthalt zu Kesselfort ist für die nächsten Wochen mehr als unangenehm, und Sie sind es Ihrer Tochter schuldig, dieselbe von hier zu entfernen; Sie selbst versäumen hier Nichts, da in der nächsten Zeit an dienstliche Arbeiten gar nicht wird gedacht werden können. Außerdem macht die Verwüstung Ihres Hauses eine gründliche Wiederherstellung nöthig, deren Unruhe Sie auf diese Art aus dem Wege gehen. Ich gewinne dadurch nicht blos eine treffliche Reisegesellschaft, sondern ich erhalte auch Gelegenheit, meiner lieben Frau die Wohlthäter ihres Mannes bekannt zu machen und gegen dieselben eine leichte und angenehme Gastfreundschaft zu üben, nachdem sie mich unter so gefahrvollen Umständen in ihrem Hause aufgenommen haben. Herr Thormann aber wird, sobald er die Seinigen begrüßt hat, ebenfalls nach Schloß Westerholz kommen, wo er ja auch noch eine alte Freundin findet, ehemals Fräulein Rosalinde von Hohenfels, jetzt Gräfin Westerholz, und dann können wir gemeinschaftlich nach Herzenslust über die Maßregeln, die hinsichtlich seiner künftigen Lebensstellung zu treffen sind, uns berathen."

„Einen so gütigen Vorschlag — sagte Degenhart — kann ich nicht annehmen."

„Nach meiner unvorgreiflichen Meinung — bemerkte Schramm — ist der Vorschlag ganz vortrefflich, vorausgesetzt, daß auch ich so weit in denselben einbe=

griffen bin, um mich ebenfalls auf Schloß Westerholz einfinden zu dürfen."

„Nun, das versteht sich doch wohl von selbst, lieber Doctor, Sie müssen ja schon kommen, um nach Ihrem Patienten zu sehen."

„So denke ich denn, sagte Schramm, Sie setzen dem Vorschlag weiter keinen Widerstand entgegen, Herr Forstmeister."

„Ich füge mich — erwiederte Degenhart — obwohl nicht ganz überzeugt, daß ich mich dadurch nicht einer Unbescheidenheit schuldig mache."

„Und Sie, Herr Thormann? fragte Westerholz.

Mit einiger Verlegenheit antwortete Werner: „Ich kann nur dankbar auf diese Anordnungen eingehen, die eben so gütig als zweckmäßig sind."

Die Meldung, daß der Regiments-Adjutant den Obersten zu sprechen wünsche, hob die berathende Sitzung auf. Der Doctor, der sich nun auch wieder entfernen mußte, zog Werner bei Seite und flüsterte ihm zu, daß er vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhofe sein würde, um Abschied zu nehmen und zugleich das nöthige Reisegeld zu übergeben, worauf er sich entfernte. Degenhart begann Anstalten zu der unerwarteten Reise zu treffen, und Werner zog sich auf sein Zimmer zurück, um die beiden Offiziere ihre Angelegenheiten besprechen zu lassen.

Nach einiger Zeit wurde er wieder zu Westerholz berufen, den er allein traf.

„Hier ist die Sicherheitskarte — begann der Graf — die überall respektirt werden wird. Ich habe mir erlaubt, eine kleine Summe beizulegen, damit Sie die Reise und die neue Equipirung bestreiten können."

Erröthend stotterte Werner: „Herr Graf, diese neue Verpflichtung — —"

Mit ernster Stimme fiel ihm Westerholz in die Rede: „Sie würden mich kränken, Herr Thormann, wenn Sie nur ein Wort über diese Angelegenheit verlören. Es ist ja klar, daß Sie nur von allen Geldmitteln entblößt aus Ihrer Gefangenschaft zurückkehren konnten, jetzt aber müssen Sie einige Mittel zur Verfügung haben, und es ziemt Niemand eher als mir, Ihnen eine solche Anleihe zu machen."

„Mein Freund Schramm hat mir bereits das Anerbieten gemacht."

„Das konnte ich denken, aber der Doctor führt schwerlich eine solche Kasse mit, daß er dem wirklichen Bedürfniß so ohne Weiteres abhelfen könnte, er würde selbst erst eine Anleihe machen müssen. Auch der Forstmeister würde ohne Zweifel Ihnen mit jeder Summe beispringen, aber lassen Sie es mich offen heraus sagen: es scheinen mir in Ihren Beziehungen zu dieser trefflichen Familie Rücksichten vorzuwalten, welche die Ansprache oder Annahme eines Darlehns, wenn nicht peinlich, doch jedenfalls unerquicklich erscheinen lassen. Und

ich wiederhole, daß ich vor allen Andern berechtigt bin, diesen kleinen Dienst zu leisten, der gegen meine sonstigen Beziehungen zu Ihnen zu geringfügig ist, um nur erwähnt werden zu dürfen. Also, wenn Sie mich nicht tief kränken wollen: kein Wort mehr über diese Kleinigkeit!"

Verwirrt nahm Werner die Karte und die Goldrolle und mußte noch dem Grafen versprechen, mit einigen Worten zu schreiben, wann ihn ein Wagen von dem bei Schloß Westerholz zunächst gelegnen Bahnhofe abholen solle. Dann verabschiedete er sich, ohne daß er es über sich bringen konnte, Rosalindens in irgend einer Weise zu erwähnen.

Als er auf sein Zimmer zurückkehrte, erwartete ihn dort der Forstmeister und hörte seine Erklärung, sogleich aufbrechen zu wollen, mit beifälligem Kopfnicken an.

„Auf Wiedersehn zu Westerholz!" sagte er. Und bewegt fügte er hinzu: „Das Herz ist mir jetzt zu voll, mein lieber Freund, um mehr sagen zu können; wir sprechen uns später aus. Nur so viel, obgleich es sich von selbst versteht: mag es Ihnen sogleich gelingen, ein Unterkommen zu finden, oder nicht, mögen sich Aussichten für die Zukunft darbieten oder nicht, so ist mein Haus immer das Ihrige, und Sie würden es nicht verantworten können, wenn Sie nicht zu uns kämen. Sie kommen auf jeden Fall, nicht wahr?"

„Ich komme!“ rief Werner, sich gerührt an Degenhart's Brust werfend.

„Wünschen Sie Clara jetzt noch einmal zu sehen?“

„Nein. Aber später — —“

„Nun, das mag auch wohl am Besten sein. Kann ich Ihnen sonst noch mit irgend Etwas dienen?“

Werner schüttelte verneinend den Kopf.

„So soll Franz Sie nach dem Bahnhof führen. Und nun leben Sie wohl, mein theurer Freund, der meinem Herzen ein Sohn ist.“

Als Schramm auf dem Bahnhof den Freund zum Wagen geleitete, sagte er: „Es ist Dir in Allem wunderbar schlecht ergangen, lieber Thormann, während unser einer keinen Stein auf seinem Wege angetroffen hat. Aber es will mir nun scheinen, als wäre der Rückschlag eingetreten, und es füge sich Alles wie von selbst zum guten Ausgang. Weil Du unglücklicher gewesen bist, als so ein gewöhnliches Menschenkind wie ich, so wirst Du nun auch viel glücklicher sein, und es gehört eben keine besonders feine Spürkraft dazu, um zu errathen, welchen blumigen Kranz Dir das Glück zunächst auf Dein braunes Haupt drücken wird — — ich kann mich auch zart ausdrücken, wie Du hörst.“

Werner drückte ihm die Hand und stieg, nachdem er das dargebotene Reisegeld zurückgewiesen hatte, in den Wagen.

---

7. Im König von England.

Die Schwierigkeiten, welche Werner auf dem Bahnhofe zu Ramburg fand, aber mit Hilfe der Karte des Grafen Westerholz leicht beseitigte, kamen kaum in Anschlag gegen Diejenigen, welche der Kellner im Gasthof zum König von England dem abenteuerlichen und ruppigen Fremden in den Weg legte, der so ohne Weiteres in das Gastzimmer eindringen wollte. Mit einer unwiderstehlichen Handbewegung schob Werner den Aengstlichen zur Seite, verlangte eine halbe Flasche Wein und trat in den so hartnäckig vertheidigten Raum. Schon waren die Lichter angezündet, deshalb mußte der Geblendete einige Augenblicke warten, bis seine Augen an die Helligkeit sich gewöhnten, dann faßte er die Anwesenden näher in's Auge. An einer langen Tafel saßen zahlreiche Gäste bei ihrem Schoppen Wein, hüllten sich in Wolken von Tabaksdampf und besprachen, wie es schien, die Ereignisse in Kesselfort mit großer Leidenschaftlichkeit. Aber es waren für Werner lauter fremde Gesichter. Doch jetzt tönte die wohlbekannte Stimme Spring's aus einem offnen Seitenkabinet hervor, und Werner besann sich nicht, in dieses Allerheiligste hinein zu schauen. Da saßen um einen runden Tisch lauter

alte Bekannte, mit einer einzigen Ausnahme: Spring selbst, der gute Wessels, noch eben so behäbig und freundlich wie sonst, der alte Schwind, mit demselben vielsagenden und wenigbedeutenden Ernst dreinschauend wie ehemals, der junge Schwind, auffallend frisch und wohl aussehend. Der Fünfte in der Runde kehrte der Thüre den Rücken zu, doch schien es eine stattliche Figur zu sein. Man mochte hier das Kapitel von Kesselfort genügend besprochen haben und auf andre Gegenstände übergegangen sein.

„Das muß ich sagen — beendigte Spring seine Rede — eine größre Freude hätte mir nicht passiren können, als so einen alten Freund und Bruder wieder zu sehen."

„Ich hätte es mir auch nicht träumen lassen — erwiederte die volle Stimme des Fremden — in Deinen eigenen vier Pfählen an Deinem Tisch ein Glas Wein zu trinken. Dies Glas trink' ich Dir vor, Herzog!"

„Ich trink' Dir dies nach, Kamöne!"

Wessels schüttelte sich vergnüglich und sagte: „Die Herren können doch das alte Studentenwesen nicht vergessen."

Aber Werner war auf's Höchste überrascht, denn der Fremde war wirklich kein Andrer als Brune; als derselbe sich zur Seite nach Spring hinbog, zeigte sich das ganze kriegerische Profil mit seinem so kühnen und

doch so gutmüthigen Ausdruck. Dieser Tag, der für Werner so reich an Wundern unerwarteter Ueberraschungen gewesen war, sollte noch mit dem Wunder schließen, Brune hier zu treffen. Uebrigens erschien dessen Aeußeres ganz fein, ein stattlicher Schnürrock gab ihm sogar ein gewisses nobles Ansehn. Werner war so beschäftigt mit dieser neuen Entdeckung, daß er nicht beachtete, wie der Kellner den bestellten Wein auf einen Seitentisch stellte, mißtrauisch den horchenden Fremdling betrachtete und, ohne denselben auf seinen Wein aufmerksam zu machen, sich wieder entfernte, um mit dem Oberkellner, der ihm grade begegnete, zu flüstern.

Die Sache sollte eine noch eigenthümlichere und Werner noch tiefer berührende Wendung nehmen.

Der junge Schwind sprach: „Sie sehen im Ganzen wohl selten einen Ihrer Universitätsfreunde wieder, Herr Spring?"

„Sehr selten, Herr Schwind. Gleichgültige und oberflächliche Bekannte sind mir wohl über den Weg gelaufen, und obschon mir das auch immer einiges Pläsir gemacht hat, so ging es doch ohne Gemüthsaufregung vorüber; wir stießen einmal die Gläser auf die alten Zeiten an, und damit war's vorüber. Aber recht erfreut bin ich nur zweimal gewesen über ein solches Wiedersehen, das eine Mal, als Thormann kam, und das zweite Mal bei der Ankunft dieses Brune."

Wessels sagte: „Den Thormann hab' ich gar nicht wieder vergessen können, es war ein prächtiger Mensch, und es hat mich ordentlich fast bis zu Thränen gerührt, als Herr Brune erzählte, auf eine wie erbärmliche Art er sein junges Leben hat dahin geben müssen."

„Auf eine erbärmliche Art?" rief Brune mit einiger Entrüstung. „Das kann man wahrhaftig nicht sagen! Thormann ist gefallen, wie ein braver Soldat, und das darf man kein erbärmliches Ende nennen. Ein braver Soldat war er allewege, einer der bravsten in dem ganzen Heere, und der beste Schütze, den es geben konnte. Daß er mir verschiedne Male das Leben gerettet hat, davon will ich nicht reden, aber er besaß Bravour wie ein Teufel und dabei ein gutes Herz wie ein Kind. Als die Nachricht von seinem Tode ankam, war mir zu Muthe, als wäre nun die Welt Nichts mehr werth und nur Lumpenvolk darin zurückgeblieben. Und ich kann Ihnen sagen, meine Herren, es ging mir nicht allein so, der alte Hauptmann Boncoeur war fast eben so traurig wie ich; wär' es nicht gegen Respekt und Rang gewesen, wir beide hätten zusammen geweint wie alte Weiber."

„Ja — sagte Spring — 's ist Jammerschade um den braven Kerl, und wenn ich dem Hundsfott, dem Falkenberg, alle seine Niederträchtigkeiten verzeihen wollte, so könnte ich ihm doch das nicht verzeihen, daß

er den Thormann von hier fortjagte in Verbannung und Tod."

Der junge Schwind sprach mit tiefem Gefühl: „Ich habe Ihren Freund, den ich so gern auch den Meinigen genannt hätte, nur wenige Stunden gesehen, aber nie hat ein Mensch einen günstigeren Eindruck auf mich gemacht. Und außerdem griff er so bedeutend und segensreich in mein Geschick ein, daß ich ihm das dankbarste Andenken verschulde, und das ist ihm auch bis zu meinem Lebensende geweiht."

„Ja — fügte der alte Schwind hinzu, einer wirbelnden Wolke nachschauend, die er seiner Pfeife entlockt hatte — er hatte großes Verdienst um uns, das Schwind'sche und Wessels'sche Haus müßten ihm ein Denkmal stiften, wenn's nach Verdienst ginge."

Aufgeregt rief Spring: „Ein kaltes Denkmal wollen wir ihm nicht errichten, das ist Etwas für Leute, von deren Verdienst ohne das Denkmal keine Rede sein würde, aber ein lebendiges Erinnerungfest wollen wir ihm stiften. Gleich heut wollen wir die Todtenfeier begehen, bis Mitternacht wollen wir zusammen sitzen und uns mit Wehmuth und Freude zugleich von ihm unterhalten. Kein Andrer soll dazu kommen, nur edler Wein soll dabei getrunken werden!"

„Aber ich darf doch das Fest mit feiern?" sprach plötzlich eine ernstbewegte Stimme.

Alle fuhren auf und starrten den unheimlichen Fremden an, der wie aus der Erde gewachsen dastand.

„Bei allen guten Geistern — rief Brune — das ist entweder Thormann's Geist oder Thormann selbst!"

„Er ist es selbst!" sagte Werner, und die Freunde lagen einander in den Armen.

„So was lebt nicht!" waren die ersten Worte, welche Spring hervorbringen konnte, nachdem er sich von einer förmlichen Erstarrung erholt hatte, und dann umarmte auch er stürmisch den Erstandnen. Die Uebrigen glichen noch immer leblosen Bildsäulen, bis Werner ihnen die Hand schüttelte und sie herzlich begrüßte, wo sie denn Leben und Rede wieder fanden.

Die Bewillkommnungs-Scene wurde von einem seltsamen Intermezzo unterbrochen.

Eine Thüre, welche aus den äußern Räumen unmittelbar in das Kabinet führte, öffnete sich, und herein trat der Oberkellner, hinter diesem ein Polizeidiener, hinter diesem der Saalkellner, der Werner empfangen hatte, oder vielmehr nicht hatte empfangen wollen. Der Oberkellner zog sogleich die Verbindungsthüre nach dem Saal, wo man schon auf den Lärm im Kabinet aufmerksam geworden zu sein schien, vorsichtig zu, um das Publikum abzuschneiden, blieb aber wie versteinert stehen, als er den Fremden in anscheinend so herzlichem Verständniß mit seinem Herrn und dessen distinguirte-

sten Gästen sah; der Polizeidiener hatte darauf nicht geachtet; sobald er des abenteuerlichen Menschen gewahr wurde, stürzte er auf ihn los, wie eine Spinne auf ihren Raub, und ergriff ihn am Arme.

Durch rasches Umdrehen schüttelte Werner die Hand ab, die sich an ihn gelegt hatte, und fragte rauh: „Was wollen Sie? wer sind Sie?"

Barsch antwortete der Polizeidiener: „Ich bin Polizeibeamter, wie Sie sehen, und verlange Ihre Legitimations-Papiere zu sehen, widrigenfalls verhafte ich Sie und führe Sie zum Polizeiamte ab."

Mit Ausnahme Werner's war die Sache den Anwesenden außer allem Spaß, und sie machten sehr bedenkliche Gesichter. In Veranlassung der Kesselforter Unruhen war heute Morgen eine Art von Kriegsgesetz proklamirt worden; in welche Verlegenheiten Werner daher kommen konnte, war nicht abzusehn. Brune schien Lust zu haben, den „Polizisten" zur Thür' hinaus zu werfen, aber die Betroffenheit der Uebrigen ließ ihn diese energische Maßregel vorerst noch verschieben.

Spring sagte: „Was fällt Ihnen ein?"

Dem Polizeidiener wuchs der Kamm, da er die allgemeine Bestürzung gewahrte, er schmeichelte sich mit der Hoffnung, nicht nur einen Freischärler gefangen, sondern vielleicht sogar die Anfangsfäden zu einer weitläuftigen Untersuchung gegen die übrigen Anwesenden

in seine Hand bekommen zu haben, er sagte daher hochmüthig: „Sie wissen, meine Herren, welche geschärften Verordnungen gegen die sogenannten Freischärler erlassen sind, sowie gegen alle Diejenigen, die ihnen in irgend einer Weise Vorschub leisten."

Der jüngere Schwind nahm das Wort: „Ich bin der Kaufmann Schwind von hier, ich leiste Bürgschaft für den Herrn."

„Ich auch — sagte Wessels — und Sie kennen mich ja als den Kommissionsrath Wessels."

„Ich auch — sagte der ältre Schwind — Großhändler Konrad Schwind, Langstraße Nummer 56."

„Das thut's Alles nicht!"

„Nun, so thut's vielleicht dies!" sagte Werner, der mittlerweile die Karte aus seiner Reisetasche genommen hatte.

Der Polizeidiener nahm die Karte und wurde, als er sie gelesen, nicht wenig verlegen; er stotterte: „Nehmen Sie's nicht ungütig, Herr — — Herr Thormann, es ist ein pures Versehen von — von den Kellnern."

Auf diese, welche wie arme Sünder da standen, fuhr jetzt Spring mit großem Zorn los: „Was sind das für dumme Streiche? wie hängt das zusammen?"

Der Saalkellner antwortete demüthig: „Der fremde Herr sah mir nicht aus, als wenn er zur Gesellschaft im Saal gehörte, ich wollte ihn darum nicht hinein lassen. Als er sich aber doch hinein drängte und eine halbe

Flasche Wein bestellte, brachte ich den Wein, bemerkte aber, daß der fremde Herr in dies Kabinet hinein horchte. Ich glaubte also, er wolle sich hier einschleichen und spioniren, und sagte es dem Oberkellner."

„Dummkopf, der Du bist!" rief Spring. „Ein Kellner von echtem Schrot und Korn muß den Instinkt haben, vornehme Herren zu erkennen, wenn sie auch wie Karrenschieber aussehen, und ehrliche Männer, wenn sie auch einen Bart tragen, daß sie ihn drei Fuß nachschleppen. Und Sie, Karl, hätte ich nie einer solchen Abgeschmacktheit, einen Polizeidiener herbei zu rufen, für fähig gehalten. Wenn Sie mir noch einmal ein solches Wesen ohne mein Geheiß in's Haus kommen lassen, so sind wir geschiedne Leute." — Und sich dann plötzlich zum Polizeidiener wendend, herrschte er ihm zu: „Wie in aller Welt können Sie sich unterstehen, in meine Privatgemächer einzudringen, ohne sich vorher geziemend anmelden zu lassen?"

„Verzeihen Sie mir, Herr Spring, die heutige Proklamation — —"

„Ach was Proklamation? Die gilt für Bahnhöfe und Kneipen, aber nicht für den König von England. Ich werde eine Klage wegen unbefugter Zudringlichkeit gegen Sie einreichen, und wenn sie einmal wieder vor meinem Antlitz erscheinen wollen, so melden Sie sich beim Kellner, der wird es dem Oberkellner melden, und

der wird bei mir anfragen. Jetzt marsch, fort, Alle mit einander!" — Als sich die Ausgescholtenen kleinlaut entfernten, rief er jedoch den Kellner zurück und fragte: „Franz, hast Du denn dem Herrn den bestellten Wein gebracht?"

„Zu Befehl, Herr Spring."

„Hol' ihn her!"

Der Kellner holte den Wein aus dem Gastzimmer, Spring kostete denselben und rief: „Pfui Teufel! Aber ich dacht' es mir gleich, daß es der Kutscherwein wäre. Eine solche Gastwirthschaft ist doch eine wahre Räuberhöhle. Wenn der Schnitt des Rockes nicht modisch, oder das Tuch nicht fein ist, so meint so eine angefaulte Kellnerseele gleich, man könne den Fremden schlecht bedienen und nachher doch das volle Geld nehmen. Saufe Du selbst Deinen sauren Stoff und bring' uns einige Flaschen Rüdesheimer, bestell' auch in der Küche das Abendessen für uns."

Als der Kellner fort war, besah Spring den Freund von oben bis unten und sagte: „Am Ende bist Du doch ein Gespenst, da Du die Hunde der Polizei so leicht mit einer Zauberformel besprechen kannst."

„Meine Zauberformel — entgegnete Werner — ist eine einfache Sicherheitskarte, vor der die Polizei am Ende mehr Respekt hat, als vor den Sprüchen eines wirklichen Geistes."

Man nahm nun gemüthlich Platz, und Werner mußte seine Schicksale erzählen. Er verschwieg auch hier nicht, daß er nach Kesselfort gereist sei, in der Meinung, dort an einem ehrenvollen Kampfe Theil zu nehmen, die Sache aber sogleich aufgegeben habe, als er ihre wahre Natur erkannte; über die Beziehungen zu Degenhart und Westerholz ging er mit ganz allgemeinen Andeutungen hinweg, und Clara's erwähnte er natürlich gar nicht."

Nachdem sein Bericht mit der höchsten Aufmerksamkeit angehört und mit allen möglichen Ausbrüchen des Erstaunens begleitet worden war, wandte er sich seinerseits an Brune mit der Frage, wie er hierher komme.

„Siehst Du, lieber Bruder — antwortete Brune — als wir den Franzosen eine kleine Lection in Führung der Klinge beigebracht hatten — beiläufig bemerkt, im Fechten mit dem Stoßdegen sind sie viel besser — wurde ich wie eine Art von Wunderthier angestaunt, alle Welt wollte mit mir fechten oder mich fechten sehn, der Kommandirende selbst nahm großen Antheil, und so kam es denn, ich weiß selbst nicht wie, daß ich französisch parliren lernte, und daß ich zum Unteroffizier und weiterhin zum Lieutenant avancirte. Als ich von den sonderbaren Geschichten in Deutschland hörte — in Frankreich war ja erst recht der Teufel los — und da eben in Afrika nichts Besondres zu thun war, so nahm

ich Urlaub, erhielt ihn ausnahmsweise und sah mich ein wenig in Deutschland um. Zufällig hörte ich von einem Bekannten, wohin der Herzog gerathen sei, und da dacht' ich, ich müßte ihn einmal aufsuchen. Aber sonst gefallen mir die Händel in Deutschland nicht besonders, und wenn mein Urlaub zu Ende ist, kehre ich wieder nach Afrika zurück. Gehst Du wieder mit, Jäger?"

„Nein — antwortete Werner lächelnd — aber was ist denn aus unsern damaligen Kumpanen geworden? was macht der Nassauer?"

„Der fragt Nichts mehr nach Welt und weltlicher Ehre, er ist längst in einem Treffen gefallen. Er hatte ein böses Mundwerk, aber es war ein herzensguter Kerl, und es fehlte ihm gar nicht an Courage."

„Und der Commis?"

„In einem Lazareth gestorben, ich glaube, vor Langerweile, weil die Welt gar Nichts mehr zu seinem Amusement aufbot."

„Und der schweigsame Morian?"

„Todt."

„Und der Schlesier?"

„Der lebt noch, und es ist ihm wirklich geglückt, Restaurant auf einer Station zu werden. Im Gefecht war er auch nicht viel nutz."

Aber, Spring, nun mußt Du mir auch einige Auskunft geben. Die Frage wird mir ordentlich schwer,

aber ich muß sie doch thun: was ist aus Theodor Falkenberg geworden?"

„Er führt einen mit Milch beladnen Esel zu Markt, so viel ich weiß."

„Wie? Du treibst Scherz."

„Nein, nein, es ist voller Ernst. Nach den neusten und zuverlässigsten Nachrichten ist er bis auf den Esel gekommen, indem er den Einwohnern einer der neuen amerikanischen Städte: Neu-Athen, oder Neu-Sparta, oder Neu-Hamburg, oder Neu-Krähwinkel, frische Milch auf einem Esel zuführt, aber nicht auf eigne Rechnung, sondern im Auftrag und Lohn eines kleinen deutschen Farmers. Er bekommt auch vielleicht eine Tantième, und es mag eine ganz gute Anstellung sein, aber ich meines Theils ziehe doch das Geschäft eines hierländischen Steinklopfers vor, man ist mehr sein eigner Herr."

„Da Werner die Andern fragend ansah, so sagte Wessels bestätigend: „Ja, ja, Herr Thormann, es verhält sich wirklich so. Es ist merkwürdig, wie man sich in einem Menschen irren kann; wir hielten so große Stücke auf diesen Assessor Falkenberg."

„Das kann ich von mir nun eben nicht behaupten — sagte der jüngre Schwind — ich habe ihm nie so recht getraut."

„Ich auch nicht, großthuerische Windbeutelei, weiter Nichts!" schaltete der ältre Schwind ein.

„Aber wie ist es so weit mit ihm gekommen?"

Der Kommissionsrath sagte lächelnd: „Die Firma Schwind, Vater und Sohn, hatte freilich ihre besondern Gründe, von dem Assessor nicht sonderlich erbaut zu sein, von wegen einer gewissen jungen Dame, Ottilie Wessels — —"

„Jetzt Frau Eduard Schwind junior!" schaltete der alte Schwind wieder ein, während der Sohn einen frohen Blick mit Werner wechselte.

„Aber wir in unserm Hause — fuhr der Kommissionsrath fort — ließen uns wie manche Andern von der glatten Außenseite täuschen, bis sich die Falschheit des Metalls bei Ihrer Herkunft zeigte, Herr Thormann. Wir Alle wurden gleich, als Sie Beide neben einander standen, irre an der Unfehlbarkeit und an dem Geistesreichthum des bis dahin bewunderten jungen Mannes, namentlich auch meine Tochter Ottilie, die er schon halb und halb auf seine Seite gebracht hatte."

„Ja — rief der jüngre Schwind — nur allein Ihnen verdanke ich es, daß sich mir Ottiliens Herz wieder zuwandte, und der Himmel weiß, wie dankbar wir Beide Ihnen dafür sind.

Der Vater setzte hinzu: „Es war auf einmal zu Ende mit all' den modischen Faxen."

„Als ich aber gar — sagte Wessels — durch Herrn Spring erfuhr, wie falsch er an Ihnen gehandelt hatte,

da kündigte ich ihm sogleich die Wohnung, und wir brachen allen Verkehr mit ihm ab."

„Aber ich begreife noch immer nicht — —" sagte Werner.

„Wie er auf den Esel gekommen ist?" fiel Spring ein.

„Das Kurze und das Lange von der Sache ist: er gab sich zum Denunzianten und Spion her, und das blieb nicht unbekannt. Als nun der Umschwung der Dinge eintrat, wollten ihm Manche auf's Kollett steigen, und er war seines Lebens nicht sicher. Da er sich nun nie über einen Ueberfluß von Courage zu beklagen gehabt hat — —"

„Er war eine Memme vom reinsten Wasser!" warf Brune ein.

„— — so glaubte er nicht anders seine kostbare Haut retten zu können, als wenn er das Weltmeer zwischen sich und seine Verfolger brächte. Er enteilte, er entfloh, er riß aus. So lang das mitgenommene Geld vorhielt oder der Vater Spieße nachschickte, mochte die Sache in Amerika gehen, aber als es damit haperte, da war die Herrlichkeit alle, und der ehemalige Assessor mußte sich zu dem idyllischen Berufe entschließen, dem er jetzt gewiß mit bestem Erfolge obliegt."

„Zog denn der Vater seine Hand von ihm ab?"

„Hat sich was abzuziehen! Man munkelte schon länger davon, daß Etwas faul wäre im Staat — Fal-

kenberg, und als nun die Geschichten losgingen, da meldete sich dieser und jener, der sonst das Maul gehalten hatte, es gab eine weitläuftige Untersuchung; mein Herr Justizrath wurde grober Betrügereien überführt, mußte sein ganzes Geld für Schadenersatz und Strafe herausrücken und stellt jetzt auf der Festung Meditationen über den Wechsel menschlicher Dinge an, während Frau und Töchter dem Vernehmen nach sich in Rottenheim von weiblichen Handarbeiten kümmerlich ernähren sollen."

Werner war von diesen Nachrichten so betroffen, daß er in tiefes Nachdenken versank und es vergaß, nach sonstigen Bekannten zu fragen. Bald aber zogen ihn die Freunde wieder in die Unterhaltung, und diese verbreitete sich über die Erinnerungen aus der Universitätszeit, über die Erlebnisse in Afrika, über die gegenwärtige Lage Deutschlands, so daß es Mitternacht wurde, bevor der Kreis sich löste. —

Nachdem sich Werner am andern Tage von Friseur und Barbier hatte bedienen lassen, nachdem er Einkäufe gemacht in Kleider- und Weißzeugmagazinen, beim Hutmacher und Handschuhhändler, ging eine solche Umwandlung mit ihm vor, daß namentlich Brune ihn gar nicht wieder erkennen konnte. Er fand in dem Wessels'schen und Schwind'schen Hause die zuvorkommendste Aufnahme, besonders das jüngre Schwind'sche Ehepaar erschöpfte sich in den Beweisen der liebevollsten Freund-

schaft. Die Mitglieder der Regierung, denen er sich vorstellte, machten seiner Rehabilitation auch nicht die geringste Schwierigkeit, ja den Regierungs-Präsidenten fand er bereits unterrichtet, da der vorsorgliche Westerholz das Nöthigste durch seinen Adjutanten hatte schreiben lassen, und bei der zuvorkommenden Geneigtheit, Werner's Wünsche zu erfüllen, waren seine Geschäfte in wenigen Tagen vollendet. Er hatte sogleich an seine Schwester geschrieben, um sie auf seinen baldigen Besuch vorzubereiten, da er mit Recht keine Ueberraschung beabsichtigte. Auch an seinen Gönner, den ehemaligen Prorektor, der sich noch ganz des früheren Ruhmes und bereits auch wieder der Gunst der Regierung erfreute, hatte er ein weitläuftiges Schreiben gerichtet und ihn schließlich um seinen Rath gefragt.

In den Zeitungen las er die für ihn sehr betrübende Nachricht, daß der ehemalige Obergerichtsrath von Leuteschreck, der als Volksmann den Namen Fürstenschreck angenommen hatte, in Kesselfort tapfer fechtend gefallen war.

Nach wenigen frohverlebten Tagen nahm er herzlichen Abschied von den Ramburger Freunden und Bekannten und eilte sehnsüchtigen Herzens der Heimat zu.

8. In der Heimat.

Es war ein schöner Sonntagsnachmittag. Im Geburtsdorfe Werner's, und zwar in dem Garten der ehrlichen Anne-Marie, saß der Doctor Felsberger mit seiner Frau unter dem Schatten der Bäume, vor ihnen spielten zwei Kinder von drei- bis vierjährigem Alter, indem sie Ketten aus den Stielen der Ringelblume verfertigten. Die Augen der schönen Mutter hafteten mit inniger Verklärung auf den spielenden Kindern, der Blick des Vaters kehrte von ihnen immer wieder mit dem Ausdruck befriedigten Glückes zur lieblichen Mutter zurück.

Elise sagte: „Werner, Du mußt dem Schwesterchen helfen, es kann mit dem Ring nicht fertig werden."

„Ich will ihm helfen — sagte der Knabe stolz — das Schwesterchen ist noch ein wenig dumm, aber ich bin schon groß."

„Ja, Du bist ein gewaltiger Kerl!" sagte Felsberger.

„Ich will auch ein gewaltiger Kerl werden!" rief das Mädchen.

„Du wirst auch groß!" tröstete die Mutter.

Nach einiger Zeit sprach Elise zu Felsberger: „Eigentlich hätten wir doch heut nicht von Haus gehen sollen,

denn es wäre ja möglich, daß Werner käme, und da macht es gewiß einen unangenehmen Eindruck auf ihn, wenn er in ein leeres Haus tritt."

„Ich glaube nicht, daß er heut schon kommt, liebe Elise, und selbst wenn es der Fall wäre, so erhält er ja von unsern Dienstboten Bescheid, und es wird ihm Vergnügen machen, heraus nach seinem Geburtsort zu kommen und Dich eben hier zuerst wieder zu sehen. Unsere häuslichen Räume sind ihm fremd, aber hier wurzelt jede Faser seines Gemüthes. Außerdem ist die Spannung des Erwartens im Hause unangenehmer zu ertragen als hier."

„Das ist wahr — stimmte Elise ein — ich lausche dann immer aus dem Fenster, und so oft ein Mann die Straße herab- oder heraufkommt, denke ich, es könnte der Bruder sein, so oft unsre Thür geöffnet wird, lasse ich Alles stehn und liegen und sehe zu, ob es nicht vielleicht Werner ist."

„Wann kommt der Onkel endlich?" fragte die Kleine. „Es dauert auch so lange!"

Der kleine Werner fragte: „Bringt er uns auch Etwas mit?"

„Ja — sagte der Vater — eine Ruthe für Kinder, die immer Etwas mitgebracht haben wollen."

Die Mutter begütigte: „Er erzählt Dir schöne Geschichten vom Vogel Strauß und anderen hübschen

Dingen." Sich darauf zu ihrem Manne wendend, sagte sie: „Eine größere und freudigere Ueberraschung hätte mir nicht zu Theil werden können, als durch Werner's Brief. An meinem Glücke fehlte mir ja Nichts, als die Ungewißheit über des Bruders Schicksal; ich machte mir sogar mein Glück gewissermaßen zum Vorwurf, denn während ich im ungetrübten Genusse alles dessen lebte, was das Herz erfreuen kann, mußte ich mir den einzigen Bruder in der Fremde denken, allen Wechselfällen und Gefahren eines abenteuerlichen Lebens ausgesetzt, vielleicht mit Entbehrung und Mangel kämpfend, vielleicht dem Elend erliegend. Und als sich nun das unbestimmte Gerücht von seinem Tode verbreitete, da wurde der Schmerz um ihn erst recht schneidend und tief; es kam mir vor, als wäre es meine Pflicht gewesen, den armen unglücklichen Bruder nicht von mir zu lassen, ihn mit liebenden Armen festzuhalten, ihn für neue Lebenslust und künftiges Lebensglück wieder zu gewinnen; ich meinte fast, ich hätte ihn in die Fremde gestoßen, so daß er das Vaterland verließ, um mit Franzosen in fernem Land gegen wilde Völker zu kämpfen."

Mit ernster Milde entgegnete Felsberger: „Das sind die Selbstqualen der Liebe, meine Theure. Was Deinen Bruder, nachdem es ihm ja anscheinend sehr wohl erging, so plötzlich veranlaßte, das Vaterland zu verlassen und sich in eine bedenkliche Laufbahn zu stürzen,

die ich nie gebilligt haben würde, das ist mir völlig unklar. Wäre er zu uns gekommen, so hätten wir ihn berathen können, als wir aber seine flüchtigen Abschieds-Zeilen erhielten, war er bereits auf dem Wege nach Straßburg. Du konntest Dir also nicht den geringsten Vorwurf machen."

„Es ist nur gut, daß er zurückgekehrt ist, und ich freue mich ganz außerordentlich darauf, ihn wieder zu sehen. Mein Herz hat von der Liebe so weniger Menschen gelebt: der Mutter, des Bruders, des Gemahls, daß jeder dieser Menschen mir deshalb um so theurer ist. Aber auch Du mußt ihn recht lieb haben, mein Bester, er wird unserer Liebe recht bedürfen, denn sein Leben als Soldat in einem fremden Krieg war doch gewiß recht arm an Liebe und Freude, und sein Auftreten in der Heimat ist natürlich wieder arm an Aussichten und Hoffnungen; da ist er ganz auf uns gewiesen, und nicht wahr: wir wollen ihm Alles sein, was unserer Kraft nur irgend möglich ist?"

Nicht ohne den Anflug einer leichten Mißbilligung erwiederte Felsberger: „Es scheint mir fast, Elise, als hegtest Du einige Bedenklichkeit über meine aufrichtige Theilnahme an Deinem Bruder und über meine Bereitwilligkeit, ihm liebend und stützend zur Seite zu stehen. Du würdest mir Unrecht thun, wenn Du auch nur den geringsten Zweifel dieser Art hegtest. Als Dein

Bruder ist Werner meiner herzlichsten Theilnahme gewiß, meine Lebenslage ist so, daß ich ihm jede wünschenswerthe materielle Unterstützung kann zukommen lassen, und es wird ihm an meiner Liebe und meinem Beistand gewiß nicht fehlen."

„Aber — sagte Elise schüchtern — ich lese dennoch auf Deiner Stirn irgend eine Bedenklichkeit in Beziehung auf Werner."

Sinnend entgegnete Felsberger: „Wenn ich bedenklich bin, so bin ich es vielleicht mehr wegen Deiner. Hast Du Dir, seitdem Werner seine Rückkehr angekündigt hat, auch schon genau bedacht, wie er zurückkehren wird?"

Elise sah ihren Mann fragend an.

Dieser fuhr fort: „Dein Bruder kommt gewiß als ein ganz Andrer wieder, als wie er von seinem Abschiede her in Deiner Erinnerung lebt; er ging als Jüngling von uns, er kehrt als Mann zu uns zurück."

„Nun aber das versteht sich ja von selbst."

„Bedenke, Elise, in welchem Beruf, in welcher Gesellschaft er die letzten Jahre zugebracht hat. Das französische Heer in Afrika ist durch die Art der dortigen Kriegsführung halb verwildert, noch verwilderter ist die Schaar von Fremdlingen, die sich dort zusammengefunden hat, von allen Enden der Welt her, durch jede mögliche Veranlassung zu diesem Verzweiflungsschritt veranlaßt,

ein Haufen von Abenteurern, denen feine Sitte fremd, Rohheit angeborne oder angewöhnte Natur ist."

Halbweinend sagte Elise: „Ich weiß nicht, warum Du mir das Herz so schwer machst, Du bist doch sonst so grausam nicht."

„Ich will auch jetzt nicht grausam sein, aber ich will Dich davor bewahren, daß Dich nicht vielleicht eine Wahrnehmung, die immer eintreten könnte, unvorbereitet treffe. Denke Dir, Dein Bruder käme wieder in nicht viel beßrem Aufzug als ein Bettler, mit wirrem Haar und Bart, in schlechter Kleidung, von wüstem Aussehn. Einer, der aus der Fremdenlegion entlassen ist oder sie verlassen hat, kann nicht in modischem Anzug, mit Hut und Handschuhen, auftreten. Wer weiß, mit welchem Mangel er hat kämpfen müssen, um nur vom französischen Seehafen hierher zu gelangen."

Es fiel eine Thräne aus Elisens Auge, und sie sagte weich: „Wenn er auch käme als der zerlumpteste Bettler, so wollte ich ihn doch an mein Herz drücken, und auch Du würdest ihn willkommen heißen."

„Das wohl. Aber bedenke ferner, Elise, wenn er nun nicht blos äußerlich verwildert wäre, sondern auch innerlich; wenn die Lebensverachtung der verzweifelten Menschen, unter denen er gelebt hat, ihn angesteckt hätte, wenn sein Gemüth an den Anblick des Gemeinen gewöhnt, sein Sinn für das Höhere und Edlere abgestumpft

wäre — — wir wollten ihm keinen Vorwurf machen, denn es wäre eher Unglück wie Schuld — aber kannst Du Dir auch diesen Fall als möglich denken?"

Elise brach in Weinen aus und sagte: „Wenn es so wäre, so würde ihn meine Liebe und die Erinnerung an unsere Mutter zurückführen auf die rechte Bahn, er sollte mir doch willkommen sein."

„Und mir auch!" rief Felsberger mit herzlichem Tone und schloß sein Weib zärtlich in die Arme. „Trockne Deine Thränen, jetzt bist Du gefaßt, Deinen Bruder zu empfangen, wie er auch kommen möge. Und hoffentlich kehrt er wenigstens seinem innern Menschen nach anders zurück, als ich eben angab."

Die Thränen abwischend, sagte Elise: „Werner ist gewiß kein schlechter Mensch geworden."

„Das denke ich auch nicht. So weit ich ihn kennen gelernt habe, besitzt er eine reiche Phantasie und ein edles Herz. Aber sein Charakter schien weich, das Leben mußte ihm seine Form erst geben; hoffentlich ist diese so geworden, wie sich von einem Sohn Eurer trefflichen Eltern erwarten läßt. Sollte aber das Unglück einen schlimmeren Einfluß auf ihn geübt haben, auch dann wollen wir ihn als unsern Bruder willkommen heißen, er hat dann unsre Liebe um so nöthiger."

Elise sah durch ihre Thränen lächelnd zu dem Gemahle auf und küßte ihn dann mit stürmischer Heftigkeit.

Die Kinder hatten sich während dessen aus der offnen Gartenpforte gewagt, um im Freien Blumen zu pflücken.

„Wo sind die Kinder?" rief Elise plötzlich, als sie deren Abwesenheit bemerkte.

Felsberger sagte: „Sie werden durch die Pforte gegangen sein."

Als die Eltern aufstanden, um nachzusehen, vernahmen sie einen Freudenruf der Kinder. Sie gingen auf die Pforte zu, da trat ihnen durch diese ein fremder Herr entgegen, das Mädchen auf dem Arm tragend, den Knaben an der Hand führend.

„Der Onkel ist da!" rief das Mädchen.

„Der Onkel ist da, nun könnt Ihr Euch freuen!" rief der Knabe.

Felsberger und Elise blickten überrascht und verwirrt den schönen jungen Mann an, aus dessen dunkelfarbigem Gesicht so lebendige Augen blitzten. Aber er ließ den Knaben los, setzte das Mädchen auf die Erde und flog auf Elise zu, die er jubelnd und weinend umarmte.

„Meine Schwester! meine theure süße Elise! Endlich habe ich Dich wieder!"

Fast krampfhaft schluchzend umfaßte Elise den Bruder, so daß die Kinder betroffen zum Vater flüchteten, welcher gerührt auf die Gruppe schaute.

„Mein Werner!“ stammelte sie endlich. „Bist Du's wirklich, mein geliebter Werner, nach so langer Trennung mir wieder geschenkt?“

„Ich bin's, und so Gott will, soll uns keine derartige Trennung wieder scheiden!“

Dann ging er auf Felsberger zu, ergriff leidenschaftlich dessen Hand und sagte: „Für Sie ist mein erstes Gefühl der innigste Dank, daß Sie meine einzige theure Schwester so glücklich gemacht haben. Des Himmels reichster Segen ruhe dafür auf Ihnen! Mein zweites Wort ist die Bitte: Haben Sie auch mich ein wenig lieb!“

Felsberger schloß den Schwager herzlich in die Arme und sprach: „Wir wollen rechte Brüder sein, denn uns verbindet die Liebe des trefflichsten Weibes.“

Und Elise schloß sich in die Gruppe ein, und die Kinder jauchzten, da sie Alle so froh sahen, und umarmten sich gegenseitig.

Aber Werner hob die Kinder an sein Herz empor und küßte sie, indem er sagte: „Diese lieblichen Sendboten begrüßten mich zuerst als die Engel des Glückes in der Heimat. Ich sah es gleich diesem holden Mädchen an, daß es das Kind meiner Schwester war, und dieser prächtige Junge begriff augenblicklich, daß ich sein Onkel war, ja ich glaube, er redete mich von selbst als solchen an.“

„Wir hatten so viel von Dir gesprochen!“ sagte Elise.

Der Knabe sagte: „Aber, Onkel, nun mußt Du uns auch hübsche Geschichten vom Vogel Strauß und von andern schönen Sachen erzählen.“

„Das soll geschehen, mein guter Bursche.“

„Ich heiße Werner.“

„Wenn ich Dich lieber haben könnte, würde ich Dich darum noch lieber haben.“

Und nun saß ein Kreis sehr froher Menschen zusammen. Aber zum rechten Erzählen konnte man nicht kommen, denn die Fragen gaukelten wie Schmetterlinge von einer Blume zur andern, ohne auf jeder lange zu verweilen, und die Kinder mischten sich dazwischen, und Anne-Marie wurde von ihrer Neugierde hingetrieben, um sich den fremden Herrn zu besehen, und war freudig überrascht, als es „Pfarrers Werner“ war. Dann mußte man noch den Kirchhof besuchen, und da war es bereits Zeit zur Abfahrt, denn der Kinder wegen durfte man nicht so gar lange verweilen. Aber als zu Hause die Drei ruhig bei einander saßen, da ging es an ein zusammenhängendes Erzählen. Werner verschwieg nicht, was ihn von Hohenfels und aus Deutschland fortgetrieben hatte, er war in Allem aufrichtig und vollständig, nur allein über seine Beziehung zu Clara ging er leicht hinweg, ohne das, was er gegen sie gefehlt, und das, was ihm beim Wiedersehn in Kesselfort an neuer

Hoffnung aufgegangen, näher zu bezeichnen. Doch Elise fühlte die Lücke, die sich hier in seinem Berichte befand und durch eine gewisse Verlegenheit in der Berichterstattung angedeutet wurde, mit weiblichem Scharfsinn heraus, und ihr Auge ruhte dann sinnend auf dem Bruder, während ihr Herz manche Hoffnung und Befürchtung für ihn hegte.

Die nächsten Tage verflossen um so angenehmer für Werner, als er sich nicht nur immer mehr von dem fest gegründeten häuslichen Glück der Schwester, sondern auch von der höchst bedeutenden Wirksamkeit und der aus derselben entspringenden allgemeinsten Achtung seines Schwagers überzeugen mußte. Um seine Stimmung noch froher zu machen, langte folgender Brief des berühmten Professors, an den er geschrieben hatte, an: „Sehr werther „Freund! Das Lebenszeichen, welches Sie mir von sich „gegeben, verursachte mir die größte Freude. Den Stür„men Ihres vielbewegten Lebens wird hoffentlich nun „eine glückliche Ruhe folgen, und von dieser darf ich „wie die gelehrte Welt um so mehr erwarten, als ein „günstiger Zufall Sie in eine Lage gebracht hat, wo „Sie Ihre Sprachstudien in einer Weise vervollstän„digen konnten, die uns Männern vom Fach abgeschnitten „zu sein pflegt. Es wäre nun mein eifriger Wunsch, „daß Sie Sich an unserer Universität als Privat-Do„cent habilitirten, um nach und nach in meine Wirk-

„samkeit, die doch den vorgerückten Jahren zu unter-
„liegen beginnt, einzutreten. Ich habe bereits Rück-
„sprache mit den geeigneten Persönlichkeiten genommen
„und darf Ihnen die Versicherung geben, daß die Fa-
„kultät Sie gern aufnehmen, die Behörde Ihnen jeden
„Vorschub leisten wird. Sie hätten Zeit und Muße,
„die höchst interessanten Manuscripte, von denen Sie
„mir Mittheilung gemacht, zu bearbeiten und heraus
„zu geben, worauf dann die Anstellung als außerordent-
„licher Professor in sicherster Aussicht steht. Da ich
„selbst bei Ihrem über meinen Vorschlag zu fassenden
„Entschluß in hohem Grade betheiligt bin, so sehe ich
„Ihrer gefälligen Antwort mit um so größerer Span-
„nung entgegen, bin und bleibe aber unter allen Um-
„ständen mit der herzlichsten Achtung und Theilnahme
„Ihr u. s. w."

So viel Grund Werner hatte, sich über diesen Brief zu freuen, so hohe Befriedigung derselbe Elise und Felsberger gewährte, da sie dem Wiedergewonnenen eine ehrenvolle Laufbahn geöffnet sahen: so war doch ein Umstand vorhanden, der dem jungen Manne nicht so recht gefiel. Es mußte nämlich doch noch ziemlich lange dauern, bevor er sich auf diesem Wege einen häuslichen Heerd gründen konnte, um so länger, je mehr er selbst fühlte, daß er durch die letzten Lebensjahre den Wissenschaften und Sprachen, deren er neben seinem Haupt-

studium nicht entbehren konnte, einigermaßen entfremdet war, also viele Mühe und Zeit darauf verwenden mußte, um sich wieder hinein zu arbeiten. Dies verzögerte aber in schmerzlicher Weise die Frage, die er Clara und ihrem Vater vorlegen wollte, machte aber dadurch seine Stellung zu Beiden vorerst gezwungen und schwankend, rückte vor Allem ein holdes Glück, auf das er hoffen zu dürfen sich für berechtigt hielt, in weite ungewisse Ferne.

Indessen es war doch immer schon viel, unendlich viel gewonnen, und Werner empfand das recht dankbar. Er theilte nun den Seinigen mit, daß er eine kleine Reise nach Schloß Westerholz antreten müsse. Felsberger nahm diese Nachricht mit einiger Bedenklichkeit auf, denn er mochte fürchten, sein Schwager wage sich wieder in einen Kreis, in dem er schon einmal bittere Erfahrungen gemacht hatte; aber Elise beseitigte erfolgreich diese Bedenken, indem sie für sich selbst von der Reise das Beste für den Bruder hoffte. Nachdem also Werner dem Grafen den Zeitpunkt seiner Ankunft brieflich mitgetheilt hatte, reiste er ab.

9. Rosalinde und Clara.

Der Wagen, welcher Werner von der nächsten Eisenbahn-Station abgeholt hatte, fuhr nicht auf den Schloßplatz vor die große Treppe, sondern bog seitwärts ab und hielt an einer Gartenpforte. Ein Bedienter, der hier gewartet zu haben schien, war behilflich beim Aussteigen, führte den Fremden in den Garten und entfernte sich dann. Werner behielt nicht Zeit, diese Art des Empfanges befremdlich zu finden, denn schon schritt ihm eine hohe Frauengestalt entgegen, die ein Kind an der Hand führte. Das war Rosalinde. Ihre wahrhaft erhabne Schönheit hatte nicht durch die Zeit gelitten, sie war durch eine gewisse Bewußtheit, Gattin und Mutter zu sein, nur würdevoller geworden. Werner fühlte wieder Etwas von dem Erbeben, was ihn sonst immer beim Anblick dieser seltnen Reize durchschauert hatte, aber die Erinnerung an Vergangenheit und kürzlich Erlebtes, das Erfülltsein vom Gedanken an Clara — das waren die Wächter seines Herzens, die keine Schwäche hinein ließen. Und Rosalinde — — hatte sie ihr Töchterchen bei sich als Schutzengel, der die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Empfindungen beim Wiedersehen abwehren sollte? Sie wechselte einmal stark

die Farbe, dann aber behauptete das gewohnte Roth sein Recht, die strahlenden Augen sprachen nur von Güte und Freude, sie reichte dem rasch Herzutretenden die Hand.

„Herzlich willkommen im Vaterland — sagte sie mit innigem Tone — Sie unvergeßner Freund, tausendmal willkommen als der Lebensretter meines geliebten Gemahls."

Werner führte die dargebotne Hand an seine Lippen und sprach in hohem Grade gerührt und ergriffen: „Daß dieses Wiedersehn hat kommen können, ist die süßeste Beschwichtigung für tausendfache nagende Vorwürfe, ist ein unverdienter Trost für selbst verschuldete schwere Leiden — es ist einer der seligsten Augenblicke meines Lebens."

Rosalindens Augen wurden feucht, sie sagte weich: „Auch ich gestehe gern, daß mich dieses Wiedersehen mit der höchsten Freude erfüllt, und wir wollen uns dieses schöne Erlebniß nicht durch schmerzliche Erinnerungen oder gar durch Selbstvorwürfe verkümmern. Genug, daß wir uns wiedergefunden haben in einer Lage, welche uns die Fortsetzung der freundschaftlichsten Beziehungen gestattet. Meiner herzlichsten Theilnahme konnten Sie unter allen Umständen gewiß sein; das Schicksal hat es aber so wunderbar gefügt, daß ich Ihnen auch mein höchstes Lebensgut verdanken muß, das Leben meines

Gatten; indem Sie mir den Mittelpunkt all' meines Glückes, indem Sie diesem Kinde den Vater erhielten, bin ich mit den Meinigen durch tausend neue Bande an Sie geknüpft."

„O schweigen Sie — fiel Werner lebhaft ein — von einer Handlung, die nur der Zufall möglich machte, die ich ja auch vollbracht haben würde, wenn es dem Leben eines Fremden und nicht des hochverehrten Grafen Westerholz gegolten hätte, welchem ich mich bereits so innig verpflichtet fühlte. Es erfüllt mein Herz mit Wonne, daß ich nicht einmal zu fragen nöthig habe, ob Sie glücklich sind. In den Augenblicken der einsamsten Abgeschiedenheit, in welche mein seltsames Geschick mich führte, in der fernen Oase der afrikanischen Wüste umschwebte mich wie eine Offenbarung der tröstende Gedanke, daß Sie glücklich sein würden, glücklich an der Seite des Ihrer würdigen Mannes, dessen Trefflichkeit ich in einer schweren Stunde kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte."

„Ja, mein Freund — sagte Rosalinde — ich bin vollkommen glücklich durch den Mann, den ich Ihnen gewissermaßen doppelt verdanke. Denn die Aufgeregtheit meines Gemüthes hätte mich damals vielleicht dauernd gegen die Vorzüge meines jetzigen Gemahls verblendet, wenn ich ihn nicht gleichsam als ein Vermächtniß fügsam von Ihrer Hand angenommen hätte. Es

konnte meinem Glück bis jetzt nur die Sorge um den Freund einen Abbruch thun, und auch diese Sorge ist nun beseitigt."

Werner beugte sich zu dem Kinde, das still und sinnig zu dem fremden Manne aufsah, küßte es leicht auf die Stirne und fragte: „Hast Du mich auch lieb?"

„Ja!" sagte das Mädchen, für welches Werner den Talisman besaß, der alle Kinderherzen öffnet, nämlich einen Klang der Stimme, welchen Kinder lieben.

Mit wahrer Seligkeit schaute Rosalinde auf Ihr Kind und auf Ihren Freund.

„Wie geht es dem Herrn Grafen?" fragte Werner.

„Ganz nach Wunsch. Die ungefährliche Wunde ist bereits im Heilen begriffen."

Werner zögerte einige Augenblicke, dann zwang er sich zu der Frage: „Und wie steht es auf Hohenfels?"

„Mein Vater — antwortete Rosalinde — lebt einsam, aber zufrieden; er scheint eine hohe Genugthuung darin zu finden, mich glücklich zu wissen. Meine Brüder hat er in ein vorzügliches Institut geschickt. Und noch eins muß ich Ihnen von ihm sagen: er denkt jetzt ganz anders über Sie, als in der unglücklichen Stunde, wo Sie Hohenfels verließen; es gelang meinem Gemahl leicht, ihn davon zu überzeugen, daß er zu hart und ungerecht gegen Sie gewesen war."

„Ungerecht nicht!" sprach Werner für sich hin.

„Darüber lassen Sie uns nicht reden, jedenfalls hat er eine ganz andre Meinung von Ihnen.“

„Nun, ich bin auch hierfür um so dankbarer, je weniger es zu verdienen ich mir bewußt bin.“

Rosalinde sagte herzlich: „Belasten Sie sich nicht ferner mit dem Vorwurfe einer Schuld, ich müßte ihn ja mit Ihnen tragen.“

Sie rief jetzt eine Dienerin herbei, die sich in der Entfernung aufgehalten hatte, und übergab ihr das Kind. Dann sprach sie mit frohverklärtem Gesicht: „Nun zu etwas Andrem, mein Freund.“

„Sie wollen mich Ihrem Herrn Gemahl zuführen?“

„Noch nicht. Ich will vorher unser Wiedersehn feiern durch eine Gabe. Folgen Sie mir nach.“

Sie führte Werner durch den Blumengarten zu einer abgeschiednen dichtbekleideten Laube. Als sie in dieselbe voranschritt, und Werner nachfolgte, stand er plötzlich vor — Clara, die sich rasch von einem Sessel erhob. Rosalinde war neben sie getreten und hatte ihre Hand gefaßt. Die zwei Gestalten neben einander gewährten ein herrliches Bild: die vollaufgeblühte rothe Rose und die im Aufblühn begriffne weiße Rose, über deren reine Blätter nur ein zarter röthlicher Hauch hingeweht ist. Aber jetzt wandelte sich dieser Hauch in volle Färbung, denn Clara erglühte in jungfräulicher Scham.

„Aus der Hand der Freundin empfangen Sie

die Geliebte!" sprach Rosalinde mit einer von Rührung fast erstickten Stimme, und nachdem sie Clara's Hand in die Werner's gelegt hatte, als die in süßen Schauern erbebende Jungfrau die Augen in holder Verwirrung niederschlug, der junge Mann mit seinen Blicken seine ganze Seele auf ihr ruhen ließ, da war Rosalinde leise und unmerklich entschwunden, indem sie durch die entgegengesetzte Oeffnung der Laube hinausglitt.

Werner hielt die zitternde Hand fest, die ihm nicht entzogen wurde, er sprach leise, aber innig: „Clara, meine geliebte Clara, wollen Sie wirklich die Meinige sein?"

Und indem er den andern Arm ausbreitete, sank Clara an seine Brust. Er drückte sie fest an sich, seine Lippen suchten die ihrigen, und er drückte einen heißen Kuß auf den noch unberührten Mund.

Clara blieb ruhig an seinem Herzen liegen, es war ihr, als könne sie sich da in aller Scham und Scheu der besiegten Jungfräulichkeit am Besten vor sich selbst verbergen; sie schmiegte sich nur fester an den Freund, indem sie sich gleichsam in sich selbst zusammenzog. Aber wie aus einem sichern Versteck schlug sie die großen Augen zu ihm auf und flüsterte: „Haben Sie mich denn auch recht lieb?"

„Ich liebe Sie unendlich tief und warm!"

„Und wollen Sie mich auch immer lieb behalten?"

„Ewig, meine süße Clara!"

Und er beugte sich nieder und küßte sie abermals, und diesmal erwiederte sie den Kuß, erst schüchtern, dann stärker und heißer, ihr Arm umschlang ihn, sie drückte ihn fest an sich, sie preßte ihre Augen mit den entströmenden Thränen eng an seine Brust.

„Du weinst Clara?“ fragte er sanft.

„O, ich bin so glücklich!“

„Also Du liebst mich wirklich?“

„Ich habe Sie schon geliebt, als ich noch ein Kind war, damals als Sie das erste Mal auf dem Forsthause waren.“

„Und ich Unseliger habe Deinem Herzen so sehr wehe gethan!“

„Ja, aber das hat so kommen müssen. Wenn ich nicht um meine, wie ich glaubte, verlorne Liebe getrauert hätte, wäre ich nun nicht so glücklich. Aber sollen wir jetzt nicht zu meinem Vater gehen?“

„Zu Deinem Vater, ja! Darf ich ihm jedoch so mit Dir entgegentreten? Wird er nicht mit Recht mir zürnen, daß ich entscheidende Worte gesprochen, bevor mein Schicksal gesichert ist? Muß ich nicht mir zürnen, daß ich die Entscheidung getroffen, bevor meine Lage mich dazu berechtigt? Ich habe Dich nie aus dem Herzen verloren; als ich beim Zusammentreffen in Kesselfort gewahrte, daß Du noch für mich zu erlangen seist, da stand es unerschütterlich fest in meiner Seele, daß das

Ringen nach Deinem Besitz von nun an mein ganzes Streben sein werde, aber ich war auch eben so fest entschlossen, die letzte wichtige Frage nicht eher an Dich zu richten, bis ich ein Recht dazu hätte. Und nun hat mein überwallendes Gefühl mich doch hingerissen. Rosalinde — ich meine: die Gräfin Westerholz hat es gut gemeint, aber sie hätte mein schwaches Herz nicht so in Versuchung führen sollen!"

Es glitt ein Schatten über Werner's Stirn, und es war, als wolle er sich losreißen aus Clara's umschlingendem Arm bei dem demüthigenden Bewußtsein, dennoch wieder als ein Epimetheus gehandelt zu haben trotz aller ernsten Vorsätze, und gerade in der wichtigsten Angelegenheit seines Lebens.

Aber Clara hatte ihm in die Augen geschaut und jene Wolke wohl bemerkt; sie hatte in der Offenbarung der gesteigertsten Seelenthätigkeit den bloßen Gedanken des Geliebten, sich von ihr los zu machen, gefühlt, sie drückte ihn noch fester an sich und sprach mit treuer herziger Stimme: „Rede nicht so, mein Geliebter! In dem Ernste jener schweren Augenblicke zu Kesselfort, wo uns der Tod so nahe war, und wo wir zusammen sterben wollten, wo es mir ein süßer Gedanke war, von Deiner Hand zu sterben: in dem heiligen Ernste jener Augenblicke vermählten sich unsre Seelen. Ich hab' es verrathen, als Du leblos hinsankst, und auch Du sollst

es verrathen haben, wie man mir sagt, als Du wieder zur Besinnung kamst — — was wollen nun dagegen die irdischen Bedenken sagen? Darum willigte ich auch auf den Wunsch der Gräfin ein, mich gleich bei Deiner Ankunft hier als Dein eigen Dir übergeben zu lassen. Wir gehören uns nun für immer. Wann wir die irdische Verbindung schließen können, das kommt dagegen nicht in Betracht; wenn es auch Jahre dauerte: was thut's? Sollten wir uns zwingen, wie Fremde neben einander herzugehen, wenn wir uns so ganz gehören? Und wenn wir auch nie den Bund durch das Gelöbniß vor dem Altar bestätigten, so wären wir ja doch verbunden und gebunden, ich wenigstens betrachtete mich so und wäre glücklich dabei. Warum hättest Du also Dein Gefühl gewaltsam unterdrücken und so lange warten wollen, bis äußere Umstände sich so oder so gestalteten? Du darfst der Gräfin und Dir selbst keinen Vorwurf machen."

Beschämt drückte Werner die Holde an sich und sagte: „O Du süße Schutzrednerin meines schwachen Herzens, vor Dir findet es freilich Entschuldigung, aber vor Deinem Vater?"

Sie erwiederte mit einigem Ernste: „Du kennst meinen Vater nicht ganz, wenn Du ihn für so bedenklich hältst. Uebrigens wußte er ja um den Plan der Gräfin und hat seine Einwilligung dazu gegeben."

„Ja, das hat er!" rief Degenhart, der in diesem Augenblick, die Zweige auseinander biegend, in die Laube trat, vor welcher er einige Zeit lauschend gestanden hatte; hinter ihm wurden Arm in Arm Westerholz und Rosalinde sichtbar. Gerührt fuhr er fort: „Komm' an mein Herz, mein Sohn!" Und die beiden Männer umarmten sich mit feuchten Augen. Clara aber eilte, als sie Rosalinde erblickte, auf sie zu und warf sich stürmisch an ihre Brust. Westerholz trat zu Werner, schüttelte ihm herzlich die Hand und sagte: „Meine besten und innigsten Glückwünsche, lieber Thormann!"

Werner sprach: „Ich möchte nun dem Glück zurufen, daß es inne halten solle mit seinen Gaben, denn es überschüttet mich zu sehr."

„Der Mensch — sagte Degenhart — muß viel Glück vertragen können, denn er hat ja oft auch gar vieles Unglück zu ertragen. Wegen Deiner zukünftigen Lebensstellung aber mache Dir keine Sorgen, mein Sohn. In der großen Berathung, welche vom Herrn Grafen, der Frau Gräfin und mir abgehalten wurde, fiel der Beschluß dahin aus, daß vorerst die beiden Menschen sich finden und vereinigen sollten, die, wie ich glaube, vom Himmel selbst für einander bestimmt sind. Das Uebrige muß und wird sich befriedigend lösen."

Der Graf nahm das Wort: „Uebrigens haben wir auch in dieser Hinsicht unsern Plan. Die Stelle eines

Bibliothekars an der berühmten königlichen Bibliothek ist, wie ich weiß, offen geworden, und es wird unsrem vereinten Einfluß nicht schwer fallen, Sie in dieses für Sie so ganz passende Amt zu bringen. Gewiß können Sie sich von Ihrer Universität Belege verschaffen, daß Sie sich mit sprachlichen Studien beschäftigt haben."

Werner holte den Brief des Professors aus der Tasche und überreichte ihn dem Grafen. Als dieser denselben gelesen, rief er erfreut: „Mit diesem Blatt allein sichre ich Ihnen die Stelle!"

„Und ich — sagte Degenhart — nehme nun den Ruf als Forstrath in die Residenz, über den ich mich noch nicht entscheiden konnte, gern an, um mit meinen Kindern zu leben. Der Herr Graf aber wird über kurz oder lang auch dorthin versetzt, dann wollen wir einen schönen Kreis froher Menschen bilden."

„Es ist wirklich zu viel des Glückes!" sagte Werner. „Das Geschick hat mich auf weiten Umwegen zu einem Ziele geführt, wo mir die Erfüllung aller Wünsche entgegen winkt. Diese Gnade des Himmels soll mich wenigstens dankbar finden!"

Er eilte wieder auf Clara zu, umarmte und küßte sie, und die Andern standen um sie her mit gerührten Herzen und frohen Blicken.

---

10. Schluß.

Rosalinde ruhte nicht, bis Doctor Felsberger seine Frau zu einem längeren Besuche nach Schloß Westerholz brachte, und die Aufnahme derselben war von allen Seiten die herzlichste. Da auch der Regimentsarzt Schramm der an ihn ergangenen Einladung gefolgt war, so fand sich ein Kreis innig verbundener, trefflichster Menschen zusammen. Als eigentlichen Mittelpunkt dieser Vereinigung mußte sich Werner ungeachtet alles bescheidenen Sträubens betrachten lassen, da gleichsam von ihm die Fäden ausliefen, welche die Uebrigen verknüpften.

In der größten Gartenlaube saß die ganze Gesellschaft. Nur mit der höchsten Befriedigung konnte der Blick eines jeden Beobachters auf den drei weiblichen Gestalten ruhen, die in traulicher Nähe zusammensaßen: wer hätte aber entscheiden mögen, ob er der stolzen Schönheit Rosalindens, gemildert durch den freudestrahlenden Ausdruck inniger Befriedigung, oder ob er der milden Anmuth Elisens, belebt durch das reinste Glücksgefühl eines uneigennützigen Herzens, oder ob er der jungfräulichen Herrlichkeit Clara's, durchwärmt und gehoben von der mächtigsten Liebesfülle, den Preis zuerkennen solle? Wer hätte nicht gern hier die Genien des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung ver-

einigt zu sehen gemeint und ein Leben glücklich genannt, dem diese Gestirne in wohlwollender Gunst strahlten? — Rosalinde wußte eben so leicht die bescheidene Unterordnung Elisens, wie die scheue Zurückhaltung Clara's zu besiegen, so daß in dem kleinen weiblichen Kreise die Vertraulichkeit von Freundinnen zugleich mit der Herzlichkeit von Schwestern herrschte.

Die Unterhaltung der Männer hatte sich auf die Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit gewandt.

Schramm sagte: „Hier in diesem Staate wenigstens ist der Hydra der Revolution einer ihrer Köpfe so abgehauen, daß er nimmer wieder wächst, und ich denke, anderswo wird es mit den andern Köpfen ebenso gehen."

„Freuen Sie sich unbedingt und uneingeschränkt über diese Niederlage?" fragte Degenhart.

„Das kann ich nicht leugnen. Ich erkenne alles Heil der Menschheit nur in der Ordnung eines gesunden Organismus und in einer organischen Fortentwickelung."

„An Krisen — bemerkte Felsberger in ruhiger feiner Weise — wird es so wenig im Organismus des Staates wie in demjenigen des Individuums fehlen."

„Aber sie sind die Resultate einer Störung, und die Störung ist ein Fehler, dessen Verantwortlichkeit mehr oder weniger nachweisbar ist, mithin läßt sich auch die schärfste Strenge in Bekämpfung der Krisen rechtfertigen.

Felsberger sagte: „Die Krisen sind nur Bestrebungen des Organismus, eines krankhaften Elementes sich zu entledigen, die Heilkunst hat nicht so wohl zu bekämpfen und dabei zu quälen, als vielmehr nur nachzuhelfen und zu beseitigen, sonst legt sie den Grund zu neuen Krankheiten und Krisen."

Westerholz nahm das Wort: „Ich wundere mich um so mehr, lieber Doctor, Sie so streng zu finden, als ich weiß, daß Sie auf der Universität zu einer patriotischen Verbindung gehörten, welche sich meines Wissens vielfach mit der Umgestaltung Deutschlands beschäftigte."

„Sie meinen die Burschenschaft, Herr Graf? Diese sonderliche Verbindung führte gleichsam ein Doppelleben: ein klarbewußtes energisches Tagleben und ein traumhaftes, fast somnambüles Nachtleben. Ich meines Theils habe mich nur an jener ersten Seite ihres Daseins und Wirkens betheiligt und von der zweiten stets losgesagt."

„Diese zweite Seite der Burschenschaft — sagte Westerholz — hat aber wohl zum großen Theil die Veranlassung gegeben zu den Ereignissen, die wir erlebten."

„Ich wasche meine Hände in Unschuld!" rief Schramm.

Aber Degenhart meinte: „Mitgegangen, mitgefangen! Sie sind ebensowohl ein moralischer Urheber der letzten Bewegungen, wie mein Sohn Thormann."

„Gott bewahre! Thormann war ein in der Wolle gefärbter Burschenschafter, obwohl durchaus keiner von den schlimmen, ich aber war nur eine Art von Laienbruder."

„Also Sie leugnen nicht — fragte Westerholz — daß dennoch die Burschenschaft politische Tendenzen verfolgte, und daß mithin das strenge Verfahren der Regierungen gegen diese Verbindung gerechtfertigt war?"

„Wenn das Verfahren der Behörden auch einigen Grund haben mochte, so war es doch jedenfalls übertrieben."

Werner sprach mit Eifer: „Die unbegründete Strenge der Regierungen hat erst der Verbindung einen bedenklichen Charakter gegeben, weil sie dieselbe in eine entschiedene Opposition drängte. Ich will überhaupt nicht sagen, daß die Regierungen, wie sie damals waren, hätten Gefallen am deutschen Patriotismus der akademischen Jugend finden sollen und können, aber jedenfalls verschlimmerten sie die Sache durch die Art ihres Auftretens. Daß ferner die revolutionären Bestrebungen der letzten Zeit gar Nichts mit der Burschenschaft zu thun gehabt haben, glaube ich mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen."

„Wenn auch nicht unmittelbar — warf Westerholz ein — doch mittelbar dadurch, daß sie patriotische Freiheitsideen verbreitete und somit den Samen ausstreute, aus dem so rasch die unheilvolle Saat hervorwuchs."

Werner erwiederte: „Ich bin zu sehr aus dem Zu-

sammenhang der Begebenheiten gerissen gewesen, um mit Gründen widersprechen zu können, aber meinem Gefühl und meiner Ueberzeugung nach konnte nie und nimmer aus der Saat der burschenschaftlichen Ideen so viel Unkraut hervorkommen. Mochten auch einzelne Genossen der Verbindung in bewußter oder unbewußter Heuchelei fanatische Grundsätze predigen, so sind doch eben diese, wie Schramm auch bestätigen wird, am stärksten in's extreme Gegentheil umgeschlagen; die übrigen Fractionen von den Enthusiasten, wie ich einer war und noch immer bin, herab bis auf die Volontäre, die nur die praktische Seite des akademischen Lebens auffaßten, wie Freund Schramm gethan hat, sind gewiß unschuldig."

„Ich muß als Dein Bundesgenosse auftreten, lieber Werner — sagte Felsberger — indem ich aus unbetheiligter Ferne die politischen Erscheinungen der letzten Jahre aufmerksam verfolgt habe und ein Urtheil darüber abzugeben wagen darf. Die Ideen, welche unser Volk so aufgeregt und aufgewühlt haben, sind überhaupt nicht patriotisch deutscher Art, ja sie stehen damit sogar im schärfsten Gegensatz; sie sind rein französischen Ursprungs, Resultate einer krankhaften Doctrin, welche in Eitelkeit wurzelt. Nur bei den Franzosen scheint es möglich, daß gleichsam ein Rausch des Verstandes stattfinden kann, woraus dann die ungeheuerlichsten Dinge entspringen: Communismus mit seinen absurden Consequenzen, Ge-

heimnisse von Paris und Ewige Juden mit ihrem Mangel an gesundem Menschenverstand und echtem Gefühl, aber auch die rothe Republik mit der Guillotine. Nie hat die Menschheit mit schärferen Messern gespielt, als unsere leichtsinnigen Nachbarn jenseits des Rheins. Diejenigen Deutschen, welche sich von dieser Doctrin haben blenden lassen — mochte nun auch bei ihnen Eitelkeit oder mißverstandne Tugend zum Grunde liegen — sind die Veranlasser der letzten Erscheinungen gewesen. Die ehemaligen Burschenschaftsmitglieder haben allerdings deutschen Patriotismus gepflegt und verbreitet, haben die deutschthümlichen Bestrebungen hervorgerufen — wenigstens zum großen Theil — haben aber nur Anspruch auf die Dankbarkeit aller echten Vaterlandsfreunde und würden ihre besonnenen und gereiften Wünsche muthmaßlich erfüllt gesehen haben, wenn nicht jene Demagogen die Sache in die Hand genommen und gründlich verpfuscht hätten."

Schramm nickte beistimmend mit dem Kopfe und sagte: „So weit meine Kenntniß reicht, haben Sie vollkommen Recht. Es ist vielleicht kaum ein Einziger, der früher mit Leidenschaft an der Burschenschaft hing, an die Spitze der Aufstände getreten, sondern die Freiheits-Ideen der Aufwiegler waren wohl alle von jüngerem Datum, dagegen scheinen überall die ehemaligen Mitglieder der Burschenschaft den Kern der liberalen Vereine

gebildet und sich im Kampf mit den Republikanern auf die Seite der Regierungen gestellt zu haben."

In treuherzigem Tone fügte Degenhart bei: „Mögen die Regierungen das auf der einen Seite zu würdigen wissen und auf der andern Seite das ihnen bewiesene Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen!"

„Aber Sie, lieber Thormann — sagte Westerholz — sind ein wahrer Märtyrer der Burschenschaft geworden."

„Nicht der Burschenschaft — entgegnete Werner — sondern nur meiner Unbesonnenheit. Ich weiß es meinem Geschick jetzt Dank, daß es mich auf so außerordentlichen Umwegen zur Selbsterkenntniß und richtigen Lebensauffassung geführt hat. Was ich dabei erduldet und gelitten, wurde mir überreich vergolten, denn in dem Augenblick, wo ich am hoffnungslosesten und ärmsten schien, erwachte ich unter den besten Freunden zu neuem Leben und neuem Glück."

Seine freudestrahlenden Augen flogen hinüber zu der Braut, der Schwester, der Freundin, und die süßen Blicke, die ihm entgegen leuchteten, besiegelten die Wahrheit des gegenwärtigen Glückes und die Hoffnung auf dessen Dauer.

Druck von Leopold Freund in Breslau.

Rosen, Ludwig

Werner Thormann ein Roman

Bd.: 3

Breslau 1859